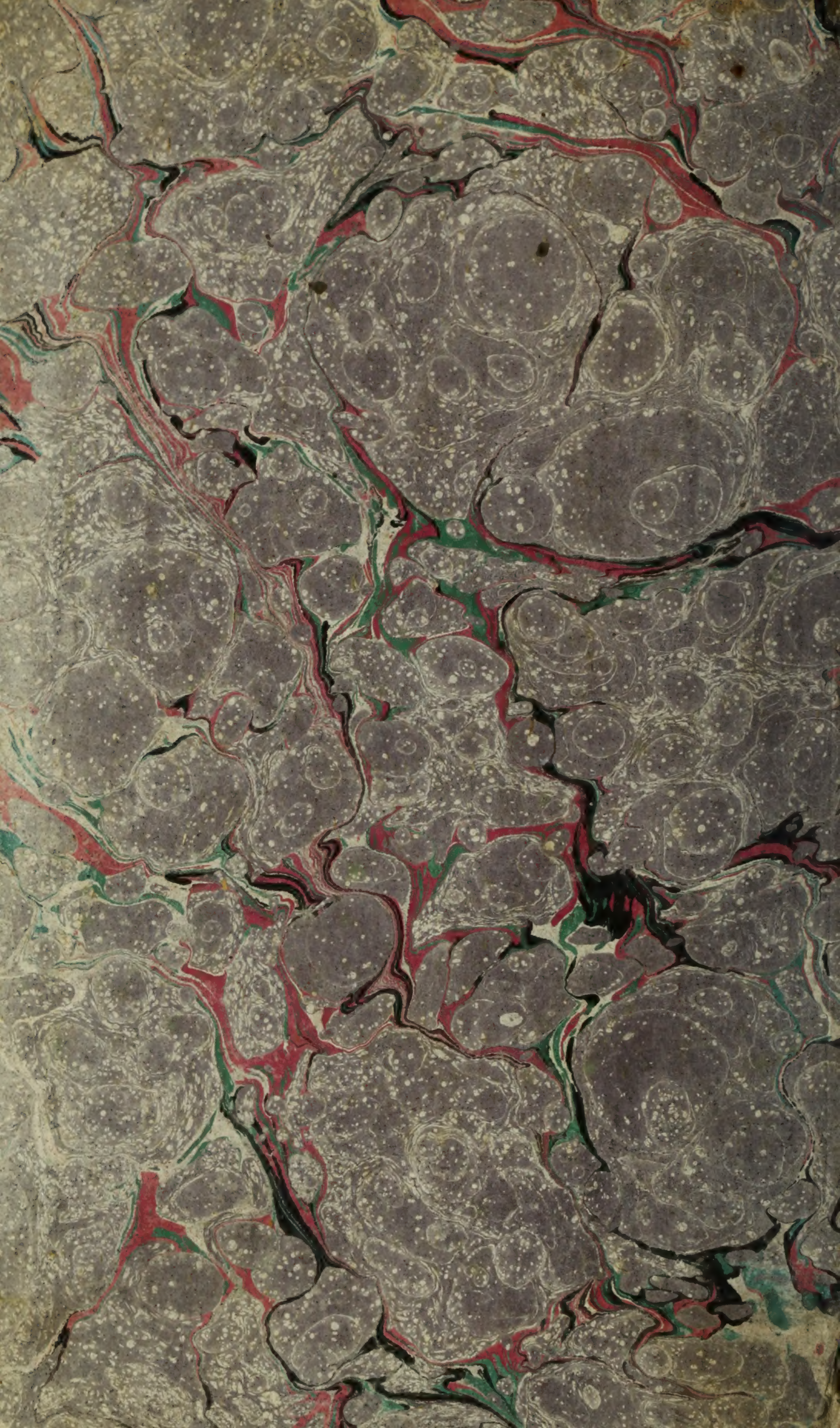
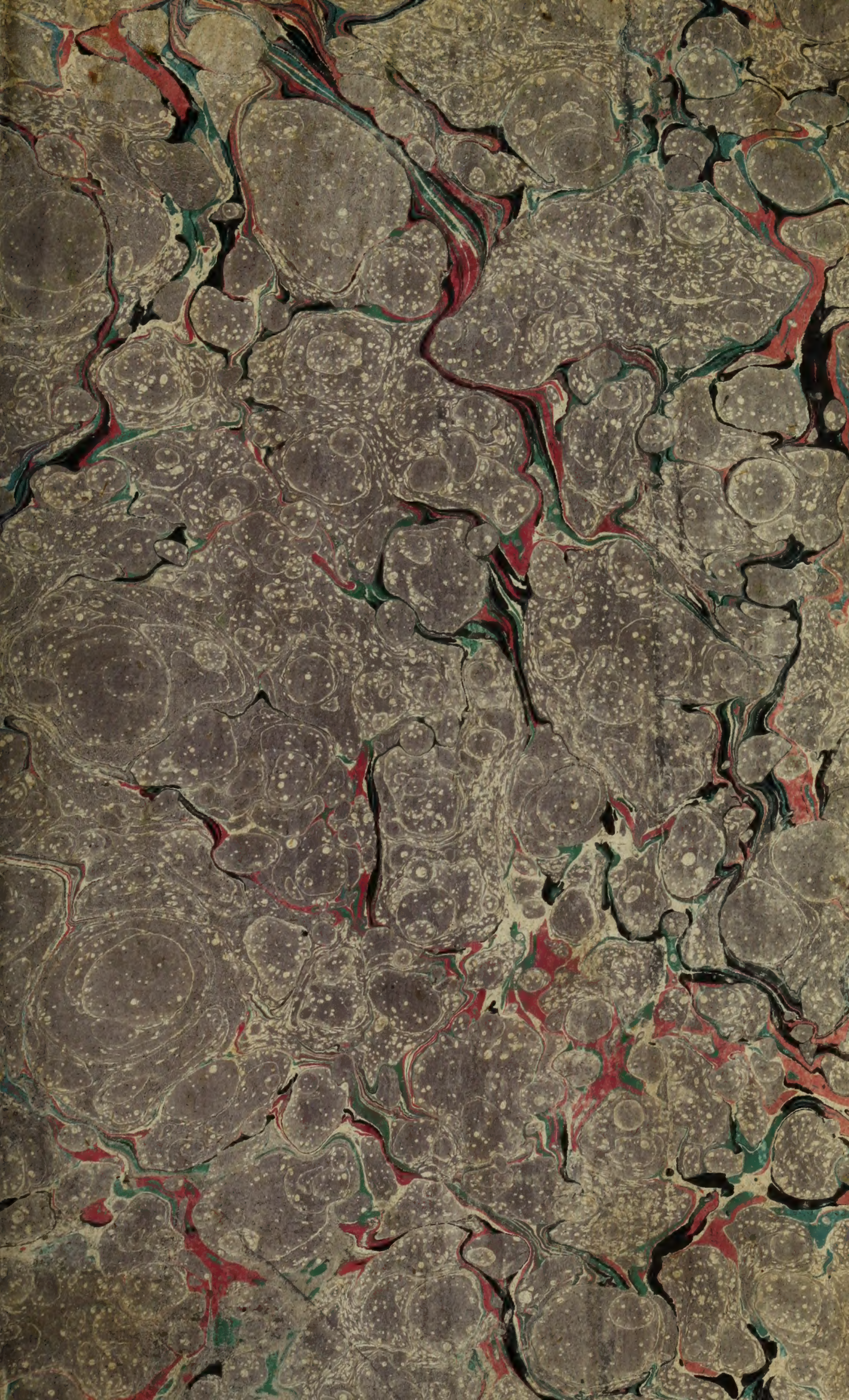






America,

nach seiner ehemaligen und jetzigen Verfassung

dargestellt

nach den besten

Geschichts- und Reisebeschreibungen.

Ein Beitrag

zur

Geographie, Natur- und Völkergeschichte

von Westindien.

Für Liebhaber der Völker- und Länderkunde

herausgegeben

von

Franz Jacob Kutscher,

Prediger zu Afferde bei Hameln.

Zweiter Band.

Schleswig, 1804.

bei Johann Gottlob Röhß.

Vorrede.

Bei Ausarbeitung dieses Bandes habe ich mich an eben die Ordnung gebunden, die ich mir gleich beim Anfange der Arbeit vorgeschrieben hatte. Nur ist der Inhalt dieses Bandes spezieller, als der des Vorigen. Das konnte auch nicht anders seyn, da jene beiden großen Länder und Völker in America, von denen, dem Plane nach, hier die Rede seyn sollte, den reichhaltigsten Stoff zu einer historischen Behandlung hergeben, der sehr leicht, wenn man wollte, noch einige Bände mehr ausfüllen könnte.

Die Quellen, deren ich mich bei Bearbeitung dieses Bandes bedient habe, findet man zum Theil schon in der Vorrede zum ersten Bande angeführt: Doch eben die spezielle Geschichte der beiden hier beschriebenen Völker machte noch besonders die Lectüre und Benutzung folgender Werke nothwendig: Ant. de Solis Geschichte der Eroberung, Bevölkerung und sonstigen Beschaffenheit von Mexico oder Neuspanien, aus dem Spanischen übers. 1748. — Nouvelle Relation concernant les Voyages de

Thomas

Thomas Gage dans la nouvelle Eſpagne, avec la Deſcription de la Ville et du Païs du Mexique etc. trad. de l'Angl. par B. H. Oneil. à Paris. 1676. — Ynca Garcilaſſo de la Vega Hiſtoire generelle du Peru, und ej. Hiſtoire des Yncas. — Franc. de Xerez (Secretär des Franz Pizarro) Geſchichte der Erobe- rung von Peru. — Nach dieſen, ſo wie auch nach Robertſons Hiſtory of America, ſind beide Abtheilungen dieſes Bandes bearbeitet worden. —

Hier haben denn die Leſer die verſprochene Fortſetzung von der Entdeckung und Eroberung der zwei größten und cultivirteſten Reiche in der neuen Welt. Vielleicht leſen Liebhaber der Geſchichte, die Begebenheiten des in allem Betracht merkwürdigen Cortez und nicht minder intereſſanten Pizarro, mit Vergnügen ſelbſt dann noch einmal gern im Zuſammenhange, wenn ſie ihnen auch nicht mehr ganz neu ſeyn ſollten. Sind ſie ihnen noch neu, ſo werden ſie vom Anfang bis zu Ende — dafür ſtehe ich — anziehend für ſie ſeyn, und ſie werden Gelegenheit in Menge haben, über die Größe ſowohl, als über das Elend der Menſchheit nachzudenken. Sind ſie ihnen nicht mehr neu; ſo werden ſie dennoch von neuem den Reiz, den ihre Lectüre ihnen zum erſtenmale gewährte, ſich vergegenwärtigen, und tauſend lehr-

reiche

reiche und nützliche Wahrheiten fürs Leben sich daraus abstrahiren können. — Ich selbst trete hiemit bescheiden hinter die Scene zurück; unbekümmert, ob der laute Beifall der Menge mich begleitet, oder nicht, wenn ichs nur einer gewissen Classe von Lesern recht gemacht habe, und Nutz und Frommen für die, die ich dabei im Sinne hatte, daraus entsteht. Denn um diese, theils zu vergnügen, theils zu belehren — durchaus aber nicht, meine eigene Wenigkeit gelten zu machen — war mein ganzes Augenmerk und meine einzige Absicht. — Ich weiß, welch eine mißliche Sache es um den Autorsruhm ist, und wie bald, wenn wirs auch noch so gut gemacht zu haben glauben, Vergessenheit — oder wohl gar noch obendrein Spott und Verachtung unser Loos wird. Schon so manche literarische Revolution habe ich vor mir vorübergehen, und schon manche ephemerische Unsterblichkeit verschwinden sehen, daß ich so ziemlich kalt und gleichgültig bleiben kann, wenn ich selbst unter der Menge von Schriftstellern unbemerkt bleiben, oder wohl gar vergessen werden sollte. Selbst für die, die auf dem großen Ocean der literarischen Welt oben schwimmen, — selbst für die ist früher oder später eine große Welle im Anzuge, die die besten Schwimmer mit sich fortreißt, und sie in den Abgrund der Vergessenheit begräbt.

Es sollte billig, dem Plane des Ganzen zu Folge, noch eine dritte Abtheilung auch zu diesem zweiten Bande hinzukommen, die von der jetzigen Beschaffenheit, Bevölkerung, Sitten, Naturproducten rc. der hier beschriebenen Länder und Völker, belehrt. Diese wird auch einstens noch ganz gewiß nachgeliefert werden, sobald die Bedrückungen und Besorgnisse aufhören werden, die mein Vaterland durch die Anwesenheit einer feindlichen Macht jetzt erdulden und tragen muß. Kehrt Ruhe und Friede in unsre Wohnungen und in unsre Herzen zurück; so wird mir diese Muße Antrieb genug seyn, die Arbeit zu vollenden, die zu dem Plane dieses Werks gehört; aber früher ists dem mit tausend und täglich mit neuem Besorgnissen erfüllten Gemüthe, nicht möglich.

Afferde, im September
1803.

Der Verfasser.

Erste Abtheilung.

Geschichte
der ehemaligen Sitten und Gebräuche
der großen Völker in den Reichen
Mexico und Peru.

I.
Mexico.

Erstes Kapitel.

Ursprung der Mexicaner. — Die sieben Geschlechter der Navatlaker. — Wanderungen derselben unter Quezalcoal. — Namen und besondere Geschichte jedes einzelnen Geschlechts. — Die Mexicaner, das letzte unter der Leitung ihres Gottes Vitzilipuzli und ihres Feldherrn Mexis. — Entstandene Trennung unter den Mexicanern, durch ihren Gott veranlaßt. — Zweite Tradition von der Entstehung, Eroberung und dem Wachsthume des Mexicanischen Reichs. — Klage über eine Zauberin. — Vorsatz der Mexicaner, in Tuba sich niederzulassen. — Vereitlung dieses Vorsatzes durch den Befehl ihres Gottes. — Copil, der Sohn der Zauberin, dessen Feindseligkeiten und Tod. — Ungerechtigkeiten gegen die Culhuacaner, und daraus entstandener Krieg. — Anlage der Stadt Mexico. — Trennung der Mexicaner bei Erbauung der Stadt. — Aramapixtli, erster König der Mexicaner. — Seltsamer Tribut an die Tepanecker. — Vitzilovizli, zweiter König. — Chimalpopoca, der dritte. — Ermordung desselben. — Iscovalt, der vierte. — Krieg der Mexicaner mit den Tepaneckern, und Sieg der erstern. — Krieg mit den Cuyoacanern. — Fernere Kriege der Mexicaner mit den andern Geschlechtern der Navatlaker. — Montezuma I. der 5te König und erste Kaiser. — Heldenmüthige Aufopferung seines Bruders. — Sieg der Mexicaner über die Chalker und andere Völker. — Ticocin, der sechste Monarch in Mexico. — Araxaca, der siebente. — Auzol, der achte. — Verdienste desselben um das Reich. — Montezuma II. der 9te Monarch.

Der Ursprung der **Mexicaner** ist, so wie die Entstehung fast aller Völker, in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und dies ist bei dieser Nation um so weniger zu verwundern, da sie keine Schreibekunst, also auch keine

Jahrbücher kennt, sondern ihre ganze Geschichte nur aus Traditionen, und zwar sehr fabelhaften und verstümmelten Traditionen zu erfahren ist. Indessen haben sich dennoch einige Geschichtsforscher die Mühe gegeben, aus diesem Wirrwar von Fabeln und unvollkommnen Ueberlieferungen, die Wahrheit herauszusuchen, und daraus eine Geschichte dieses in allem Betracht merkwürdigen Volks darzustellen, wo zwar gewiß noch viel Unwahres und Fabelhaftes mit unterlaufen muß, die aber dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach viel Wahres enthält.

In Mexico wohnte vor langen Zeiten ein Volk, die Ottomier, wovon auch noch Abkömmlinge bei Ankunft der Spanier vorhanden waren, die selbst von den Mexicanischen Königen oder Kaisern nicht unters Joch hatten gebracht werden können. Sie bewohnten einsame, wüste Oerter und Gebirge. Weil sie aber in der damaligen Zeit mehr Cultur, als alle übrigen Völker hatten, so wurden sie Navatlaker genannt. Sie kamen aus den nördlichen Gegenden des Landes, aus dem jetzt sogenannten Lande Neumexico. Hier bewohnten sie zwei Landschaften, Azlan und Teuculhuacan, hatten darin ihre Wohnungen, Götter und Verfassung.

Diese Navatlaker waren in sieben Geschlechter eingetheilt, und jedes derselben bewohnte eine besondere Gegend. Ihren Ursprung stellten sie unter sieben Höhlen vor, und behaupteten, aus diesen sieben Höhlen hervorgekommen zu seyn, das Land Mexico zu bevölkern. Sie standen so lange, bis zu ihrer Trennung, unter einem Befehlshaber, der Quezalcoal hieß; als aber die Trennung erfolgte, wandte sich dieser mit einem Theile seines Volks in die östlichern Gegenden, und hinterließ den übrigen eine Prophezeihung, daß nach Verlauf vieler Jahre seine Nachkommen aus den Morgenlande zurückkommen, und Mexico einnehmen würden. — Diese Zeit

ihrer

ihrer Auswanderung fällt nach der Berechnung der Geschichtschreiber ohngefähr um das Jahr Christi 820. — Sie hielten sich auf ihrem Wege sehr lange auf, und zwar nach dem Befehl ihrer Götter, wie sie vorgaben, beinahe 80 Jahr, da es ihnen doch sonst ein Leichtes gewesen seyn würde, in 30 Jahren an Ort und Stelle zu kommen. Nach 80 Jahren kamen sie denn in diejenigen Länder, die ihnen von den Göttern waren bezeichnet worden, setzten sich darin fest, bebaueten und besäeten das Erdreich. Sobald sie aber auf ihren Streifereien in andre Gegenden, einen bessern Boden antrafen, so verließen sie ihre bisherigen Wohnplätze, und ließen nur die Alten, Kranken und Furchtsamen zurück.

So zogen denn diese sieben Geschlechter sämmtlich aus. Das erste nannte sich Suchimilki. Dies bauete an dem südlichen Ufer des großen Mexicanischen Sees eine Stadt nach seinem Namen. Einige Zeit darauf erbauete das zweite dieser Geschlechter, die Chalcas, ebenfalls eine Stadt, nannte sie nach seinem Namen, und theilte mit den Suchimilki seine Grenzen. Das dritte nannte sich Tepanecki; dies bebauete das westliche Ufer des Sees, vermehrte sich sehr, und ward ein mächtiges Volk. Nach diesem kam das vierte, die Chololi, und baueten Tezeuco. Das fünfte, die Tlatluiki, ein wildes, barbarisches Volk aus den Gebirgen, fand das Land rings um den See schon von den andern Geschlechtern besetzt, zog sich also auf die andere Seite des Gebirges, traf da ein sehr fruchtbares Land an, und bauete viele Flecken; ihre größte Stadt nannten sie Quahunachna. Die Tlascalaner, als das sechste Geschlecht, giengen gegen Osten über das Gebirge, kamen bis unter das Schneegebirge, an den berühmten Vulcan Popocatepeck, fanden hier ein schönes Land, setzten sich da fest, und erbaueten verschiedene Dörfer und Städte; ihre Hauptstadt nannten sie Tlascala. Dies Geschlecht

ſchlecht verband ſich mit den Spaniern, und war dieſen zur Eroberung von Mexico behülflich, weswegen ſie auch von dieſen gewiſſe Vorrechte erhielten. — Als die Tlaſcalaner dieſe Länder zuerſt betraten, trafen ſie darin zwei mächtige Völker an, mit deren einem, das ein rauhes, kriegeriſches Volk war, ſie erſt blutige Kriege führen mußten. Doch wurde daſſelbe, mit Hülfe der *Chichimeker*, die ſich gleich mit den Tlaſcalanern verbanden, und ihre Verfaſſung und Geſetze annahmen, endlich beſiegt. — Dieſe ſämmtlichen ſechs Geſchlechter lebten unter ſich in großer Einigkeit, heiratheten ſich unter einander, und theilten das Land unter ſich. Ein jedes ſuchte ſich eine Verfaſſung zu geben, die dem Lande, darin es lebte, angemeſſen war, und alle wurden dadurch immer cultivirter und mächtiger.

Als nach dem Auszuge dieſer ſechs Geſchlechter, und nach ihrer Niederlaſſung in fremden Gegenden, ohngefähr 320 Jahr verfloſſen waren, kam endlich auch das ſiebente derſelben, die *Mexicaner*, aus ſeiner Höhle hervor, und zog gleich den andern durch die Landſchaften Azlan und Teculhuacan. Dies war ein kluges, ſtreitbares Volk, und verehrte den Gott *Vitzilipuzli*. Dieſer Gott befahl ihnen, ihr Mutterland zu verlaſſen, und gab ihnen die Verheißung, ſie zu Herren und Fürſten über alle Lande zu machen, die die ſechs Geſchlechter der Navatlaker eingenommen und bebauet hatten, nebſt dem Beſitz aller Reichthümer, die ſie nur wünſchen und verlangen würden. Auf dies Verſprechen zogen ſie aus, und führten ihren Abgott mit ſich, welchen vier der vornehmſten Prieſter in einem von Binſen geflochtenen Kaſten trugen. Dieſen Prieſtern offenbarte er ins Geheim, was ihnen auf dem Wege begegnen würde, und gab ihnen Anleitung, allen widrigen Ereigniſſen vorzubeugen. Er gab ihnen Geſetze, ordnete unter ihnen Opfer und

Ge

Gebräuche an, und hielt sie durch seine Priester so kurz, daß sie ohne seinen Willen keinen Schritt thun durften.

Dieser Abgott Vitzlipuzli war also ihr Wegweiser, und sagte ihnen durch den Mund seiner vier Priester, wohin sie sich wenden, und wo sie ruhen sollten, und sie folgten seinen Befehlen in allen Stücken. Kamen sie an einen Ort, den ihr Gott ihnen zum Ruheplatz bestimmte, so baueten sie in der Mitte des Lagers eine Hütte, setzten sein Bild auf eine Art von Altar, und bestellten das Land rings umher mit Mais und andern Gewächsen. Begaben sie sich weiter, so ließen sie die herangewachsenen Früchte, zum Besten der Alten und Kranken, die zurückblieben, auf den Feldern.

Ihr Führer und Feldherr hieß Mexis, der auch von den Mexicanern als ihr zweiter König, nächst dem Quezalcoal angegeben wird, von dem auch aller Vermuthung nach dies Geschlecht seinen Namen erhalten hat, und das ganze Land genannt worden ist. — Nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten, erreichten sie endlich das fischreiche Land Mechoacan und wollten sich da niederlassen. Ihr Gott war zwar nicht damit zufrieden, doch aber erhielten sie durch vieles Bitten endlich die Erlaubniß, einige der Ihrigen zur Bearbeitung des Landes, zurückzulassen, und diese wurden von Vitzlipuzli unterrichtet, wie sie sich am besten nähren könnten. Vor allen Dingen befahl er diesen Zurückbleibenden, sich in dem schönen See des Landes, Pazcuaro, zu baden. Indem sie aber diesen Befehl vollzogen, gebot er dem übrigen Theile des Volks, den Badenden die Kleider zu nehmen, und ohne Geräusch sich zu entfernen. Als diese aus dem Wasser wieder ans Ufer traten, und den Verlust ihrer Kleider inne wurden, erschracken sie, besonders, da sie auch sahen, daß sie von ihren Landsleuten hintergangen und zurückgelassen waren. Dies bewirkte in

ihnen eine solche Erbitterung gegen jene, daß sie sich vornahmen, nichts mehr mit ihren treulosen Landsleuten gemein zu haben. Sie veränderten von Stund an Tracht und Sprache, ermunterten sich zu steter, immerwährender Feindschaft gegen dieselben, pflanzten sie auch bei ihren Nachkommen fort, und noch bei der Ankunft der Spanier in Mexico, war dieser Haß der Mechoacaner gegen die Mexicaner, den sie aus jener Tradition herleiteten, nicht erloschen.

Eine zweite, nicht minder fabelhafte und abentheuerliche Tradition herrschte unter den Mexicanern, von der Art der Eroberung und Besitznehmung ihres Landes, der Erbauung ihrer Stadt, und der Einrichtung ihrer Verfassung.

Mechoacan und Mexico — so lautet die Erzählung — lagen mehr denn 50 Meilen von einander. Als die Mexicaner die Mechoacaner treuloser Weise verlassen hatten, und bis etwa auf die Mitte dieses Weges gekommen waren, fand man, daß ein Weib, die sich die Schwester ihres Gottes nannte, durch ihre Zaubereien viel Schaden anrichtete, und dabei doch verlangte, als eine Göttin verehrt zu werden. Man trug dem Götzen den Handel vor, und dieser gab den Rath, des Nachts in aller Stille aufzubrechen, und die Zauberin allein zurückzulassen. Als die Unholdin sahe, daß sie, trotz ihrer Kunst, dennoch hintergangen war, bauete sie auf diesem Platze, wo man sie verlassen hatte, einen Flecken, den sie Malinalco nannte, dessen Einwohner alle für Zauberer gehalten wurden. Da nun die Mexicaner durch innerliche Zwistigkeiten, und durch die vielen kranken und unvermögenden Personen, die sie hin und wieder zurücklassen mußten, sehr geschwächt waren, so wollten sie sich in der Gegend von Tula so lange niederlassen, bis ihre Anzahl sich hinlänglich wieder vermehrt haben

würde.

würde. Ihr Götze begünstigte dies Vorhaben dadurch, daß er ihnen Befehl gab, einen großen Fluß abzudämmen, und dadurch das Wasser desselben über die Fluren ergießen zu machen. Durch dieses Abdämmen entstand zugleich ein schöner großer See, der ungemein fischreich war. Sie selbst lagerten sich rings um das Gebirge Coatepei, pflanzten Bäume und legten Dörfer an. Weil sie das Land sehr fruchtbar und reitzend fanden, und des längern Herumziehens müde waren, so beschlossen sie, sich ganz hier niederzulassen, und für immer da zu bleiben. Darüber aber erzürnte ihr Gott, drohte den Priestern den Tod, befahl auch sogleich, den Damm wieder abzutragen und den Fluß wieder in seine alten Ufer zu leiten. Das war ihre Strafe noch nicht alle. Der erzürnte Gott drohete, alle Widerspenstigen, und alle, die den Entwurf zu einer beständigen Niederlassung zuerst angegeben hatten, in der nächsten Nacht zu verderben. Diese Drohung blieb nicht unerfüllt. In der Nacht erhob sich ein Zetergeschrei durchs ganze Lager, und am nächsten Morgen fand man alle, die den Gedanken zur Niederlassung geäußert hatten, todt liegen. Allem war die Brust geöfnet und das Herz herausgerissen. — Aus dieser furchtbaren Begebenheit zogen sie nun den Schluß, daß ihr Gott auf diese Weise verehrt seyn wolle, und von der Zeit an opferte man dem Vitzilipuzli das noch warme und zuckende Herz von Menschen, denen man lebendig die Brust aufschnitt. — Nach diesem rückten die Mexicaner ohne Aufschub weiter, bis sie nach Capultepeck, ebenfalls einer angenehmen fruchtbaren Landschaft, kamen. Sie war sehr gebirgigt, und in dem Gebirgen wohnten verschiedene kriegerische Völker. Um sich vor den Anfällen derselben in Sicherheit zu setzen, sahen sie sich genöthigt, sich während ihres Aufenthalts daselbst zu verschanzen. Die Gebirgsbewohner hatten aber eine große Feindschaft auf die Mexicaner geworfen,

und diese rührte hauptsächlich daher, daß Copil, ein Sohn der vorhin erwähnten Zauberin, aus Bosheit gegen die Mexicaner, sie dazu ermunterte, diese Fremdlinge in ihrem Gebiete nicht zu dulden. Man hatte ihm auch Gehör gegeben, und Copil, der an dem Verderben seiner Feinde sich so recht zu welden gedachte, hatte sich auf einen hohen Berg in dem See Acopilco niedergelassen, um von da aus Zeuge von der Niederlage der Fremdlinge zu seyn, und wollte da so lange bleiben, bis sie gänzlich ausgerottet seyn würden. Auf Geheiß ihres Gottes aber überfielen die Mexicaner dem Copil, ehe er sichs versah, rissen ihm das Herz aus und brachten es ihrem Gotte. Er befahl ihnen, es ins Wasser zu werfen, und sogleich erwuchs daraus der Baum Tunal, auf dessen Stelle in der Folge Mexico erbauet ward. Nachdem nun die Mexicaner in verschiedenen mörderischen Gefechten mit den Chalcas und andern Völkern, die sie anfielen, glücklich gewesen waren, und sie alle besiegt hatten, zogen sie nach Atlacuyaraya, ruheten hier aus, und machten weitere Pläne zu ihrer Niederlassung.

Auf Befehl ihres Gottes fertigten sie Gesandte an die Culhuacaner ab, die um einen Strich Landes zu einer Niederlassung nachsuchen mußten. Diese aber waren heimliche Feinde der Mexicaner und wiesen die Gesandten nach Ticaapan, in der Hoffnung, daß sie und ihre Nation von den vielen Schlangen und andern giftigen Thieren, bald aufgerieben werden würden. Ihr Gott aber rieth ihnen, diesen Vorschlag anzunehmen, lehrte ihnen auch, wie sie den Ottern ihr Gift benehmen und sie sogar zur Speise gebrauchen könnten. Wie die Culhuacaner sahen, daß es ihren Feinden in dem Lande, das sie verderben sollte, so wohl gieng, daß sie es bebaueten, und daß sogar die giftigen Thiere ihnen nicht schadeten, verwandelte sich ihr heimlicher Haß gegen die

Mexicaner in größte Achtung, hielten sie nun für überirrdische Wesen, öfneten ihnen ihre Stadt und baten um ihre Freundschaft. Schon waren die Mexicaner im Begriff, Bündniß und Freundschaft mit dieser Nation zu schließen, und sich auf ihre Bitte in ihrem Lande niederzulassen, als der Befehl ihres eigensinnigen Gottes dazwischen kam, und alle ihre Pläne mit einemmale vereitelte. Dies sei der Ort nicht — sagte er — wo er zu bleiben verlange; sie sollten also weiter ziehen, vorher aber die Culhuacaner bekriegen. Um den Frieden, in dem sie mit ihnen standen, zu brechen, und sie zu feindseligen Angriffen gegen sich zu reitzen, mußten sie die Tochter des Königs von Culhuacan sich zur Königin und zur Pflegerin des Vitzilipuzli erbitten. Dem Könige gefiel der Antrag, und er übergab ihnen seine Tochter im köstlichsten Schmucke. Allein auf Befehl des grausamen Gottes ward die Unglückliche jämmerlich gemißhandelt, und ihr endlich die Haut abgezogen, mit welcher, so wie mit ihrer Kleidung, sich ein Jüngling schmückte, den sie neben den Gott setzten, und so diese Haut und Kleidung der Königstochter zur Göttin und Mutter ihres Gottes einweiheten. Doch damit war das Spiel noch nicht zu Ende; sondern sie mußten nun auch den Vater der Unglücklichen einladen, seine, zum Range einer Göttin erhobene Tochter, gleichfalls anzubeten. Der entzückte Vater erschien mit einem ansehnlichen Gefolge und kostbaren Geschenken, und ward in die finstere Capelle geführt, wo der Jüngling, in seiner Tochter Haut gekleidet, neben dem Götzen saß. Als er den Weihrauch auf die Kohlen warf, und durch das Licht der Flamme, die davon aufloderte, den Betrug gewahr wurde, den man ihm gespielt hatte, stürzte er vor Schmerz wüthend hinaus, sammelte seine Krieger und griff mit ihnen in seiner Verzweiflung die Mexicaner so wüthend an, daß sie, die sich dergleichen nicht vorgestellt hatten, voller Verwirrung

fliehen mußten. Endlich aber sammelten sie sich wieder, und stellten sich in offnem Felde ihren Feinden entgegen, griffen sie an und trieben sie siegreich zurück, verließen aber gleichwohl das ganze Land und kehrten matt und entkräftet zu ihren Weibern und Kindern zurück, die sich sehr über ihren Götzen beschwerten, daß er sie so ins Unglück gestürzt habe.

Endlich aber kam denn auch die Zeit heran, wo Vitzlipuzli seine Zusage erfüllen, und seinen Mexicanern die Beschwerlichkeiten des ewigen Herumirrens abnehmen wollte. Sie hatten den Befehl von ihrem Götzen, an den Ort ihre Stadt zu erbauen, in dessen Mitte der Tunalbaum, unter welchem das Herz des Copils liege, aus einem Stein hervorgewachsen, und der ringsum mit silberhellem Wasser umgeben sey. In der nächsten Nacht träumte einem alten Priester, daß er Befehl von dem Gott bekäme, den Tunalbaum zu suchen, der daran zu kennen sey, daß ein großer Adler auf ihm sitze. Hier solle die Stadt erbauet werden, die dereinst über alle Lande herrschen würde. — Am andern Morgen erzählte der alte Priester seinem Volke den Traum, das nun voller Freuden sogleich beschloß, den bezeichneten Ort zu suchen. Sie vertheilten sich nach allen Gegenden, und erreichten das silberhelle Wasser des Sees. Endlich erblickten sie mitten im See auf einer kleinen Insel den Tunalbaum, der aus einem Steine gewachsen war, auf welchem der schöne Adler saß, der einen eben so schönen Vogel in seinen Klauen hielt. Nun sahen sie sich am Ziele ihrer Mühseligkeiten, fielen entzückt an dem Orte der Verheißung nieder und beteten den Adler an, und dieser schien beifällig seinen Kopf zu neigen. Dann statteten sie dem Vitzilipuzli ihren Dank ab, erwählten einen Adler mit einem Vogel in den Klauen zu ihrem Wappen — woraus nachher ein Greif geworden ist — und nannten die gleich darauf hier erbauete Stadt Tevoxtitlan.

Gleich am folgenden Tage nach dieser erwünschten Entdeckung baueten sie neben dem Tunalbaume ihrem Gott eine kleine Capelle, und verwahrten ihn darin so lange, bis sie ihm den prächtigen Tempel erbauen konnten, der noch bei Ankunft der Spanier das erste prächtigste Gebäude in der Stadt war. Da es ihnen an Materialien zur Erbauung einer ordentlichen Stadt fehlte, so fiengen sie an, dieselben gegen Fische, Gänse und andere Wasservögel, die sie auf dem See fiengen, einzutauschen. Sie richteten sich bei diesem Bau ganz nach der Angabe ihres Gottes, der ihnen befahl, daß jedes Viertel der Stadt in besondre Straßen abgetheilt würde, in denen diejenigen Gottheiten, die er anzeigte, verehrt werden sollten.

Doch konnte selbst die Klugheit des Gottes nicht verhindern, daß seine Schützlinge bei dieser Abtheilung der Straßen uneinig wurden. Einige der Vornehmsten, die sich am meisten für beeinträchtiget hielten, zogen verdrießlich weg, und giengen mit ihrem Anhange längs dem See hin, um sich in dem angrenzenden Lande Tlatecullo niederzulassen. Ihre Unzufriedenheit mit den übrigen Mexicanern, bewog sie, diesen alle möglichen bösen Streiche zu spielen, und sie auf alle ersinnliche Weise zu beunruhigen. Dies, und die Begierde, sich an den Unruhstiftern zu rächen, bewog die Mexicaner, einen König über sich zu wählen, doch aber keinen aus ihren Mitteln, damit nicht eine neue Gelegenheit zur Uneinigkeit unter ihnen entstehen möchte. Nach reiflicher Berathschlagung beschlossen sie endlich, sich mit dem Könige von Culhuacan auszusöhnen, dessen Haß gegen die Mexicaner durch die grausame Aufopferung der Tochter seines Vorfahren, noch nicht ganz erloschen war. Um diese Versöhnung desto sicherer zu Stande zu bringen, erwählten sie den Acamapixtli, einen vornehmen Fürsten, dessen Mutter des damaligen Königs zu Culhuacan Toch-

ter war, zu ihrem Könige, und schickten Gesandten ab, die diese Wahl dem Könige kund thun, und um den Acamapixtli bitten mußten. Der König, dem Freundschaft und Bündniß mit einem solchen mächtigen Volke, wie die Mexicaner jetzt waren, sehr vortheilhaft und erwünscht schien, willigte freudig in dies Begehren, und übergab ihnen seinen Enkel zum Regenten. Die Mexicaner dankten dem Könige in einer Rede, und führten den neuen Regenten nebst seiner Gemahlin mit großen Gepränge nach Mexico, wo er mit allgemeinem Freudengeschrei empfangen, und feierlich zum Könige gekrönt ward. Seine Regierung war glücklich, denn sie war auf Weisheit gegründet, und er erhob sein Volk auf einen sehr hohen Gipfel von Ansehen, Macht und Cultur. Dennoch aber konnten sie sich von der Oberherrschaft der Tepanecker nicht losmachen, sondern diesen blieben sie, nebst ihrem Könige, zinsbar. Der König der Tepanecker, der die täglich zunehmende Macht und Verfeinerung der Mexicaner, mit Scheelsucht ansah, und üble Folgen davon in Zukunft für sich befürchtete, that sein Möglichstes, sie in beständiger Unterwürfigkeit zu erhalten, und sie, so viel er nur konnte, immer mehr zu unterjochen. Zu dem Ende legte er ihnen, außer dem gewohnten Tribut, noch eine ganz neue und höchst sonderbare Verpflichtung auf, die darin bestand, daß sie einen ganzen Acker Landes, mit Korn und andern Feldfrüchten bestellt, im schönsten Wachsthum unbeschädigt über das Wasser zu ihm bringen sollten. Im Fall sie dies nicht thun würden, sollten sie nichts anders, als ihre gänzliche Vertilgung zu erwarten haben. — Ueber diese unerhörte Zumuthung entrüsteten sich die Mexicaner um desto mehr, je weniger sie glaubten, dieselbe möglich machen zu können. Ihr Götze aber half ihnen aus aller Verlegenheit, und machte das Unmöglichscheinende möglich. Auf Anweisung der Priester mußten sie eine dichtgeflochtene Grund-

lage

lage von Binsen, in der Größe eines Ackers von bestimten Umfange, machen, dieselbe an hölzerne Balken befestigen, und sie so aufs Wasser legen. Daraus entstand denn eine Art von Floß, das sie mit Fuß hoher Erde bedecken, und mit allerhand Früchten bestellen mußten. Auf diese Weise konnten sie zur bestimmten Zeit, Mais, Kürbis und andere Früchte zu jedermanns Verwunderung, dem Könige der Tepanecker liefern. Dieser aber war damit noch nicht zufrieden; sondern wie er sah, daß die Mexicaner mit Hülfe ihres Gottes auch das Unmögliche möglich machen konnten, so gieng er noch weiter, und legte ihnen unter Androhung ihres gänzlichen Unterganges, die Verpflichtung auf, daß sie auf diesem schwimmenden Felde brütende Gänse und Reiher überbringen sollten, die während der Fahrt ihre Jungen ausgebrütet hätten. Auch dies machten jene durch Hülfe ihres Gottes möglich, und der König, der dies alles für übernatürlich hielt, konnte sich nicht enthalten, das Urtheil zu fällen: daß, wenn die Mexicaner so fortführen, unter der Leitung ihres Gottes, vor allen andern Völkern sich hervorzuthun, sie bald Herren über alle Lande werden würden. Dennoch aber erließ er ihnen den Tribut nicht, und ihre Unterwürfigkeit unter den Tepaneckern dauerte noch beinahe 50 Jahr. Um diese Zeit starb der König der Mexicaner, Acamapixtli, nachdem er 40 Jahr mit Ruhm und Glück regiert hatte. Er hatte während seiner Regierung die Stadt Mexico durch die herrlichsten Gebäude, Wasserleitungen und andere Anlagen zu der schönsten Stadt im ganzen Lande und sonst weit und breit, erhoben, und ihre Bewohner waren unter seinem Scepter, reich und wohlhabend geworden. Er hinterließ mehrere Söhne; dennoch aber gestattete er den Mexicanern bei seinem Tode, eine freie Wahl, empfahl ihnen seine Angehörigen, und starb beweint und betrauert von Allen.

Aus

Aus Dankbarkeit gegen den verstorbenen König, wählten darauf die Mexicaner einen von dessen hinterlassenen Söhnen, mit Namen Vitzilovitzli, setzten ihm die königliche Krone auf, und salbten ihn mit eben dem Oele, womit sie ihren Götzen zu salben pflegten. Dabei wurden, wie gewöhnlich, Reden gehalten, worin man den neuen König ersuchte, sein Volk aus der Dienstbarkeit der Tepanecker zu befreien. Um auch, wo möglich, des lästigen Tributs, den sie nun schon so viele Jahre getragen hatten, los zu werden, so warben sie durch eine Gesandtschaft um Ayauchigal, der Tochter des Königs der Tepanecker, zur Gemahlin für ihren König. Die Heirath ward genehmigt, aber der Tribut noch immer nicht erlassen. Die Königin gebar einen Sohn, und es ward eine neue Gesandtschaft an ihren Vater abgefertigt, die um einen Namen für den Prinzen, und um Abschaffung des Tributs ersuchen mußte. Der Alte gab seinem Enkel den Namen Chimalpopoca, den Tribut aber erließ er der Nation nicht, ob er ihn gleich dahin milderte, daß sie in Zukunft, Statt des bisherigen schwimmenden Ackers, zwei Gänse und etliche Fische, als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, jährlich abliefern sollten. Dabei blieb es denn, und beide Völker schienen nun in vollkommner Eintracht zu leben, die aber nicht von langer Dauer war. Die junge Königin starb wenige Jahre nach diesem Vertrage, und ihr Gemahl folgte ihr kurze Zeit darauf ins Grab, nachdem er nur 13 Jahre regiert, und sein Alter nur erst auf 30 Jahre gebracht hatte.

Um die Freundschaft des Königs der Tepanecker nicht zu verlieren, wählten sie zu ihrem neuen König den Sohn des vorigen, Chimalpopoca, ob er gleich nur erst 10 Jahr alt war. Unter seiner Regierung schickten sie einst eine Gesandtschaft nach Azcapuzalco, an den Großvater ihres Königs, und ließen ihn um die Erlaubniß ersuchen, süßes, trinkbares Quellwasser von Capultepeck, das

das nur eine Meile von Mexico lag, durch Röhren in ihre Stadt zu leiten, weil sie das übelschmeckende, mo- rastige Wasser ihres Sees nicht zu trinken vermögten. Der alte König verstattete ihnen dies gern, und es wur- den Wasserleitungen vermittelst holzerner Röhren, über den See her angelegt. Kaum aber waren sie damit zu Stande, als die Röhren, denen es wahrscheinlich an der gehörigen Unterstützung mangelte, zerbrachen, und so alle Mühe vergeblich war. Die Mexicaner vermutheten, daß ihnen die Tepanecker diesen Streich gespielt hätten, und um eine Ursache zum Friedensbruch mit ihnen — da sie sie ohnehin im Herzen haßten — zu haben, ver- langten sie, daß sie ihnen Steine, Kalk und Arbeitsleute überlassen sollten, um einen dauerhaften, der Fäulniß nicht ausgesetzten Canal zur Wasserleitung zu bauen. Die Mexicaner wußten vorher, daß die Tepanecker dies Ansinnen nicht genehmigen würden, besonders da sie es als eine Art von Ersatz für den Schaden, mit einem ge- wissen Trotz verlangten, weil sie die Tepanecker für die Urheber jener Zerstörung der Wasserröhren hielten. Dem Könige und seinen Unterthanen mißfiel der Antrag der Mexicaner gänzlich, und diese bekamen eine abschlägige Antwort. Ja sogar verbot der König seinen Unterthanen von nun an, alle Gemeinschaft mit den Mexicanern. Jetzt loderte der Haß beider Nationen, der bis jetzt eine Zeitlang geschlummert hatte, in hellen Flammen wieder auf, und schien durch nichts, als durch den Untergang des eine Theils gedämpft werden zu können. Der König der Tepanecker, der dies voraussahe, wünschte vorher, ehe es zu allgemeinen Feindseligkeiten käme, seinen Enkel, den jungen Mexicanischen König, zu retten. Die Vor- nehmsten der Tepanecker aber, die nur nach Krieg mit den Mexicanern lechzten, und denen die Zeit schon viel zu lange währte, ehe Chimalpopoca in Sicherheit war, machten einen Complott, überfielen des Nachts, da alles

schlief, den jungen König in seinem Pallast und ermordeten ihn, ohne daß es jemand gewahr wurde. Am andern Morgen, als die Mexicanischen Edeln, ihrer Gewohnheit nach, zum Könige giengen, fanden sie ihn ermordet im Bette. Sie argwohnten gleich auf die Tepanecker, als Urheber dieser That, und um die Treulosen zur Strafe zu ziehen, verbanden sie sich sogleich mit den Einwohnern von Tezeuco und Culhuacan. Ehe die Feindseligkeiten aber ausbrachen, schritt man gleich nach dem Leichenbegängniß des ermordeten Königs, zu einer neuen Wahl, und diese fiel einhellig auf Iscoalt, einen von den Söhnen des Acamapixtli, der zwar von einer Sclavin, außer der Ehe geboren war, aber durch Tapferkeit, Klugheit und andere große Eigenschaften, vor allen Andern den Vorzug hatte.

Beide Völker rüsteten sich indessen zum Kriege, und besonders hatten die Tepanecker solche Veranstaltungen getroffen, wodurch sie die Mexicaner gänzlich zu vernichten hofften. Der neue König der Mexicaner war Willens, den Feinden zuvorzukommen, und sie zuerst anzugreifen. Als aber seine Krieger die zahllose Menge der Feinde sahen, der sie nicht gewachsen waren, wurden sie verzagt, und ersuchten ihren König, sie nicht in ihr gewisses Verderben zu stürzen, sondern lieber erst durch eine Gesandtschaft Friedensvorschläge zu thun. Schon war man, besonders von Seiten des Adels, dazu geneigt, schon ward ein Tragsessel für den Götzen verfertigt, auf welchem er, zum Zeichen friedlicher Gesinnungen, vor dem Volke her, den Feinden entgegen, getragen werden sollte, als ein junger, schöner Jüngling, Tlacaellel, des Königs Vetter, aus dem Heere hervortrat, und das ganze Unternehmen vereitelte. Mit Muth und edlen Stolze redete er sein Volk an: „Was seid ihr Willens „zu thun? Wo ist euer Muth, wo euer Verstand, daß „ihr es für ein Glück haltet, euch den Tepaneckern auf

„Gnade

„Gnade und Ungnade zu ergeben? — Und du König! „erfinde ein besseres Mittel, unsre Ehre zu retten, als „dies, uns mit Schimpf und Schande unsern Feinden „selbst in die Hände zu liefern.“ — Alles jauchzte dem muthigen Krieger zu, aber zur Fortsetzung des Krieges war dennoch ihre Macht zu geringe. Nach langer Ueberlegung ward endlich beschlossen, zwar nicht um Frieden zu bitten, aber doch des feindlichen Königs Gesinnungen durch eine Gesandtschaft zu erforschen. Sie wusten, daß derselbe den Frieden mehr, als den Krieg liebte, (denn der vorige, kriegerische König war aus Gram über die Ermordung seines Enkels gestorben) und um nun zu erfahren, ob er auch jetzt geneigt sey, Frieden zu geben, da die Uebermacht auf seiner Seite war, sollten einige Abgeordnete das schwere Geschäft, seine Gesinnungen zu ergründen, übernehmen. Niemand fand sich dazu an, da es mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden war, als eben jener muthige Tlacaellel. Mit Hintansetzung seiner eigenen Sicherheit drang er vor, bis an die feindlichen Posten. Zwar hatten diese den gemessensten Befehl, alle Mexicaner, die sich ihnen nähern würden, sogleich niederzustoßen; dennoch aber wuste Tlacaellel durch seine Beredsamkeit sie so zu erweichen, daß sie, uneingedenk des Befehls, ihn nicht nur am Leben ließen, sondern ihn sogar auf sein Verlangen vor den König brachten. Der König stutzte über den unerwarteten Anblick eines Mexicaners, den seine Soldaten, trotz des strengen Befehls, vor ihn führten, noch mehr aber über die Schönheit und den edlen Anstand dieses jungen Kriegers. Mit Vergnügen hörte er aus seinem Munde den Antrag, daß die Mexicaner auf anständige Bedingungen Frieden suchten, und so sehr er auch diesmal geneigt war, den Wünschen seines Volks gemäß, die unruhigen Mexicaner ganz zu demüthigen; so versprach er dennoch, sich mit seinen Räthen zu besprechen, und ihm den folgenden Tag

Antwort zu geben. Der Prinz bat bis dahin um Sicherheit und Schutz, den ihm aber der König nicht gewährte. Er mußte wieder zu den Seinigen ins Lager gehen, wenn er sein Leben sichern wollte. Im Rathe des Königs der Tepanecker ward nun nicht Frieden, sondern Krieg beschlossen, und diese Antwort holte Tlacaellel am folgenden Tage ab. Verzweifelnd traten die Mexicaner auf diese Nachricht vor ihren König, und verlangten den Rückzug. Der König aber sprach ihnen wieder Muth ein, und machte sich anheischig, den Sieg über die Feinde zu erkämpfen. Würde er nicht Wort halten, so sollten sie ihn tödten, und sein Fleisch verzehren, wenn er aber sein Versprechen erfüllen würde, so sollten sie sich verbindlich machen, ihm und seinen Nachkommen völlig unterthänig zu seyn, ihre Ländereien zu bearbeiten, ihre Häuser zu bauen, ihre Waffen und Geräthe im Kriege ihnen nachzutragen, — kurz, sich als völlig unterwürfige Unterthanen zu bezeigen. Die Nation war mit diesem Vorschlage zufrieden, und überließ sich den Leitungen ihres Königs. Von diesem ward nun Tlacaellel zum Feldherrn ernannt. Das Heer ward in zwei Divisionen geordnet, wovon die eine sich in einen Hinterhalt legen, die andre aber den Feind angreifen sollte. Der Plan glückte. Mit unglaublicher Wuth und entsetzlichem Geschrei griffen die Mexicaner ihre Feinde an, und bahnten sich, ohngeachtet ihre Zahl weit größer war, dennoch einen Weg durch sie hin, denn Verzweiflung war der Genius, der sie begeisterte. In dem Augenblicke brach auch der Hinterhalt hervor, verfolgte die Flüchtigen bis in ihre Stadt und machte auf des Königs Befehl alles nieder, was sich von Tepaneckern sehen ließ. Damit begnügten sich aber die Mexicaner noch nicht, sondern sie verfolgten auch die, welche in die Gebirge und Wüsten geflohen waren. Einige der Flüchtigeu warfen ihre Waffen von sich, baten um Gnade, und erboten sich, die Mexicaner für

ihre

ihre Herren zu erkennen. Man ließ sie diese Zusage beschwören, und auf Befehl des Königs blieben sie am Leben. Beide Heere kehrten jetzt nach ihrer Stadt zurück. Am folgenden Tage ward der Eid der Unterwürfigkeit erneuert, und die Gegend um Azkapuzalco getheilt. Den ersten Theil erhielt der König, den andern der Feldherr, das Uebrige diejenigen Ritter und Krieger, die sich durch Tapferkeit besonders ausgezeichnet hatten. Einige andere Ländereien, die dem Mexicanischen Gebiet am nächsten lagen, wurden dem Volke geschenkt, um davon den Göttern ihre Geschenke und Opfer zu bringen. Diese Vertheilung der eroberten Länder wurde in der Folge im Mexicanischen Reiche stets beibehalten.

Dieser Sieg verschaffte den Mexicanern aber auch neue Feinde. Ihre Nachbaren, die Einwohner zu Tacuba und Cuyoacan waren neidisch auf dies Glück der Waffen, daß den Mexicanern bisher gelächelt hatte, und wünschten, sie wieder gedemüthigt zu sehen. In dieser Absicht suchten sie den Ehrgeitz und die Rachbegierde der besiegten Tepanecker anzufeuern, und versprachen ihnen ihren Beistand, wenn sie das Mexicanische Joch wieder von sich abschütteln wollten. Nun suchten sie durch allerhand Neckereien, die sie besonders an den Weibern der Mexicaner ausübten, diese zum Zorn und zum Angriff zu reitzen. Allein der König der Mexicaner, der sich zu einem neuen Kriege mit drei verbündeten Völkerschaften jetzt noch nicht stark genug fühlte, untersagte seinen Unterthanen alle Gemeinschaft mit jenen Völkern, und glaubte dadurch, allen weitern Feindseligkeiten auszuweichen. Aber er irrte sich. Die Cuyoacaner, die durchaus Krieg mit den Mexicanern und ihre Unterdrückung wollten, suchten alle Gelegenheiten hervor, sie durch Beschimpfungen zum Zorn zu reitzen. Dies thaten sie besonders bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes, zu

dem

dem sie mit verstellter Freundschaft die Mexicaner mit eingeladen hatten. Als Essen, Tanz und Spiel vorbei waren, brachten sie Weiberkleider herbei, bemächtigten sich der Mexicanischen Gäste, zwangen sie mit gewaffneter Hand, diese Kleider anzuziehen, warfen ihnen als Weibern Zaghaftigkeit vor, daß sie sich mit ihnen in keinen Krieg einlassen wollten, und jagten sie so beschimpft, in Weiberkleidung, bis vor die Thore von Mexico. Diese Beschimpfung konnten die Mexicaner nicht verschmerzen, und der Krieg ward beschlossen. Die Erbitterung, womit sie fochten, wog die größere Menge der Krieger, die man ihnen von Seiten der Feinde entgegenstellte, vollkommen auf, und verschaffte ihnen unter der Leitung ihrer zwei tapfern Anführer, des Iscoalts und Tlacaellel, einen so glänzenden Sieg über die zahlreichen Haufen ihrer Feinde, daß diese, ganz zerstreut und in Unordnung gebracht, in ihre Stadt zurückeilten. Die vornehmsten davon flüchteten sich in einen Tempel; aber Tlacaellel, der den Flüchtigen auch bis in ihre Mauern nachsetzte, drang mit den Tapfersten seiner Krieger bis zu den Tempel vor, steckte ihn in Brand, und jagte diejenigen dadurch heraus, die ihre Zuflucht darin gesucht hatten. Dann vereinigte er sich wieder mit seinen Landsleuten, die noch immer den Flüchtigen nachsetzten, die nun keinen andern Ausweg zur Rettung ihres Lebens sahen, als den, sich zu ergeben. Sie warfen ihre Waffen von sich, und erklärten sich für Leibeigene der Mexicaner. Großmüthig schenkten ihnen diese das Leben, und begnügten sich mit der reichen Beute, die sie ihnen bei dieser Gelegenheit abnahmen. — In dieser Schlacht thaten die Culhuacaner den Mexicanern, denen sie zu Hülfe gekommen waren, sehr gute Dienste, denn ohne diese würde ihr kleines Heer gegen das viel stärkere der Feinde, nicht haben bestehen können. Aus Dankbarkeit wurden sie auch gleich nach der Schlacht mit der Mexicanischen

Standarte

Standarte beschenkt, und das Bündniß mit ihnen ward fester geschlossen.

Mit gleicher Tapferkeit besiegten die Mexicaner einige Zeit darauf auch die Suchimilker, das erste unter den sieben Geschlechtern der Navatlaker, und zwangen sie, von ihrer Stadt bis nach Mexico einen gepflasterten Steinweg anzulegen. Eben so wurden auch die Einwohner von Quetlavaca nnd Tezeuco unter Mexicanische Herrschaft gebracht, doch so, daß die Letztern, die sich gutwillig ergaben, ihren König behielten, den die Mexicaner noch dazu zum ersten Caciken des Landes erhuben, eine Würde, die auf alle seine Nachfolger forterbte. — Nach einer glücklichen, aber kriegerischen Regierung von 12 Jahren, starb der Mexicanische König Iscoalt, und dem Willen des Volks gemäß sollte Tlacaellel die Regierung wieder übernehmen. Dieser aber, der es für rühmlicher hielt, Könige einzusetzen, als selbst König zu seyn, schlug es aus, und brachte dagegen den Montezuma (den ersten dieses Namens) seinen Vetter, in Vorschlag. Alles Volk billigte diesen Vorschlag und der Candidat ward unter den gewöhnlichen prachtvollen Ceremonieen auf den Thron gesetzt. Unter ihm entstand zuerst die Gewohnheit, daß der König, oder nun eigentlich der Kaiser, (denn so konnte er jetzt heißen, da bereits mehrere Könige seine Vasallen, und 4 Wahlfürsten da waren, unter denen die Könige von Tezeuco oder Tescuco und Tacuba den Vorrang hatten) gleich nach der Krönung einen Krieg anfangen und Gefangene zum Opfer einbringen mußte. Montezuma bekriegte also in dieser Absicht die Chalker, machte viele Gefangene, konnte aber die Nation selbst nicht unter seine Herrschaft bringen. Er zog noch gegen mehrere Völker aus; doch bediente er sich jedesmal des einsichtsvollen Tlacaellel zum Rathgeber.

Der

Der Krieg mit den Chalkern machte dem neuen Kaiser ungemein viel zu schaffen, besonders da sein eigner Bruder in die Gefangenschaft dieses Volks gerathen war. Die Chalker wünschten sich mit den Mexicanern zu versöhnen, und um dies desto gewisser zu Stande zu bringen, nahmen sie sich vor, den Jüngling zu ihrem König zu machen. Seine Vaterlandsliebe, noch mehr aber der Haß gegen die Feinde seiner Nation, trieb ihn, diese Würde mehreremale auszuschlagen. Als er endlich dem wiederholten Bitten des Volks nicht mehr ausweichen konnte, verlangte er, daß sie ihm auf hohen Stangen ein Gerüste mitten auf dem Markte erbauen sollten, auf welches er steigen und mit Gemächlichkeit stehen könne. Die Chalker erfüllten sein Verlangen, und glaubten, daß er sich nun zur Uebernahme der Regierung verstehen würde. Sie versammelten sich also, nebst den übrigen gefangenen Mexicanern, wie ihnen befohlen ward, auf dem Platze, der Jüngling aber bestieg das Gerüst, und redete seine gefangenen Landsleute mit folgenden Worten an: „Tapfere Mexicaner! dies Volk will mich erheben „und zu seinem Könige machen; die Götter aber werden „nie zugeben, daß ich durch diese Erhebung mich verleiten lasse, ein Verräther meines Vaterlandes zu werden. „Gebt acht! jetzt will ich euch lehren, daß ihr lieber sterben, als eurem Vaterlande untreu werden sollt." Mit diesen Worten sprang er vom Gerüste herab und zerschmetterte sich. — Dieser Vorfall erzeugte in den Herzen der Chalker eine solche Erbitterung gegen die Mexicaner, daß sie die Gefangenen augenblicklich niedermachten, und den Krieg gegen sie mit aller Wuth erneuerten.

Aber dieser Krieg fiel sehr zu ihrem Nachtheil aus. Der Kaiser Montezuma zog mit seiner ganzen Macht gegen sie zu Felde, verwüstete ihr ganzes Reich, drang durch die Gebirge, die das Land begrenzen, bis ans Nordmeer, nahm sowohl hier, als am Südmeere ihnen

fast

fast alle Districte ihres Landes weg, und erweiterte dadurch die Macht des Mexicanischen Reichs um ein Großes. Dies alles geschah unter der kräftigen Mitwirkung des Tlacaellels, mit dessen Hülfe er auch nachher eine bessere Policei im Lande einrichtete. Er vermehrte seinen Hofstaat, führte prachtvolle Gebäude auf, verbesserte den Gottesdienst, vermehrte die Anzahl der Religionsgebräuche, und erweiterte des Vitzilipuzli Tempel, bei dessen Einweihung eine große Menge Gefangener geopfert wurde, die er in verschiedenen Feldzügen genommen hatte. Er starb nach einer 28jährigen glücklichen und glorreichen Regierung, und die Wahl eines neuen Monarchen fiel jetzt zum zweitenmale einstimmig auf den Tlacaellel, der sie aber wieder ausschlug, und statt seiner, den Sohn des verstorbenen Kaisers, Ticocie, in Vorschlag brachte. Die Fürsten wählten ihn auch, ohngeachtet er noch sehr jung war, zu ihrem Landesherrn. Allein seine Regententugenden standen denen seiner Vorgänger weit nach; er war muthlos und zaghaft. Unter seiner Anführung gewannen die Mexicaner, die sich sonst durch Tapferkeit so sehr hervorgethan hatten, selten eine Schlacht, und er verlor gemeiniglich mehr von den Seinigen, als er dem Feinde abgenommen hatte. Dies erweckte Mißtrauen und Haß gegen ihn in den Herzen seiner Unterthanen, und man vermuthet mit Recht, daß sie ihn durch Gift hinrichteten, nachdem er kaum 4 Jahr regiert hatte.

Was aber der verstorbene Kaiser nicht vermochte, das führte sein Bruder Axayaca aus, der nach ihm den Thron bestieg. Auch diesen hatte Tlacaellel (der unterdessen sehr alt und schwach geworden war, daß man ihn bei wichtigen Berathschlagungen allemal auf einem Sessel herzu tragen mußte) noch mit wählen helfen, und diese Wahl fiel sehr zum Besten des ganzen Reichs aus. Er erweiterte das Reich bis ans Südmeer, eroberte eine Menge entfernter Landschaften, brachte die abgefallenen

Unter-

Unterthanen, die unter der vorigen Regierung des schwachen Ticocie sich losgerissen hatten, wieder zum Gehorsam, und machten den Namen der Mexicaner bei den entferntesten Nationen furchtbar. Seine Regierung, die eine der glücklichsten war, dauerte nur 11 Jahr, und sein Verlust ward allgemein betrauert. Kurz vor seinem Tode war auch Tlacaellel gestorben, und die Nation ehrte sein Andenken, da er zur Vermehrung des Reichs und zu dem wachsenden Flor desselben stets so kräftig mitgewirkt hatte, dadurch, daß sie ihm ein eben so prachtvolles Leichenbegängniß verordnete, wie es nur bei Königen gebräuchlich war.

Die Wahl eines neuen Kaisers, nach dem Tode des Axayaca, fiel auf den Auzol, einen eben so tapfern und klugen, als sanften und menschenfreundlichen Herrn, der das Glück des Reichs vollends fest gründete. Sein Feldzug, den er vor der Krönung unternahm, war gegen die Quaxutatlaner gerichtet, die die kaiserlichen Beamten, welche den schuldigen Tribut von ihnen einforderten, überfielen, und sich damit als Feinde der öffentlichen Ruhe bewiesen. Es kostete den Auzol ungemein viel Mühe, dies kriegerische Volk zu bezwingen, und wieder zum Gehorsam zu bringen. Endlich aber überwand die Mexicanische Tapferkeit, und der Kaiser kam, mit großer Beute an Kostbarkeiten und Kriegsgefangenen, nach Mexico zurück und ließ sich krönen. Als Kaiser führte er verschiedene glückliche Kriege, und erweiterte die Grenzen des Mexicanischen Gebiets auf mehr denn 100 Meilen, bis nach Guatimala. Er war sehr freigebig gegen seine Unterthanen, und theilte oft Speise, Kleidung und andre Nothwendigkeit unter die Geringern; Gold, Silber, Federn und Waffen aber unter die Vornehmern aus. Besonders wohl pflegte er die Soldaten, nach Verhältniß ihrer bewiesenen Tapferkeit, zu belohnen. Viele alte Gebäude in der Stadt ließ er niederreißen, und dagegen

dagegen neue und weit prachtvollere aufführen. Er hatte in der Landschaft Cuyoacan einen reichhaltigen Quell des schönsten, wohlschmeckendsten Wassers entdeckt, und er sparte keine Mühe und Kosten, durch eine dauerhafte Wasserleitung, dasselbe nach Mexico zu führen. So machte er sich durch nützliche und gemeinnützige Anstalten bei seinen Unterthanen beliebt, durch seinen Muth und kriegerischen Sinn bei fremden Völkern gefürchtet, durch seine Klugheit und den Adel seines Herzens, geehrt, und sein Tod, der nach einer nur 11jährigen Regierung erfolgte, versetzte das ganze Land in die tiefste, ungeheucheltste Trauer.

An seine Stelle erwählten die Fürsten den Montezuma dem zweiten, unter welchem das Reich Mexico den höchsten Gipfel seiner Macht und Größe erreichte, die aber in dem 14ten bis 17ten Jahre seiner Regierung, durch die Ankunft der Spanier gänzlich zerrüttet ward, bei welcher Gelegenheit der unglückliche Monarch selbst sein Leben verlor, und so der ganzen blühenden Verfassung des Mexicanischen Reichs ein schreckliches Ende gemacht wurde. Er war der neunte unter den Mexicanischen Monarchen, wenn man den Acamapixtli zum ersten Könige annimmt. Rechnet man aber vom Quezalcoal an, so war Montezuma II., der eilfte in der Regierungsfolge.

(Eine ausführlichere Beschreibung seiner Person und seines Characters, findet sich in der 2ten Abtheilung im 6ten Kapitel, worauf sie mit verwiesen wird.)

Zweites Kapitel.

Religion der Mexicaner. — Der Gott Vitzilipuzli. — Beschreibung seines Tempels. — Der Götze Tlaloch. — Dessen Kapelle und ihre Pracht. — Andere Tempel. — Beschreibung der Priester und ihre Geschäfte. — Geweihte Jungfrauen, Jünglinge und Knaben. — Feierliche Processionen dem Vitzilipuzli zu Ehren. — Das Fest Toxcoalt. — Das Fest Quezalcoal. — Geheiligte Trommel. — Geheiligte Trompete. — Religiöse Ceremonieen bei neugebornen Kindern. — Dergleichen bei Verheirathungen. — Gebräuche bei Ehescheidungen. — Leichenceremonieen.

Unter der zahlreichen Menge von Göttern, die von den Mexicanern verehrt wurden, hatte der Gott Vitzilipuzli vor allen andern den Vorrang; ihm waren im ganzen Reiche prächtige Tempel, und besonders der allerprächtigste in der Hauptstadt Mexico selbst, geweihet. Die Gestalt, die sie ihm, als dem obersten der Götter, besonders aber als ihrem Kriegsgotte gaben, war abentheuerlich und schrecklich. Er war gebildet, wie ein Mensch, und saß auf einem Throne, der auf einer blauen Kugel ruhte, die den Himmel vorstellte. Aus zwei Seiten der Kugel giengen vier gekrümmte Stäbe, deren Spitzen Schlangenköpfe vorstellten, welche die Priester auf ihre Schultern legten, wenn sie den Götzen selbst tragen und dem Volke vorzeigen wollten. Auf dem Kopfe hatte der Götze einen Helm in Gestalt eines Vogels, an dem die schönsten Federn angebracht, dessen Schnabel und Krone von gediegenem Golde gegossen waren. Das Angesicht des Götzen war grausenvoll und schreckhaft,

und

und wurde durch zwei blaue Bänder, davon eins über die Stirn, das andere aber über die Nase hieng, noch ungestalteter gemacht. Seine rechte Hand lehnte sich, statt eines Stabes, auf eine gekrümmte Schlange, in der linken hielt er ein Bündel Pfeile, die sie als ein Geschenk des Himmels verehrten, und einen kleinen Schild, dessen erhabene Seite mit fünf weißen, kreuzweis gelegten Federn bedeckt war. Alle diese Zierrathen und Schlangenbilder, hatten ihre religiösen, geheimnißvollen Bedeutungen, von denen die Priester sehr viel merkwürdige Erläuterungen und Geschichten zu geben verstanden.

Der prächtige und geschmackvolle Tempel dieses Gottes, in der Hauptstadt Mexico, verdient hier einer nähern Beschreibung. — Man betrat zuerst einen großen, viereckigen Platz, um welchen eine steinerne Mauer gieng, an deren Außenseite eine Menge von Schlangenbildern unregelmäßig durch einander geschlungen waren, die alle ihre geheime Bedeutung hatten. In dieser Mauer waren vier Thore, nach allen 4 Himmelsgegenden, und über jeden derselben standen 4 Bildsäulen in menschlicher Gestalt, die aber verschiedene Stellungen hatten. Man betrachtete dieselben als Beschützer der Thore, und machte im Hineingehen viele Vorbeugungen vor ihnen. Eins von diesen Thoren war der Haupteingang, und dicht davor stand eine Art viereckiger Capelle von Mauerwerk, dreißig Stufen hoch, und oben an allen 4 Seiten mit einer einfachen Reihe gleichgroßer Pallisaden besetzt, die alle etwa einen Schritt weit auseinander standen. Diese Pallisaden waren durch Stangen mit einander verbunden, die vermittelst dazu angebrachter Löcher, in den obern Theil der Pfähle eingelassen waren. An diesen Stangen zwischen den Pallisaden, staken Hirnschädel der Geopferten, deren Anzahl immer gleich blieb, indem die Diener des Tempels die Stelle derjenigen, die durch die Länge der Zeit, oder durch Wind und Wetter herabfielen, alle-

zelt durch andere ersetzen mußten. — Innerhalb der Mauer, und dicht an dieser, befanden sich die Wohnungen der Opferpriester und Tempeldiener, nebst einigen Buden, in dem ganzen innern Umfange der Mauer, doch so, daß dadurch der große Platz selbst, den die Mauer einschloß, nicht verenget wurde. Dieser Platz war so geräumig, daß an den größesten Festen, wenigstens 10000 Menschen mit aller Bequemlichkeit darauf tanzen konnten. In dem Mittelpunkte desselben erhob sich ein steinernes Gebäude von einer so ansehnlichen Höhe, daß es über alle, auch noch so hohen Gebäude und Thürme, hervorragte. Es gieng allmählig immer spitziger zu und glich einer halben vierseitigen Pyramide. An einer dieser Seiten gieng eine Treppe bis oben hinauf, die aus 120 Stufen bestand, sehr dauerhaft war, und sich oben auf den viereckigen Platze endigte, der 40 Fuß im Umkreis hielt, und mit Jaspis von verschiedenen Farben gepflastert war. Eine Gallerie von schlangenweise gedreheten Pfeilern, oben und unten mit schwarzen, achatähnlichen Steinen eingelegt, umschloß diesen Raum. Oben an der Treppe, bei dem Eingange in die Gallerie, standen auf beiden Seiten zwei Marmorbilder, als Menschen geformt, die 2 Leuchter von kunstvoller, schöner Arbeit, in den Händen hielten. Etwa 2 — 3 Schritt von der Treppe sah man einen fünf Fuß hohen grünen Stein, der oben, in Form eines Cameelrückens, in eine abgerundete Spitze sich endigte. Auf diesen wurden die Unglücklichen gelegt, die man zum Opfer bestimmt hatte, damit ihnen die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgerissen werden konnte. Hinter diesem Steine, weiter hin, der Treppe gegenüber, befand sich denn die prächtige und dauerhafte Capelle des Götzen, dessen Bild auf einem erhabenen, und mit Vorhängen umgebenen Altar ruhete.

Der ersten Capelle zur Linken, sahe man noch eine andere von eben der Größe und Bauart, worin der Götze

Tlaloch, der dem erstbeschriebenen sehr ähnlich war, sich befand. Die Mexicaner hielten auch beide Götter für Brüder, und glaubten, daß sie so gute Freunde wären, daß sie die oberste Gewalt im Kriege mit einander getheilt hätten. Sie schrieben beiden gleiche Stärke, und gleiche Grundsätze zu, boten ihnen, als gleichgesinnten Brüdern, auch gleiche Opfer an, verehrten sie allezeit gemeinschaftlich, und schrieben beiden den guten Ausgang einer Sache zu. Kurz, ihre Andacht und Verehrung war zwischen Vitzilipuzli und Tlaloch völlig gleich getheilt.

Die Kostbarkeiten beider Capellen waren ganz unschätzbar. Wände, Altäre und Vorhänge waren mit den schönsten Federn, und den kostbarsten Edelsteinen besetzt. Geringer war die Pracht der übrigen 8 Tempel in der Stadt, ohngeachtet sie in demselben Geschmack erbauet waren. Will man überhaupt die Summe der kleinern Tempel und Altäre nehmen, die in Mexico sich befanden, so erstreckte sie sich beinahe auf zweitausend, wo geringere, an Gestalt und Kraft verschiedene Gottheiten verehrt wurden. Es war keine Straße anzutreffen, die nicht ihren besondern Schutzgott hatte, keine glückliche oder unglückliche Begebenheit hatte sich zugetragen, zu deren Andenken nicht ein Altar erbauet war, auf welchen man zu bestimmten Zeiten Opfer brachte. Sie überlegten nicht, daß sie sich widersprachen, wenn sie den Vitzilipuzli als den mächtigsten Gott verehrten, der alles allein ausrichten könne, und ihm dennoch eine Menge Untergottheiten an die Seite setzten, die sich in seine Arbeiten und Geschäfte theilten, und ihm also die Ehre der unumschränkten Alleinherrschaft nothwendig rauben mußten.

Ihre Opferpriester wurden zugleich als Wahrsager angesehen, und es trug sich nicht leicht ein bedenklicher Umstand zu, darin sie sich nicht zuvor ihres Raths bedient, oder über den Ausgang der Sache hätten belehren lassen.

Ihr Aufzug war abentheuerlich und gräßlich. Die Kleidung eines solchen Opferpriesters war ein langer, schwarzer Mantel, der auf der Erde nachschleppte, oben zusammengefaltet und mit einer Kappe, nach Art der Capuzinerröcke, versehen war, die sie, nach Befinden der Umstände, dann und wann über den Kopf zogen. Ihre Haare reichten ihnen bis auf die Schultern und starrten von Menschenblut. Denn sie schmierten das Blut der geopferten Gefangenen hinein, auch färbten sie sich das Gesicht damit. Die Haare durften sie nie auskämmen, Gesicht und Hände aber nur zu gewissen Zeiten waschen.

Einem jeden Götzen war eine besondere Anzahl Priester gewidmet, die insgesamt einen obersten Priester über sich hatten. Die sämmtlichen Oberpriester aber, standen wieder unter dem obersten Opferpriester, der die Hauptperson ihres ganzen Ordens war.

Man hatte in Mexico auch eine Anzahl geweiheter Jungfrauen, die zum Dienste des Haupttempels bestimmt waren. Sie wurden Töchter der Buße genannt, und ihre Geschäfte, so wie die Gesetze ihres Ordens, bestanden in dem, wovon im 1sten Bande dieses Werks, im 2ten Kapitel, Seite 12 und 13 umständlicher ist gehandelt worden.

Es gab auch junge Mannspersonen, die sich unter dem Gelübde der Keuschheit und Armuth, wie jene Jungfrauen, dem Tempeldienste widmeten, und diese hatten die Aufsicht über Kleidung, Rauchfässer und den immer glühenden Feuertopf des Vitzilipuzli. Sie hatten dabei zugleich die Aufsicht über ganz junge Knaben, die den Tempel mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreuen und die Pfriemen der Priester stets scharf erhalten mußten, womit sich diese zur Nachtzeit das Blut abzapften, zugleich auch ihnen das Wasser zum Händewaschen,

waschen, vorhielten. Diese Knaben hatten eine Kleidung, die wie ein Netz gearbeitet war. Sobald ihnen eine Frauensperson begegnete, schlugen sie die Augen zur Erde; sie giengen aus, um Allmosen zu sammeln, bewachten wechselsweise das heilige Feuer, zerstachen ihre Lippen und bestrichen mit dem Blute ihre Schläfe und Ohren, und wuschen sich nach Verlauf eines Jahres im Dunkeln in einem Bade wieder ab.

Jährlich wurde in Mexico ein feierlicher Umgang auf folgende Art gehalten. Die geweiheten Jungfrauen stampften die Saamenkörner einer gewissen Staude, mit gedörretem Mais, und vermischten die Masse mit Honig. Aus diesem Teige machten sie ein Bild, das den Vitzilipuzli vorstellen sollte. Ueber Nase und Stirn lief ein blauer Strich bis an beide Ohren, auf dem Kopfe stand ein Federbusch. In die Linke gaben sie dem Bilde einen kleinen Schild, in die Rechte einen schlangenförmigen Stab. Zur bestimmten Zeit, noch vor Aufgang der Sonne, versammelten sich die Jungfrauen in neuer Kleidung, hatten Kränze von gedörretem Mais auf dem Kopfe und um den Hals, die bis über die linke Schulter hiengen. Ihre Gesichter waren mit vielerlei Farben bestrichen, und die Arme bis an den Ellenbogen mit bunten Federn geziert. In diesem Aufzuge trugen sie den gebackenen Götzen auf den Schultern an einen Ort, da die Jünglinge, die in eben demselben Tempel über ihnen wohneten, den blauen Thron des Abgottes ehrerbietig aufnahmen und ihn bis an die unterste Stufe des Tempels trugen, bei dessen Anblick das versammelte Volk zur Erde fiel und Erde auf seine Häupter streuete. War dies geschehen, so liefen die Jünglinge so geschwind als möglich mit dem Bilde nach dem, eine Stunde von der Stadt entfernten Berge Capultepeck, und das Volk folgte Processionsweise. Dann ward von einem Priester eine kurze Ermahnung und ein geschwindes Opfer gehalten.

Darauf eilte alles in eben der Geschwindigkeit nach dem ebenen Felde Atlacuavacha, wo eine eben solche Rede, mit einem Opfer verbunden, gehalten wurde. Dann giengen sie mit eben den Ceremonieen bis an den Flecken Cochoacan, und von da in voriger Geschwindigkeit nach Mexico zurück. Eben von dieser Geschwindigkeit, womit die Procession gehalten wurde, bekam sie den Namen Ipachna Vitzlipuzli. — War denn jener gebackene Götze bis an den Tempel gebracht worden, so ward er mit Seilen, die um die 4 Handhaben des blauen Stuhls geschlungen waren, unter dem Schall von Trommeln, Pfeifen und Muschelhörnern, in eine erhabene Capelle unter dem Gewölbe aufgezogen, und daselbst auf geflochtene Schilfdecken niedergesetzt. Die Jünglinge streuten unterdessen sowohl in, als außerhalb des Tempels die schönsten Blumen in Menge aus. Alsdann vertheilten diese nebst den Jungfrauen, kleine Stücken desselben Teiges, woraus der Götze gemacht war, und denen sie die Form kleiner Knochen gegeben hatten, unter das Volk, die übrigen warfen sie auf den Boden der Capelle. Gleich darauf kamen die Priester des Tempels, mit Binden um den Leib, Kränzen auf dem Kopfe und Blumenguirlanden um den Hals, giengen langsam und feierlich, mit gemessenen Schritt, Paar bei Paar, nach dem Orte zu, wo die gebackenen Gebeine lagen, und weiheten sie mit vielen Ceremonieen zu Gebeinen des Gottes. Waren die Priester wieder herabgestiegen, so giengen sechs davon zum Steine Quaxicalli, auf welchem die Gefangenen geopfert wurden und schlossen ihn in ihre Mitte ein. Auf dieses Signal zogen Jünglinge und Jungfrauen, die auf beiden Seiten gegen einander über gestanden hatten, in bestimmter Ordnung einander entgegen und formirten einen Kreistanz um die Priester her, wobei sie gewisse feierliche Gesänge sangen. Außen, vor dem Tempel, antworteten ihre nächsten Verwandten und andere Anwesende

mit einem Gegengesange, und führten einen andern Tanz dabei auf, an dem zuletzt fast alle Einwohner der Stadt und der umliegenden Gegend Theil nahmen. Während dieses Festes durfte Niemand weiter etwas essen, als die Ringe, die aus eben dem Teige, woraus der Götze bestand, gebacken waren, und Niemand durfte vor Nachmittags trinken. Wenn dies alles geendigt war, verfügten sich die Priester wieder in die Capelle, zogen dem Götzen die Kleidung aus, und brachen ihn, sammt den geweiheten Gebeinen, in unzählige Stücke, und vertheilten diese unter die Anwesenden, die sie mit sichtbarer Andacht und Rührung annahmen und verzehrten. Jeder bezahlte für diese mysteriöse Wohlthat seinen Theil der Kosten, die auf das Fest verwandt waren. Zuletzt hielt ein Priester eine Ermahnungsrede ans Volk, worin er zeigte, wie diejenigen, die sich jetzt so fest mit der Gottheit verbunden hätten, leben sollten. Alsdann gieng jeder nach Hause.

Ein zweites hohes Fest in Mexico war das Fest Toxcoalt, das dem Gott Tezcatlipuca zu Ehren gefeiert, und wobei gleichfalls ein Gefangener geopfert wurde. Die Einrichtung dieses Festes war folgende. Am Abend des feierlichen Tages, wenn die Opfer und Gebete vollendet waren, versammelte sich das Volk im Tempel. Ein Priester zog sodann dem Götzen die alte Kleidung aus, und legte ihm mit Hülfe mehrerer Amtsgenossen, eine neue an, putzte ihn mit Edelsteinen, Bändern und Federn aufs prächtigste. Dann ward der Vorhang weggezogen, der den Götzen verbarg, und ein Priester, eben so gekleidet, wie der Götze, trat hervor, drehete sich vom Morgen nach Abend rund herum, blies viermal gegen die vier Winde mit einer steinernen, stark schallenden Pfeife, und kauete eine Hand voll Erde. Das Volk wiederholte dieselbe Ceremonie, und die, so eine Sünde begangen hatten, fiengen laut an zu heulen, und räucherten mit

Weihrauch, um Vergebung zu erlangen. Die Krieger baten ihn um Ueberwindung der Feinde, damit sie Gefangene machen, und diese zum Opfer darbringen könnten. An einem der 10 Tage, die das Fest dauerte, brachten einige schwarz bemahlte Priester des Morgens früh einen Tragsessel auf ihren Schultern, der rund herum mit köstlichen Tüchern behangen war, auf welchem ein schöngeschmückter Tezcatlipuca saß, der an der untern Stufe der Treppe niedergesetzt wurde, die nach der obersten Kapelle führte. Sogleich traten Jungfrauen und Jünglinge mit Stricken herzu, und umringten den Tragsessel, vor welchen sie kostbare Vorhänge zogen, und mit grünen Zweigen den Stuhl besteckten. Zwei Priester hoben sodann den Götzen wieder in die Höhe, und trugen ihn um den innern Platz des Tempels herum Jeder von ihn trug ein Rauchfaß, und so oft sie Räucherwerk darauf streuten, streckten sie die Hand nach dem Götzen aus und baten ihn, ihr Gebet nach dem Himmel zu bringen. Hinterher kam das Volk, das sich unterdessen bis aufs Blut mit Stricken geißelte. War diese Procession geendigt, so wurde der Götze in die Kapelle hinaufgezogen, und vor dieselbe eine Menge der schönsten Blumen gestreuet. Darauf brachte Jeder nach seinem Vermögen ein Geschenk, das in Edelsteinen, Weihrauch, Mais und Holz bestand. Die Armen, die nichts dergleichen aufbringen konnten, brachten Wachteln, denen der Priester sogleich den Kopf abriß, und sie so blutend vor den Götzen niederwarf. Gegen Mittag begab sich Jeder nach Hause. Unterdessen aber schmückten die Jungfrauen und Jünglinge den Götzen aufs prächtigste und setzten ihm Speisen vor. Dann traten sie Paarweise zusammen, jede nahm ein Stück Brod in die Hand, und die Jünglinge sonst eine Speise. Der Speisemeister gieng voran und hatte einen weißen Rock über ein ledernes Camisol ohne Ermeln, angezogen. An seinen Schultern hiengen Flügel an breiten Riemen,

und eine mit Heiligthümern gefüllte Kürbisflasche. Er führte die Jungfrauen und Jünglinge bis an die Treppe, die zu dem Sitz des Götzen führte, und hier aßen sie unter besondern andächtigen Ceremonieen das Brod, das sie in Händen hatten. Kurz hernach wurden sie von ihm wieder zurückgeleitet, und statt ihrer verfügten sich die Diener des Tempels dahin, nahmen die niedergesetzten Speisen und trugen sie nach den Wohnungen der Priester, die 5 Tage vorher gefastet hatten. Unterdessen stellte sich das Volk wieder ein, um dem Ende des Festes mit beizuwohnen, und der Gefangene, der ein ganzes Jahr vorher dem Götzen war vorgestellt worden, wurde nun herbeigeführt. Alles Volk, selbst die Priester, empfiengen ihn ehrerbietig und beinahe mit einer göttlichen Verehrung, und der Oberpriester, der dem Unglücklichen die Brust öfnete und das rauchende Herz herausriß, verrichtete dies Geschäft mit vielen ehrerbietigen Ceremonieen. Den warmen Dampf des zuckenden Herzens hielt er der Sonne entgegen, und unterdessen traten die Jünglinge und Jungfrauen, die den Geopferten umgaben, einen Rundetanz an, den sie mit Trommeln und Pfeifen begleiteten. Mit Sonnenuntergang stiegen die Jungfrauen wieder in die Kapelle und setzten vor dem Götzen etliche Schüsseln mit Honigbrod und Früchten nieder, die als Todtenköpfe und Gebeine gebildet waren. Dann kamen die Tempeldiener und trugen die Schüsseln zu den Priestern herunter. Viere davon, die zuerst in die Kapelle stiegen, erhielten eine Belohnung.

Ein drittes religiöses Fest in Mexico war das Fest des Quezalcoal. Man begieng es folgendermaßen. Vierzig Tage vorher ward ein wohlgestalteter Sclave gekauft, der nicht den geringsten körperlichen Fehler hatte, und wurde die ganze Zeit über dem Götzen vorgestellet. Man wusch ihn täglich zweimal in dem geheiligten Meere der Götter, schloß ihn des Nachts in einen eisernen Käfigt, und hieng ihm

Hals-

Halsbänder, von Blumen geflochten, um. Dann und wann führte man ihn singend durch die Stadt, und Weiber und Kinder brachten ihm sodann Geschenke. Neun Tage vor dem Feste kündigten zwei alte Priester dem Sclaven den Tod an, wobei sie sich ehrerbietig vor ihm neigten. War er nach dieser Zeit nicht mehr so aufgeräumt und lustig, wie vorher, oder tanzte und sang er nicht mehr, so ward dies als eine böse Vorbedeutung gehalten. Kaum aber merkten die Priester seine Niedergeschlagenheit, als sie ihm auch ein Decoct von betäubenden und berauschenden Kräutern zu trinken gaben, wodurch er denn natürlich in eine Art von Raserei gerieth. War die letzte Mitternacht zur Zeit des Vollmonds angebrochen, so wurde er zuerst stark mit Weihrauch beräuchert, dann wurden ihm zu Ehren verschiedene Lieder angestimmt. Sobald das Herz herausgerissen und gegen den Mond gehalten war, stürzte man den Leichnam die Treppe hinunter, wo das Volk seiner schon harrte, um ihn unter sich zu vertheilen und zu verzehren.

In diesem Tempel des Quezalcoal verwalteten in jeder Woche 4 Priester den Gottesdienst, welches unter ihnen immer abwechselte, bis es wieder an die ersten kam. Sie hatten eine sehr große Trommel, deren Ton über die ganze Stadt gehört werden konnte. Diese rührten sie alle Abende und Morgen, und gaben dadurch entweder das Signal zur Ruhe oder zum Aufstehen. Denn sobald sie des Abends ertönte, lief alles, was außer seinem Hause war, eiligst nach diesem zurück, und Thüren und Laden wurden verschlossen; des Morgens aber rief ihr Ton Alles an seine Arbeiten und Geschäfte.

Eben so hatten sie auch eine geheiligte Trompete, die in dem Tempel des Vitzlipuzli aufbewahrt wurde. Diese durfte von Niemandem, als von den Opferpriestern geblasen werden, und zwar nur alsdann, wenn

sie

sie Krieg ankündigen, und den Muth der Krieger so recht entflammen wollten. Ihr Ton war rauh und unangenehm, und paßte zu nichts wenigerm, als dazu, Muth einzuflößen; dennoch aber ließen sich die Krieger dadurch zu größerer Tapferkeit ermuntern, weil sie im Schall dieses Instruments die Stimme und den Zuruf ihres Kriegsgottes selbst zu hören glaubten.

Noch fanden bei Einweihung neugeborner Kinder, so wie bei Eheverbindungen folgende religiöse Ceremonieen bei den Mexicanern statt. Bald nach der Geburt trugen die Eltern ihr Kind zu einem Tempel. Der gegenwärtige Opferpriester hielt sodann eine kleine Anrede an die Eltern, die sich auf die vorhabende Handlung bezog. Waren es Knaben aus den ersten Ständen des Reichs, so wurde ihnen von dem Opferpriester in die Rechte ein Schwerdt, in die Linke aber ein Schild gegeben, und diese kleinen Geräthschaften lagen jederzeit im Tempel zu diesem Gebrauche bereit. Waren aber die Väter Handwerker, so wurde diese Ceremonie mit kleinen Modellen ihres Handwerkszeuges verrichtet. Den Töchtern hingegen, sie mochten vornehmer oder geringer Geburt seyn, ward allemal eine Spindel in die Hand gegeben. War diese Ceremonie vorbei, so trug der Priester das Kind zum Altar, wo er ihm mit einem Messer aus Feuerstein einige Tropfen Bluts aus den Schaamtheilen abzapfte, und sie gleich darauf unter Hersagung gewisser Gebete im Wasser badete.

Die Eheverbindungen wurden ebenfalls durch eine gewisse gottesdienstliche Ceremonie bestätiget. War das Brautpaar über die Puncte ihrer ehelichen Verbindung einig, so begaben sie sich beide in den Tempel, wo einer der Priester ihre Neigung zu einander durch gewisse vorgeschriebene Fragen prüfte. Dann faßte er den Schleier der Braut und den Mantel des Bräutigams mit einer

Hand, und nähete beides an einem Ende zusammen, um sie dadurch an ihre nunmehrige Vereinigung zu erinnern. In diesem Zustande giengen sie nach Hause und der Priester begleitete sie. Gleich beim Eintritt ins Haus, traten sie zuerst zum Feuerheerd, der ihrer Meinung nach der Vermittler aller im Ehestande sich ereignenden Zwistigkeiten war. Um diesen giengen sie siebenmal unter Anführung des Priesters herum, und nach Vollendung dieser Ceremonie setzten sie sich am Feuer nieder, um gemeinschaftlich dessen Wärme zu empfinden. Dann mußten sie vor gewissen, dazu bestimmten gerichtlichen Personen ihr Vermögen angeben, das sie sich beiderseits einander zubrachten, weil im Falle einer Ehescheidung der Mann verbunden war, seiner Frau das Ihrige zu erstatten.

Solche Ehescheidungen waren bei den Mexicanern sehr gemein, und erforderten sehr wenig Umstände. Blos die Einwilligung beider Theile war hinlänglich, und die Klage selbst kam vor keinen Richter, sondern die Freunde der Verheiratheten schlichteten oder entschieden die ganze Sache augenblicklich. Die Frau behielt die Töchter, der Mann die Söhne bei sich. Sobald aber die Ehe getrennt war, durften sich die Geschiedenen bei Lebensstrafe nicht wieder vereinigen. Eben so hart ward auch der Ehebruch selbst bestraft.

Weil die Mexicaner einige Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele hatten, die sie sich freilich sehr materiell dachten; so war daraus unter ihnen der Gebrauch entstanden, ihre Todten mit Gold und Silber zu begraben, damit die Seelen die Kosten der langen, beschwerlichen Reise gehörig bestreiten könnten. Waren es vornehme Personen, so mußten sogar einige von ihren Sclaven das Leben lassen, damit sie ihren verstorbenen Herren auf der Reise bis ins Seelenland Gesellschaft leisten, und sie nachher bedienen möchten. Sogar entschlossen sich manche Weiber,

um

um die Seelen ihrer verstorbenen Männer nicht allein reisen zu lassen, freiwillig mit ihnen zu sterben. Eben daher waren die Gräber der Könige von so großem Umfange, weil man einen großen Theil ihrer Schätze, vor allen Dingen aber ihrer liebsten Bedienten und Sclaven, mit ihnen begrub. Die Zahl ihrer Bedienten mußte voll seyn, und daher schickte man diese zur Begleitung des Fürsten mit in die andre Welt. Besonders betraf dies Schicksal ihre Schmeichler und Lieblinge, die denn auf diese Weise das genossene Lebensglück theuer genug bezahlen mußten. Die Leichen solcher Herren wurden mit großem Pomp und einem ansehnlichen Gefolge in einen Tempel getragen, die Priester giengen ihnen mit Räucherfässern entgegen und sangen mit trauriger Stimme Todtenlieder, die mit Flöten begleitet wurden. Den Sarg hoben sie verschiedenemale von der Erde auf, da unterdessen die Unglücklichen, die zu Begleitern des Verstorbenen bestimmt waren, ihr Leben beschließen mußten.

Drittes

Drittes Kapitel.

Macht und Hoheit der Mexicanischen Kaiser. — Gebräuche bey der Wahl eines neuen Kaisers. — Krönungsfest. — Kaiserliches Wappen. — Kaiserlicher Pallast. — Beschreibung des Spanischen Quartiers. — Lustschlösser des Montezuma. — Behältnisse für wilde Thiere. — Wohnungen der Gaukler und Possenreißer. — Zeughäuser. — Gärten. — Springbrunnen und Wasserleitungen. — Pallast der Traurigkeit. — Lusthäuser des Montezuma, außerhalb der Stadt. — Kaiserlicher Schmuck und Hofstaat. — Seine Leibwache. — Vermählungen der Mexicanischen Monarchen. — Audienzgebräuche. — Prächtige Tafel des Kaisers. — Possenreißer und Hofmusiker. — Kaiserliche Schatzkammer. — Tribut. — Landescollegien. — Art, Processe zu entscheiden. — Geheimer Rath. —

Da, wie schon erinnert worden, das Reich Mexico ein Wahlreich war, so wurde sehr bald nach dem Tode eines Kaisers zu einer neuen Wahl geschritten, und entweder unter den Landesfürsten (Cazikenv) oder unter dem Adel und Ritterorden (Tecuitles) ein solches Subjekt ausgesucht, von dem man eine vernünftige, gerechte, aber doch milde Regierung, und Tapferkeit im Kriege, mit aller Wahrscheinlichkeit erwarten konnte. Hatte ein solcher Neugewählter die zum Theil harten Proben und Bedingungen glücklich bestanden und erfüllt; unter denen seine Wahl allein als günstig und rechtmäßig ausgefallen betrachtet wurde, so war er, sobald er den Thron bestiegen hatte, ganz unumschränkter Herr, und konnte die Regierung ganz nach seinem Willen einrichten, ohne je befürchten zu dürfen, daß er über irgend Etwas zur Ver-

antwortung gezogen werden möchte. Diese unumschränkte Gewalt der Mexicanischen Monarchen war allmälig entstanden und immer höher gestiegen, bis sie unter dem letzten Kaiser, Montezuma II., ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Mit vieler Klugheit hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß die Wahl ihn treffen mußte, doch mißbrauchte er die ihm übertragene Gewalt sehr oft zur Bedrückung seiner Unterthanen, und der ihm als Vasallen zinsbaren Caziken. Durch dieses ungewohnte und ungerechte Joch wurden auch viele der Letztern endlich so unzufrieden mit seiner Regierung, daß sie oft den Versuch machten, sich von ihm loszureißen, welches ihnen auch, wenn sie sich alle zu einem Zweck vereiniget hätten, wahrscheinlicherweise gelungen seyn würde, wenn auch durch die Dazwischenkunft der Spanier der Umsturz des Mexicanischen Reichs nicht beschleunigt worden wäre.

Bei der Wahl eines neuen Königs oder Kaisers hatten besonders vier der mächtigsten Caziken des Reichs die Hauptstimme, und diese wußten gemeiniglich alles so einzuleiten, daß die Wahl nach ihrem Wunsche ausschlug und sie ihre Absicht dabei erreichten. Gleich nach geendigter Wahl sah sich der neue Landesherr genöthigt, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, und einige Siege zu erfechten, von dem Feinden des Reichs einiges Land zu erobern, oder einige Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, und dann erst ward er gekrönt und konnte den Thron besteigen. Durch diese wichtige Verbindlichkeit war auch das Reich in so kurzer Zeit zu solch einer Macht und Größe gestiegen.

Sobald nun die Verdienste des Neugewählten von der Art waren, daß man ihn der Krönung würdig hielt, so hielt er seinen triumphähnlichen Einzug in Mexico. Der ganze Adel, die Staatsbedienten, die Priester, und alles, was zu der ersten Volksklasse gerechnet werden

konnte, begleitete ihn bis zu dem Tempel des Kriegsgottes Vitzlipuzli, wo er von seinem Tragsessel herabstieg, und nach vollbrachten Opfern und angehörten Reden die Reichsinsignien empfieng und die heiligen Kleider anlegte. *)

Das Kaiserliche Wappen bestand aus einem Greif, dessen halber Leib einen Adler, die andre Hälfte aber einen Löwen vorstellte. Der Vogel hatte seine Flügel ausgebreitet, und hielt einen Tiger in seinen Klauen, den er zu tödten schien. Durch dieses Sinnbild sollte wahrscheinlich die Macht der Mexicanischen Regenten angezeigt werden, die auch im Stande sey, die stärkste Gewalt zu besiegen, die hartnäckigsten Rebellen zu demüthigen, und sich nie besiegen zu lassen.

Der Kaiserliche Pallast konnte weit in der Ferne gesehen werden, und sein bloßer Anblick war schon Beweises genug von dem Geschmacke und dem Reichthume seiner Erbauer. Er bestand in einem Gebäude von außerordentlicher Größe, und hatte 30 Thore, die alle an eben so viel besondere Straßen stießen. Besonders war die Vorderseite von ansehnlicher Länge, und von mancherlei Arten hellgeschliffenen schwarzen, rothen und weißen Jaspis in der schönsten Ordnung und Vermischung, aufgeführt. Ueber dem Haupteingange war ein großes Schild mit dem Bilde des Greifs, als dem Kaiserlichen Wappen. War man durch drei ebenfalls mit Jaspis verzierte Vorhöfe gegangen, so kam man an die verschiedenen Gemächer des Kaisers, die nicht sowohl wegen ihrer Größe, als vielmehr

*) Die nähern Umstände eines solchen Krönungsfestes, so wie die Reden, die dabei gehalten wurden, sind alle im 1sten Bande dieses Werks im 3ten Kapitel, Seite 42—48 ausführlich beschrieben, die Wiederholung derselben ist also hier überflüssig.

mehr ihrer Construction und Einrichtung, bewunderungswürdig waren. Der Fußboden war mit Matten von der künstlichsten Arbeit belegt, die Wände mit dem feinsten Cattun, künstlich mit Caninchenhaaren durchwirket, behangen, und der Grund dieser Tapeten bestand aus den köstlichsten Federn, die in den schönsten Schattirungen und Farbenmischungen mit einander vereinigt waren. Die Decken der Zimmer bestanden aus Cedern, Cypressen und andern wohlriechenden Hölzern und waren mit allerhand Laubwerk und erhabener Schnitzarbeit ausgelegt. Ein sehr merkwürdiger Umstand dabei war dieser: den Mexicanern war der Gebrauch der Nägel gänzlich unbekannt, und dennoch bemerkte man eine so genaue Zusammenfügung aller einzelnen Bretter, als ob sie nur aus einem Stücke bestanden hätten. Sie mußten also von dieser Art Arbeit ganz eigene Kenntnisse besitzen, die allen andern Völkern, selbst den Europäern, unbekannt waren.

Noch ein anderer Pallast befand sich in Mexico, den aber der Kayser nicht selbst bewohnte; dieser war von dem Vater des Montezuma, Axayaca, erbauet, und dem Montezuma als ein Erbtheil zugefallen. Er gab dem eigentlichen kaiserlichen Pallast an Größe nichts nach, hatte völlig das Ansehen einer Festung, war mit starken Mauern umgeben, und in kleinen Entfernungen mit Thürmen versehen, die ihm zur Stütze und Vertheidigung dienten. Verschiedene darin befindliche Säle waren mit Cattun von allerhand Farben behangen, denn der Cattun diente den Mexicanern statt der Leinewand und war von mancherlei Güte. Die Stühle waren von Holz und aus einem Stück gemacht, die Betten mit Vorhängen in Form der Zelte, behangen; die Decken bestanden aus Matten, die von Palmzweigen künstlich geflochten waren, die Kopfkissen aus eben solchen Blättern, und konnten zusammengerollt werden. — Dies war der Pallast,

last, der den Spaniern bei ihrer Ankunft in Mexico, zum Quartier eingeräumt wurde. *)

Der Reichthum und die Prachtliebe des Montezuma zeigte sich aber nicht blos in den Pallästen seiner Residenz; sondern auch außer derselben waren prachtvolle Gebäude, mit denen die Lustschlösser Europäischer Fürsten keinen Vergleich aushielten. Eins dieser Schlösser, dessen Gallerieen auf Pfeilern von Jaspis ruheten, war derjenige Ort, wo alle Arten schöner Vögel, sowohl wegen ihres Gesanges, als der Schönheit ihrer Federn merkwürdig, unterhalten wurden. Die Seevögel schwammen auf einem See von Salzwasser, die andern Wasservögel hatten einen Teich voll süßen Wasser. Den schönsten derselben wurden zu gewissen Zeiten viele ihrer schönsten Federn ausgezogen, weil diese in Mexico als ein Artikel des Handels und des Luxus gebraucht wurden, und eben darum war es bei schwerer Strafe verboten, diese Vögel, selbst auch in dem Zustande der Wildheit, zu tödten. Derjenige, der die Geschicklichkeit besaß, einige von ihnen lebendig zu fangen, konnte ihnen die Federn ausrupfen, den Vogel selbst aber, mußte er wieder frei lassen, damit theils nie ein Mangel an diesen Vögeln entstehe, theils auch, damit die berupften neue köstliche Federn setzen konnten. Eben durch diese Schonung ihres Lebens war die Anzahl solcher ausnehmend schönen Vögel im ganzen Mexicanischen Gebiet außerordentlich groß, und selbst in diesem Lustschlosse des Kaisers wurde eine so ungeheure Menge derselben unterhalten, daß mehr als 300 Menschen, die mit ihrer Wartung, Erziehung und Pflege bekannt waren, die Anweisung hatten, für ihren Unterhalt und ihre Vermehrung zu sorgen.

Nicht weit von diesem Lustschlosse hatte der Kaiser noch ein anderes, nicht minder prächtiges und geräumiges, welches

*) S. zweite Abtheilung, fünftes Kapitel.

welches so viel Zimmer hatte, daß er, mit seinem ganzen ansehnlichen Hofstaat darin herbergen konnte. Dies war sein Jagdschloß, wo auch alle zur Jagd erforderlichen Geräthschaften vorhanden waren und die abgerichteten Raubvögel unterhalten wurden. Einige derselben wurden in besondern, sehr schönen Käfigen verwahrt, die man sehr reinlich hielt, und diese waren blos der Seltenheit wegen und zur Zierde da; andere saßen auf Stangen, und waren zur Reiherbeitze abgerichtet. Die Mexicaner liebten diese Art Jagd vor allen andern, und die Stoßvögel, die sie dazu gebrauchten, waren von vortrefflicher Art, und ließen sich mit leichter Mühe, eben so wie die Isländischen Falken, abrichten, auf ihren Raub zu stoßen, und der Stimme ihres Herrn zu folgen.

In einem andern Hofe dieses Schlosses sah man allerlei Arten von wilden Thieren, die entweder der Seltenheit wegen dem Kaiser zum Geschenk gemacht, oder auf der Jagd gefangen waren. Alle reißende Thiere, Löwen, Tiger, Bären, und andere, dem Himmelsstriche eigenthümliche Arten, befanden sich hier in starken hölzernen Behältnissen, die in schönster Ordnung unter einem bedeckten Gange angebracht waren.

In einem Flügel des Gebäudes, das die Behältnisse der wilden Thiere umschloß, war auch eine weitläuftige Wohnung für Possenreißer, Gaukler und Lustigmacher, die zum Vergnügen des Kaisers dienten. Unter diese wurden sogar gebrechliche und ungestaltete Personen, als Zwerge, Buckliche und andere Krüppel, mit begriffen. Jede Gattung dieser Unglücklichen, die dem Kaiser zum Vergnügen da waren, wohnte besonders, hatte ihre eignen Aufseher und Lehrmeister, die sie in allerhand komischen Wendungen und Stellungen des Leibes unterrichteten, auch waren einige Officianten angestellt, welche diejenigen, die sich vorzüglich hervorthaten, belohnen mußten.

ten. Doch diente diese Anstalt für Gebrechliche nicht selten dazu, daß Väter, die ihre Kinder gern unterbringen wollten, sie auf irgend eine solche Weise verstümmelten und zu Krüppeln machten, weil sie gewiß waren, daß sie alsdann Zeitlebens in diesem Aufenthalte der Gebrechlichen, ihren Unterhalt finden konnten.

Außer diesen Pallästen und Lustschlössern gehörten dem Kaiser noch verschiedene andere große Gebäude, worinnen Waffen aller Art theils verfertiget, theils aufbewahrt wurden. Die Arbeiten in der ersten Art dieser Gebäude, waren denen in unsern Europäischen Fabriken ungemein ähnlich. Denn man sah darinnen verschiedene Werkstellen, die nach dem Bedürfniß der darin angestellten Arbeiter eingerichtet waren. In einer Werkstatt z. B. wurden die Stiele zu den Pfeilen gemacht, in der andern wurden Feuersteine geschliffen, die zu Pfeilspitzen dienten, in der dritten wurden Bogen, in der vierten Schilder gemacht u. s. w. — Ueber alle diese Arbeiter waren gewisse Aufseher, die den Werth der Verfertigten beurtheilen und nach ihrer Art die Rechnung darüber führen mußten. — Das andere Gebäude hatte den Endzweck, die verfertigten Waffen aufzubewahren, damit man sie zur Zeit eines Krieges gleich bekommen und unter die Krieger vertheilen konnte, war also im eigentlichen Verstande ein Zeughaus. Die für den Kaiser selbst bestimmten Waffen, hiengen in schönster Ordnung an den Wänden der höchsten Zimmer. An der einen Seite sahe man Bogen, Pfeile und Köcher, die insgesammt mit Gold und kostbaren Steinen verziert waren. An der andern Seite hiengen Schwerdter und Keulen von außerordentlich hartem Holze, die Schneide der erstern bestand aus sehr geschärften Feuersteinen, die mit vieler Kunst an dem Holze befestiget waren. Die Gefäße an den Schwerdtern, waren eben so, wie die Köcher, mit ausgelegter Arbeit geziert. Auf einer andern Seite befanden sich Lanzen und Wurfspieße,

spieße, verschiedene Arten von Brustschilden und Panzern von geschlagenen Gold, vielerlei Wämser aus doppelten Cattun mit Baumwolle ausgestopft, welche sehr geschickt waren, das Eindringen der feindlichen Pfeile zu verhindern, mehrere Arten von Schildern, und eine besondere Art runder Schilder, die aus festem Leder gemacht, und so groß waren, daß sie den ganzen Leib bedeckten; diese konnten, bis man sie gebrauchen wollte, auf der linken Schulter zusammengerollt werden. — Mit diesen und vielen andern Arten von Rüstungen und Waffen, war das Zeughaus des Montezuma angefüllt, so daß die Spanier, die diesen Kunstfleiß, und diese bis aufs höchste getriebene Vollkommenheit indianischer Waffen, bei den Mexicanern nicht vermutheten, bei dem Anblick von dem allen in das größte Erstaunen geriethen.

Alle diese Palläste, Landhäuser und Jagdschlösser des Kaisers waren mit den schönsten Gärten versehen, die immer sehr gut unterhalten wurden. Nur war es Schade, daß der Geschmack des Montezuma die verkehrte Richtung hatte, daß er, mit gänzlichem Ausschluß des Nützlichen, blos das Schöne liebte, da er doch beides so leicht mit einander hätte in Verbindung setzen können. Sein Grundsatz in dieser Hinsicht war: Fürsten dürfen nur ihre Aufmerksamkeit auf das Schöne richten, das Nützliche müßte Personen geringern Standes überlassen bleiben. Diesem Grundsatze zufolge sahe man in seinen Gärten keinen einzigen fruchtbaren Baum oder sonst ein Küchengewächs, sondern lauter wilde, unfruchtbare Gesträuche und Blumen von bezaubernder Mannichfaltigkeit sowohl in Farben als im Geruche. Das einzige Nützliche, das er in seinen Gärten zog, woran aber seine Eitelkeit den größten Antheil hatte, waren die vielen schönen und heilsamen Arzeneikräuter, die in diesem Lande so überflüssig wachsen. Diese ließ er auf besondern Beeten unterhalten und veredeln. Auch erlaubte er den Aerzten,

die zu ihren Arzeneien dienlichen Kräuter aus seinen Gärten zu nehmen, und erkundigte sich jedesmal sorgfältig nach den Wirkungen derselben. Nicht Liebe und Fürsorge für die Gesundheit seiner Unterthanen trieb ihn dazu, sondern blos die Begierde nach dem Ruhme, der Einzige zu sein, der solche heilsamen Pflanzen zu bauen verstehe, und sie aus landesväterlicher Milde zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit seiner Unterthanen den Aerzten in die Hände gäbe.

In allen diesen Gärten, so wie in allen Pallästen, befanden sich viele Springbrunnen von schönen trinkbaren Wasser, welches aus den benachbarten Bergen durch verschiedene Wasserleitungen bis an eine Schleuse geleitet wurde, von da es durch bedeckte Röhren in die Stadt kam. Auch hier waren verschiedene Brunnen zum Gebrauch der Einwohner angelegt, und vermöge einer gewissen Abgabe ward es gestattet, daß die ärmern Einwohner dies süße Wasser in diejenigen Straßen der Stadt, wo keine Brunnen waren, zum Verkauf bringen durften. Die Bequemlichkeit mit diesen Brunnen, so wie die Güte des darin befindlichen Wassers, hatte sich unter der Regierung des Montezuma dadurch sehr vermehrt, daß er die große Wasserleitung, durch welche das schöne Wasser, das man auf dem Berge Capultepeck entdeckte, nach Mexico kam, anlegen ließ. Dieser Berg liegt etwa eine Meile von der Stadt entfernt, und der Kaiser gab sich selbst die Mühe, diese Leitung, nebst dem großen steinernen Wasserbehälter, worin sich dies Wasser sammelt, zu entwerfen. Er ließ die Höhe der Quelle und den Fall des Stroms nach der Wasserwaage abmessen, dann ward auf seinen Befehl eine hohe steinerne Mauer errichtet, mit zwei ofnen Schleusen, die mit fester Thonerde undurchdringlich und wasserfest gemacht waren. Das Wasser lief wechselsweise durch eine dieser Schleusen, während dem die andere gereiniget wurde; und Montezuma

erwarb durch diese, seinen Unterthanen wirklich höchst nützliche, Anstalt einen solchen Ruhm, daß die Mexicaner aus Dankbarkeit gegen ihn und seinen Vater, der auch schon solche Wasserleitungen angelegt hatte, die Büsten beider Regenten in Stein gehauen, neben diesen Schleusen aufrichteten.

Unter allen Pallästen des **Montezuma** war aber derjenige ohnstreitig wegen seiner Sonderbarkeit am meisten merkwürdig, den die Mexicaner **den Pallast der Traurigkeit** nannten. Hierhin begab sich der Kaiser, wenn ihm einer seiner Verwandten durch den Tod entrissen ward, auch wohl bei öffentlichen, allgemeinen Unglücksfällen und endlich zur Bezeugung seiner Traurigkeit, wenn der üble Ausgang eines kriegerischen oder sonstigen Unternehmens zu befürchten stand. — Schon die Bauart und innere Einrichtung dieses Gebäudes war ganz zu ihrem Endzweck geeignet und hatte viel Abschreckendes. Die Mauern, das Dach und alle Verzierungen waren schwarz und von tristem Ansehen. Die Fensteröfnungen waren klein und noch dazu mit einem dichten Gitterwerk versehen, das die Lichtstralen nur sparsam und blos in der Absicht einzulassen schien, damit die Dunkelheit darin desto besser entdeckt und schauerlicher gemacht werden möchte. In diesem wirklich fürchterlichen Gebäude, das mehr das Ansehn eines Criminalgefängnisses, als eines kaiserlichen Pallasts hatte, hielt sich der Kaiser gewöhnlich so lange auf, bis er sich genug betrübt zu haben glaubte.

Außerhalb der Stadt hatte der Kaiser noch verschiedene kleinere Lusthäuser, die insgesammt mit Springbrunnen versehen waren, aus denen die Bäder und Teiche, bei denen der Kaiser sich zuweilen mit Fischen erlustigte, ihr Wasser erhielten. Diese Häuser lagen alle nahe an Wäldern, worinnen er seine Jagden anstellte,

 wovon

wovon er ein großer Liebhaber war. Nicht leicht übertraf ihn auch jemand in der Geschicklichkeit, Bogen und Pfeile mit Erfolg zu gebrauchen. Besonders war er ein Liebhaber von der sogenannten Klapperjagd. Bei solchen Gelegenheiten ließ er sich gewöhnlich von seinem ganzen Hofstaate nach einen seiner Thiergärten, oder nach einem Gehege begleiten, wo rund herum ein breiter Graben voll Wasser den Löwen und Tigern auf den benachbarten Gebirgen den Zugang verwehrte.

Der Schmuck des Kaisers bestand in einem feinen baumwollenen Mantel, der auf den Schultern fest gemacht war, den größten Theil des Leibes bedeckte und bis auf die Erde reichte. Der Mantel selbst war mit geschlagenen Goldplatten, Perlen und köstlichen Steinen reich garnirt, welches alles aber mehr dazu diente, ihn schwer zu machen, als zu zieren. Seine Krone bestand, wie schon oben angeführt ist, aus einer Art von goldenen, reichbesetzten Mütze. An den Füßen trug er goldene Fußsolen, deren Riemen, die mit kleinen Goldplatten besetzt waren, unter den Fersen über dem Fuß zugebunden wurden, so daß diese Fußbekleidung den Römischen Sandalien nicht unähnlich sahe. Insgemein lies er sich bei feierlichen Gelegenheiten auf einem feinen güldenen Sessel von seinen Lieblingen tragen. Dieser prächtige Stuhl war auf allen Seiten mit den seltensten und kostbarsten Federn bedeckt, die so künstlich und geschmackvoll geordnet waren, daß die Pracht des Tragesessels unter ihnen hervorschimmern konnte. Auf beiden Seiten des Sessels giengen gemeiniglich vier der vornehmsten Herren, die einen kostbaren Himmel auf eben so viel Stangen ruhend, über ihm trugen. Dieser Himmel war blos aus farbigen, meist grünen Federn gewirket, und sah in einer kleinen Entfernung wie eine, mit silbernen Blumen gezierte, Decke aus. Vor dem Sessel giengen zwei vornehme Ritter, die man Marschälle nennen konnte, mit güldenen Stä-

ben, die sie dann und wann in die Höhe huben, um die Gegenwart des Kaisers dadurch anzudeuten und das Volk zur Ehrfurcht davor zu ermuntern, welches denn auch sogleich bei diesem Zeichen mit dem Gesichte sich zur Erde warf, und es nicht wagte, seinen Blick zum Kaiser zu erheben. Wurde dies von einem unterlassen, so sahe es die Mexicanische Hofetikette als ein großes Verbrechen an, und der Frevler, der dies Gesetz übertreten hatte, bekam eine harte Strafe.

Montezuma besonders hielt auf diese äußerlichen Ehrfurchtserweisungen ungemein viel, und sein Regentenstolz hatte außer jenen hergebrachten Ceremonieen noch andre ersonnen, wodurch er die sclavische Unterwürfigkeit seiner Unterthanen noch zu vermehren glaubte, denn es schmeichelte seiner Eitelkeit, sich, gleich einem Gotte, gleichsam angebetet zu sehen. Er sah Herablassung und Leutseligkeit eines Regenten gegen seine Unterthanen als einen großen Fehler an, dem man nicht sorgsam genug zu vermeiden suchen müsse. — Gleich bei dem Antritt seiner Regierung vermehrte er zu dem Ende die Anzahl, Würde und das Ansehen seiner Hofbedienten, und zu denen, die zunächst um ihn waren, nahm er keine andern, als die eine hohe Geburt aufzuweisen hatten. Seine Räthe waren zwar dieser Veränderung sehr entgegen und suchten es ihm deutlich zu machen, daß das Volk durch diese verächtliche Herabsetzung zur Unzufriedenheit mit ihm große Ursache haben würde; dem ungeachtet aber setzte Montezuma diesen Entwurf seiner Eitelkeit durch, und entfernte damit, wie natürlich, die Herzen seines Volks von sich immer mehr und mehr.

Er hatte eine doppelte Leibwache. Die eine war so zahlreich, daß sie alle Höfe des Pallasts einnahm; die andere aber bestand blos aus Tecuitles, und war erst unter Montezuma's Regierung errichtet. Die Anzahl

der

der letztern war etwa 206, und jeder Einzelne davon stammte aus einem bekannten und besonders berühmten Geschlechte ab. Diese giengen täglich in den Pallast, und theilten sich in zwei Haufen, davon der eine die Person des Kaisers selbst im Pallaste bewachte, der andere aber ihn an allen Orten begleitete. Dieser Dienst wechselte stets unter allen Tecuitles des ganzen Reichs, und wenn die Reihe an die kam, die außer der Stadt, in den entferntesten Provinzen wohnten, so fanden sie sich dennoch ein, dem Kaiser ihre Dienste zu leisten. Sie hatten ihre Posten im Vorzimmer, wo sie auch von den Gerichten aßen, die von der kaiserlichen Tafel als übrig geblieben weggetragen wurden. Bisweilen erlaubte ihnen Montezuma, zu ihm ins Zimmer zu treten. Das that er aber nicht, um ihnen eine besondere Gnade zu erzeigen; sondern nur zu sehen, ob sie auch wirklich da wären, ohne einem andern an ihrer Stelle geschickt zu haben. Montezuma behauptete, daß er aus wohl berechneter Politik diese Leibwache errichtet habe, indem er dadurch den Adel theils im Gehorsam üben, theils aber auch die Fähigsten und Geschicktesten unter demselben desto leichter kennen lernen, und diese sodann in die für sie passenden Aemter und Geschäfte einsetzen könne; obgleich aus andern Umständen leicht abzunehmen ist, daß sein Stolz bei dieser Einrichtung die Triebfeder war.

Die Mexicanischen Kaiser vermählten sich sehr oft mit den Töchtern ihrer vornehmsten Reichsvasallen, und Montezuma hatte zwei rechtmäßige Gemahlinnen von solcher Herkunft. Beide führten den Titel Kaiserin, jede hatte ihre besondern Zimmer, jede genoß gleiche Aufmerksamkeit und gleiche Vorzüge mit der andern. Die Anzahl seiner Beischläferinnen aber war ungeheuer groß. Einige spanische Schriftsteller (wenn sie anders nicht übertreiben) geben sie bis über 3000 an, die alle im kaiserlichen Pallaste wohnen mußten. Sobald ein Frauenzimmer

zimmer im Reiche von entschiedener Schönheit und Anmuth gefunden ward, ließ Montezuma Jagd darauf machen und ruhte nicht eher, bis er sie, mit Güte oder Gewalt, in seinem Harem hatte. Die Aufseher und Directoren seiner Vergnügungen waren auch stets in Thätigkeit, solche Schönheiten allenthalben auszuwittern, da sie die erklärte Leidenschaft ihres Monarchen für das schöne Geschlecht kannten; und wenn sie einige antrafen, die aller Wahrscheinlichkeit nach dem Wunsche des Kaisers entsprechen würden, so forderten sie dieselben von ihren Eltern oder Angehörigen als einen Tribut ein. Indessen wurde Montezuma aller der Reitze, die ihm so reichlich zu Gebote standen, gemeiniglich bald überdrüßig, und nur die beständige Abwechselung mußte seinen Geschmack daran erhalten. Sehr oft entließ er seine bisherigen Freundinnen und ersetzte ihre Stelle mit neuen. Die Entlassenen suchte er jedoch — wie das auch die Sitte vieler Europäischer Großen ist — auf eine ehrenvolle Art unter die Haube zu bringen, das ihm denn freilich niemals fehlschlug, indem seine Kreaturen, die sich in dem Lichte seiner Gunst und Gnade sonneten, es für ein hohes Glück achteten, mit ihrem Gebieter aus einer Schüssel zu essen und die übriggebliebenen Brocken, die von seinem Tische ihnen zugeworfen wurden, mit wahrem Wohlbehagen zu verzehren. So lange diese guten weiblichen Geschöpfe sich in seinem Harem aufhielten, wurden sie streng beobachtet, und durften für keinen andern, als ihren Gebieter, leben. Die Aufsicht über sie war verschiedenen Matronen anvertrauet, die mit Argusaugen über jede ihrer Bewegungen wachten, damit kein unzeitiger Näscher sich gelüsten lassen möchte, eher, als der Kaiser bis zum Ekel übersättigt war, von dieser lieblichen Speise zu kosten. — —

Wenn der Kaiser Audienz gab, welches sehr selten geschah, so schickte er sich mit vielem Pomp dazu an.

Die

Die Großen des Reichs, denen der Zutritt in sein Kabinett erlaubt war, so wie seine Lieblinge und etliche Räthe, waren dabei zugegen, imgleichen einige Geheimschreiber, die mit ihren hieroglyphischen Charaktern, die ihnen statt der Buchstabenschrift dienten, die Berathschlagungen und Entschließungen sogleich aufzeichneten. Derjenige, der zur Audienz gelassen wurde, mußte barfuß eintreten, und machte drei Verbeugungen, ohne jedoch die Augen zum Throne zu erheben. Bei der ersten dieser Verbeugungen redete er den Kaiser gnädiger Herr! an; bei der zweiten nannte er ihn: mein gnädiger Herr! und bei der dritten: großmächtigster Herr! — Der Vortrag mußte in den submissesten Ausdrücken abgefaßt seyn, und nach Endigung desselben wurden die Verbeugungen wiederholt, man nahm seinen Abschied, und gieng, ohne die Augen aufzuschlagen, und ohne sich umzukehren, rücklings bis zur Thür hinaus. Sobald das geringste Versehen dabei vorgieng, so waren die vorhandenen Ceremonieenmeister geschäftig, den Fehlenden zurechtzuweisen und seinen Fehler auf der Stelle zu verbessern, und Montezuma selbst hielt sehr streng auf die genaue Beobachtung dieser zum Theil von ihm selbst erfundenen seltsamen Gebräuche. Dabei hörte er aber den Vortrag sehr aufmerksam an und beantwortete ihn mit großer Ernsthaftigkeit in Ton und Geberden. Wenn jemand in seiner Rede irre wurde, so suchte Montezuma ihm zu Hülfe zu kommen und ihn zurechtzuweisen; wollte es aber dennoch nicht gehen, so verwies er ihn an einen seiner gegenwärtigen Räthe, damit er sein Anliegen mit destomehr Dreustigkeit vorbringen möchte. Der Bittende ward dann gemeiniglich auch weit eher abgefertigt, weil der Kaiser in dieser Furchtsamkeit ein schmeichelhaftes Opfer seiner Eitelkeit zu finden glaubte.

Die Gebräuche bei der kaiserlichen Tafel waren folgende: Gewöhnlich speiste der Kaiser allein, und geschah es öffentlich, so war es mit nicht größerem Aufwande, wie das erste, verknüpft. Ueberhaupt war die kaiserliche Tafel täglich sehr reichlich besetzt. Man sahe mehr denn 200 Schüsseln, von verschiedenen, nach seinem Geschmack zubereiteten Speisen darauf, worunter einige wirklich so wohlschmeckend angerichtet waren, daß sie sogar den Spaniern gefielen, und in Spanien selbst durch die Zurückkehrenden eingeführt wurden. — Ehe sich Montezuma zu Tische setzte, besah er vorher alle Gerichte mit prüfendem Blick, und wenn er seine Augen an ihrer Mannichfaltigkeit geweidet hatte, suchte er diejenigen darunter aus, die ihm gefielen. Die übrigen Schüsseln wurden unter seine Leibwache, die im Vorzimmer war, vertheilt, und diese Verschwendung, die täglich statt fand, war noch der geringste Aufwand bei seiner Tafel, indem alle großen und kleinen Bewohner seines Pallasts, und auch die, welche bei besondern Veranlassungen zum Kaiser gerufen wurden, auf seine Kosten speiseten. — Die Tafel selbst war groß, aber niedrig, und der Sitz des Kaisers bestand in einem kleinen Sessel, der nach dem Verhältniß der Tischhöhe eingerichtet war. Die Tafeltücher waren von sehr feinem, weißen Cattun, die Servietten bestanden aus demselben Zeuge, waren aber mehr lang als breit. Der Speisesaal war durch eine Gallerie getheilt, welche die Zuschauer zwar nicht hinderte, den Kaiser zu sehen, doch aber ihn vor allem Zudrang sicherte. Innerhalb der Gallerie, nahe bei der Tafel, standen vier bis fünf der ältesten Räthe, die der Kaiser seiner vorzüglichen Gnade werth hielt, und einer der vornehmsten Hofbedienten nahm die Schüsseln an der Gallerie in Empfang. Diese wurden durch 20 geschmackvoll und reich gekleidete Frauenzimmer herbeigetragen, die auch dem Kaiser mit ehrerbietigem Anstand das Getränke reichten.

Die Schüsseln selbst waren aus ungemein feiner Thonerde gemacht, wurden aber, so wie auch die Tafeltücher und Servietten, nur einmal gebraucht, und sodann unter die Bedienten ausgetheilt. Die Trinkgefäße mit ihren Deckeln waren von gediegenem Golde, doch trank der Kaiser sehr oft auch aus Cocos- und Muschelschaalen, die ungemein reich mit Perlen und köstlichen Steinen besetzt waren. Es standen verschiedene Arten von Getränken zu seinem Gebrauche bereit, und er forderte von denen, die er trinken wollte. Einige waren wohlriechend, andere bestanden aus dem Safte gewisser medizinischer Kräuter, andere aus einer andern Zubereitung. Gewöhnlich trank er eine Art sehr nahrhaften und starken Maisbiers, jedoch sehr mäßig. Nach aufgehobener Tafel trank er gemeiniglich eine nach Landessitte zubereitete Chocolade von bloßem Cacao, die eben so wie die unsrige, so lange geschlagen und gerührt wurde, bis die Schaale mit lauter Schaum angefüllet war, und rauchte dazu einen mit Ambra vermischten Toback. Dies wurde von den Mexicanern für ein Arzneimittel gehalten, auch glaubten sie durch die Dämpfe eines solchen Tobacks die Entfernung böser, und die Annäherung guter Geister zu bewerkstelligen.

Jeden Mittag, während der Mahlzeit, erschienen drei bis vier Possenreißer, die ihr Glück darinnen suchten, den Kaiser und alle Anwesenden mit lustigen Schwänken zu unterhalten und zum Lachen zu reitzen. So läppisch und abgeschmackt diese Gewohnheit auch schien, und so elend der Witz und die Späße oft waren, die diese gedungenen Possenreißer vorbrachten; so lief dennoch manche bittere Wahrheit, und mancher treffende Spott über dies und jenes, den Kaiser betreffende, mit unter, das sich kein anderer in Gesprächen zu äußern unterstanden haben würde. Jenen Leuten aber stand es frei, alles zu

sagen, so satyrisch es immer sein mochte, wenn es nur Lachen erregte.

Gleich nach geendigter Mahlzeit begab sich der Kaiser auf eine Stunde zur Ruhe, dann aber traten verschiedene Musiker ein, die auf hölzernen Flöten und Seemuscheln eine Musik machten, in der zwar eine gewisse Harmonie nicht zu verkennen war, die aber dennoch nur für Indianische Ohren reitzend sein konnte. Dabei wurden auch gewisse Lieder gesungen, deren Inhalt mehrentheils die Thaten der Mexicanischen Könige, oder die erfochtenen Siege des Montezuma zum Gegenstand hatte. Diese wurden auch in den Tempeln abgesungen und die Kinder lernten sie auswendig, damit die glänzenden Thaten der Monarchen auch den spätesten Nachkommen nicht unbekannt bleiben möchten.

Die Einkünfte und Schätze des Kaisers waren so ansehnlich, daß sie nicht blos hinreichten, alle Ausgaben zur Pracht des Hofes zu bestreiten, sondern daß auch noch zwei bis drei Armeen im Felde davon unterhalten werden konnten, die entweder die Grenzen beschützen, oder die Rebellen in Respect erhalten mußten, und dennoch blieb eine ansehnliche Summe in dem Schatze des Kaisers übrig. Diese Einkünfte kamen aus den Gold- und Silberbergwerken, aus der Verpachtung und Benutzung der Salzquellen, und aus andern von Alters hergebrachten Zuflüssen in den Schatz. Die Hauptintraden aber giengen durch die ansehnlichen Steuern ein, die Montezuma um ein Großes erhöhet hatte. Nach seiner Verordnung mußte jeder Ackermann den dritten Theil vom Ertrag seiner Felder, jeder Handwerker eben soviel von dem Preis seiner Arbeit entrichten, und die Aermern mußten dasjenige, was jene gaben, unentgeltlich nach Hofe bringen, und überdies dem Hofe durch unbezahlte Dienste nützen.

Der Tribut der Adlichen bestand darin, daß sie der Person des Kaisers zur Leibwache dienen, oder sich zu Kriegeszeiten mit einer bestimmten Anzahl Krieger bei der Armee einfinden mußten. Außerdem brachten sie öfters unbestimmte, aber freiwillige Geschenke, die der Kaiser zwar als solche annahm, ihnen aber zugleich dabei zu verstehen gab, daß er dieselben als einen ihm schuldigen Tribut betrachte. Auch wurden ihm, wie bereits erzählet ist, die schönsten Frauenzimmer des Reichs als ein Tribut überlassen.

Hin und wieder im ganzen Reiche waren verschiedene Tribunäle errichtet, welche theils die Abgaben einheben und einsenden, theils Handelsstreitigkeiten, Criminalfälle und andere gesetzwidrige Handlungen untersuchen und richten mußten. Da keine geschriebenen Gesetze da waren, so richtete man sich blos nach den hergebrachten Gewohnheiten. Die Gerichte verfuhren in ihren Verhören blos summarisch, Kläger und Beklagte erschienen, jeder mit seinen Beweisen und Zeugen, und der Fall ward auf der Stelle entschieden. Die Hauptverbrechen, die man criminell behandelte, waren Todschläge, Räubereien, Ehebruch, und Vernachlässigung der schuldigen Ehrerbietung gegen des Kaisers Person und gegen die Religion und ihre Diener. Andere Fehler wurden leicht verziehen.

Dem geheimen Rathe im Pallaste des Kaisers durften blos die ersten Caziken des Reichs beiwohnen, denn zu diesen Würden gelangten blos Prinzen vom Geblüte, oder von alten fürstlichen Geschlechtern. In besonders wichtigen Reichsangelegenheiten mußten die Caziken von Tezeuco und Tacuba, als die ersten Fürsten des Reichs, gegenwärtig sein. Die vier ersten Mitglieder des geheimen Raths hatten ihre Wohnung und Tafel im kaiserlichen Pal-

Pallast, damit sie stets gegenwärtig sein, und dem Kaiser sogleich mit ihrem Rath beistehen konnten.

Viertes Kapitel.

Kriegsverfassung der Mexicaner. — Waffen und Feldzeichen, Feldmusik. — Schlachtordnung. — Erfundene Ritterorden. — Kaiserliche Standarte. — Kinderzucht und Schulen bei den Mexicanern. — Prüfung des Adels. — Töchterschulen. — Calender und Jahresrechnung. — Eintheilung der Jahrhunderte, und besondre Gewohnheiten beim Ende eines Säculums. — Art zu schreiben. — Mexicanische Bücher. — Mahlereien. — Arzeneikunst. — Handlung und Gewerbe. — Gesandtschaften. — Baukunst. — Festungsbau. — Schiffahrt. — Schnellläufer. — Kleidung der Mexicaner. — Nahrungsmittel und Getränke. — Jagd, Musik und Tanz. — Oeffentliche Belustigungen. — Ballspiel.

Die Mexicaner kannten keine größere Glückseligkeit, als die Ehre und den Ruhm der Tapferkeit im Kriege. Die Landesherrn hielten diese Tugend für die größte Stütze ihrer Krone, die Unterthanen betrachteten sie als eine ihrer Nation angeerbte Vollkommenheit. Durch sie konnten sich Personen geringen Standes bis zum Adel erheben, und hatten dadurch Hoffnung, zu den höchsten Würden des Reichs zu gelangen. Sonach munterte einer den andern auf, Tapferkeit zu beweisen, und dadurch Vorzüge vor andern sich zu erwerben. Jeder gesunde und starke Unterthan war verpflichtet, gewisse Zeit als Krieger zu dienen. Daher konnten die Mexicaner ohne viele Mühe eine Armee ins Feld stellen, zumal, da die Cazikén die Verbindlichkeit auf sich hatten, eine bestimmte Anzahl ihrer Unterthanen als Kontingent zu liefern und anzuführen. Montezuma hatte wenigstens dreißig solcher mäch-

mächtigen Caziken zu Versallen, davon ein jeder im Stande war, 100000 Mann, sobald es verlangt wurde, ins Feld zu stellen. Diese Caziken führten ihre Krieger unter dem Obercommando eines Generalfeldmarschalls an, dem sie zu gehorchen verbunden waren, weil er die Person des Kaisers selbst, — wenn er nicht gegenwärtig war — repräsentirte. Doch waren die Kaiser nur selten abwesend, indem sie es für ihre Ehre nachtheilig hielten, sich bei der Armee nicht sehen zu lassen, und das Hauptcommando einem andern an ihre Stelle zu übertragen.

Die gewöhnlichen Waffen der Mexicaner waren Bogen und Pfeile. Die Sehnen der Bogen waren entweder von starken Thiersehnen gemacht, oder aus Hirschhaaren geflochten. Die Pfeile waren in Ermangelung des Eisens mit spitzigen Knochen oder Fischgräten geschärft; dazu hatten sie einen Wurfspieß, den sie auch oft wie eine Lanze gebrauchten. Einige hatten breite Schwerdter, die sie mit beiden Händen führten, sie waren aber von Holz und auf beiden Seiten mit Feuersteinen geschärft. Die Stärksten führten auch wohl schwere Streitkolben, an deren dicken Ende eckigte Kieselsteine befestigt waren. Endlich hatten sie auch Schleuderer, die auf ansehnliche Entfernungen sehr geschickt mit Steinen zu treffen wußten. — Ihre Defensiv-Waffen, die jedoch blos die Caziken und Anführer tragen durften, bestanden aus baumwollenen Wämsern und aus hölzernen oder Schildkrötenen Schildern, die mit dem ersten, besten Metall, das sie in ihrer Gewalt hatten, beschlagen waren, selbst das Gold vertrat oft diese Stelle. Einige Kohorten fochten ganz nackend, hatten sich aber Gesicht und Leib mit verschiedenen Farben bestrichen, wodurch sie sich nicht blos zu schmücken, sondern auch ihren Feinden furchtbarer zu machen glaubten. Insgemein war eine solche Armee in mehrere Haufen getheilt, und jeder führte eine eigene Standarte. Eine hatte einen Adler, die andere

einen

einen Greif, die dritte einen Löwen u. s. w. — Die meisten Krieger hatten eine aus langen Federn gemachte Krone auf, weil sie dadurch größer schienen, und ein furchtbareres Ansehen bekamen. — Um die Krieger zur Tapferkeit zu ermuntern, hatten sie verschiedene musikalische Instrumente, die aus Rohrflöten, gekrümmten Meerschnecken und Trommeln bestanden. Die letztern waren von ausgehöhlten Baumstämmen gemacht, und so dünn gearbeitet, daß sie so gut, wie unsre metallenen Trommeln, den Schall verdoppelten.

War die Armee im Kriege in die gehörige Schlachtordnung gestellt, so machte sie mit ungeheurem Geschrei den Angrif. Zuerst griffen sie den Feind mit Wurfspießen an. Waren diese verworfen, so suchten sie mit dem Feinde handgemein zu werden, um Schwerdt und Kolbe gebrauchen zu können. Am öftersten aber stürzten sie wie Rasende auf den Feind los, und suchten mehr Gefangene zu machen als zu tödten, indem derjenige für den Tapfersten gehalten wurde, der die meisten Gefangenen zum Opfer mitbrachte.

Montezuma ermangelte auch nicht, diejenigen, die sich bei solchen Gelegenheiten hervorthaten, auszeichnend zu belohnen. Er war selbst ein so großer Verehrer der Tapferkeit, daß er alles hervorsuchte, diese Kriegstugend bei seiner Armee immer mehr zu erheben und auszubreiten. Deswegen hatte er gewisse Ehrenbezeugungen erfunden, die sich sehr gut mit Ritterorden vergleichen lassen, denn die er damit beschenkte, mußten besondere Kleider und Ordenszeichen tragen. So gab es Adler- Tiger- Löwenritter u. dergl. und jeder von ihnen trug das Zeichen seines Ordens in den Bilde eines dieser Thiere an einem Bande um den Hals oder auf den Mantel gemahlt. Diese Ritter hatten einen Theil ihrer Haare mit einem rothen ledernen Riemen zusammengebun-

gebunden, und außerdem große Bänder von eben der Farbe, die von dem Federkronen auf ihrem Haupte über die Schultern länger oder kürzer herabhiengen, je nachdem der Ritter viel oder wenig Verdienste sich erworben hatte, die man durch die Anzahl, so wie durch die Länge der Bänder unterschied. Jemehr Thaten der Tapferkeit ein solcher Ritter verrichtete, desto mehr vermehrten sich die Zeichen derselben unter vielen Ceremonieen, so daß ein jeder beständig das Vergnügen genießen konnte, seine Eitelkeit durch diesen Zuwachs seiner Verdienste befriedigt zu sehen.

Die kaiserliche Standarte wurde nur bei den wichtigsten Vorfällen ins Feld geführt und blos von dem ersten Befehlshaber getragen. Sie war von dem feinsten Golde, wie ein Netz gewirket, stack auf einer langen Stange und war ringsumher mit vielen Federn von allerlei Farben geschmückt. Ihre hieroglyphischen Figuren hatten ohnstreitig in den Augen der Mexicaner eine geheime Bedeutung, die nicht Allen bekannt war. Und von jeher war man überzeugt gewesen, daß, wenn die Armee diese Standarte bei sich führe, sie nicht anders als siegen könne, daß aber ihr Verlust die unvermeidliche Niederlage zur Folge habe. Ein Vorurtheil, dessen Kenntniß dem Cortez einst dem für ihn so nöthigen und entscheidenden Sieg bei Otumba verschafte. *)

Eins der vorzüglichsten Stücke der Mexicanischen Einrichtungen, war die Erziehung der Jugend und der Fleiß, mit dem sie die Anlagen derselben zu bilden und zu veredeln suchten. Sie hatten nicht nur öffentliche Schulen und Bildungsanstalten, worin den Kindern geringer Leute alles, was sie zu wissen nöthig hatten, beigebracht wurde, sondern auch eine Art höherer Schulen, worin

*) S. die 2te Abth. 7tes Kap. S. 216.

worin die Jugend der Edelsten des Landes von der zartesten Kindheit an bis zu den Jahren, wo sie im Stande war, sich einem bestimmten Geschäfte zu widmen, Unterricht erhielt. Und diese Schule war ordentlich in 3 verschiedene Klassen eingetheilt, der Unterricht selbst aber bezog sich blos auf militärische Kenntnisse und Fertigkeiten. In der ersten Klasse bekamen diese Knaben aus höhern Ständen die Kenntniß von der Bedeutung der Charaktere und Bilder, deren sie sich in Ermangelung der Schreibekunst bedienten. Ihr Gedächtniß wurde durch das Memoriren der historischen Lieder, die die Thaten ihrer Voreltern, oder Lob der Götter enthielten, geübt. In der andern Klasse wurde schon mehr auf die Veredlung des Herzens durch Uebung menschlicher und gesselliger Tugenden, z. B. der Bescheidenheit, Höflichkeit, des Anstandes im Betragen und in der Kleidung u. s. w. losgearbeitet. Die Lehrer dieser Klasse mußten demnach selbst sehr musterhafte Menschen sein, da sie die angehenden Jünglinge zu einem exemplarischen Lebenswandel anführten, und sie standen als solche bei dem Volke in großer Achtung. Hatten es die Jünglinge auch in diesem Theile practischer Kenntnisse zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, so traten sie in die dritte Klasse, in welcher sie sich Fertigkeiten in allen Leibesübungen erwarben, die für einen tapfern Krieger unentbehrlich waren. Sie übten ihre Kräfte durch Tragen schwerer Lasten, oder durch Ringen und Faustkämpfe. Sie stellten Wettläufe an, lernten die Waffen gebrauchen, das Schwerdt und die Streitkolbe führen, den Spieß werfen, den Bogen mit Stärke und Geschicklichkeit spannen und abdrücken. Nicht minder wurden sie in Ertragung des Hungers und Dursts, so wie der Kälte und Hitze, geübt, und kehrten nur dann erst in ihre väterlichen Häuser zurück, wenn sie nach dem Zeugnisse der Lehrer zu Krieges- Religions- oder Civilangelegenheiten die nöthigen Kenntnisse und Geschicklich-

keiten sich erworben hatten. Unter diesen 3 Fächern hatte der Adel die Wahl, indem sie alle als gleich wichtig angesehen wurden, doch aber behielt unter allen das Kriegsfach den Vorzug, weil sie glaubten, durch dieses ihr Glück am meisten machen zu können.

Wenn die aus der Schule entlassenen Jünglinge der Tecuitles und andrer Edeln des Reichs Neigung zum Kriegsfach hatten, so gieng die Zeit ihrer Prüfung nun erst recht an. Ihre Väter schickten sie sogleich zur Armee, damit sie bei Zeiten sich an die Beschwerlichkeiten des Dienstes gewöhnen, und die Proben kennen lernen möchten, denen sie sich unterwerfen mußten, ehe sie eigentliche Krieger werden konnten. *) Zuerst erhielten sie keine andere Verrichtung als die der Tamenes, (Lastträger) und mußten als solche allerhand Kriegesgeräthschaften auf ihren Schultern tragen, damit sie zu diesen Beschwerlichkeiten sich gehörig abhärten möchten. Derjenige unter diesen Lehrlingen, der beim Anblick des Feindes entweder die Farbe veränderte, oder sonst das geringste Merkmal der Zaghaftigkeit blicken ließ, wurde nicht unter die Zahl der Krieger aufgenommen. Sie nahmen sich daher wohl in Acht, nicht muthlos zu scheinen, und jeder suchte sich dadurch hervorzuthun, daß er sich blindlings in die größte Gefahr wagte, weil er glaubte, daß eine gewisse Verwegenheit allein ihm die Ehre, zu den Tapfern gerechnet zu werden, erwerben könne.

Es waren auch noch andere Schulen in Mexico, in denen Frauenzimmer vom Stande erzogen und unterrichtet wurden, also ordentliche Töchterschulen. Die Lehrerinnen bestanden aus Matronen, die sich auf Zeitlebens dem

*) Von diesen mancherlei schweren Proben der angehenden Krieger und Staatsmänner ist schon im 1sten Bande Seite 39 — 42 ausführlich gehandelt worden.

dem Dienste des Tempels gewidmet hatten. Die Töchter wurden in der zartesten Kindheit in diese Schulen gethan und der Leitung der Matronen überlassen, die sie so lange sehr enge verwahrten und strenge hielten, bis sie mit Genehmigung ihrer Eltern, oder auf Erlaubniß des Kaisers an eine Heirath denken durften. In der Schule selbst wurden sie in allerhand weiblichen Arbeiten und Geschäften aufs sorgfältigste unterrichtet.

In Ansehung des Calenders hatten die Mexicaner eine besondere Einrichtung. Sie verfertigten sie nach der scheinbaren Bewegung der Sonne, welche den Unterschied der Tages- und Jahreszeiten hervorbringt. Ihr Sonnenjahr bestand zwar, wie das Europäische, aus 365 Tagen; doch aber theilten sie es, nicht wie wir, in 12, sondern in 18 Monate, und jeden Monat in 20 Tage, welches eine Zahl von 360 Tagen ausmachte. Die 5 übrigbleibenden wurden eingeschaltet, oder am Ende des Jahres mit angehängt, damit das Sonnenjahr voll wurde. In diesen 5 Tagen — von denen sie glaubten, daß ihre Vorfahren sie ausdrücklich leer und aus der Rechnung gelassen hatten — überließen sie sich dem Müssiggange und sinnlichen Vergnügungen, und ihre einzige Sorge gieng dahin, sie angenehm zuzubringen. Die Arbeitsleute verschlossen ihre Werkstatt, die Handlungsbuden wurden nicht geöffnet, bei den Gerichten ward kein Rechtshandel betrieben, sogar in den Tempeln wurde kein Opfer gebracht. Sie besuchten einander, und machten sich allerhand Vergnügungen, damit sie sich, ihrer Meinung nach, im voraus wegen des Elends des kommenden Jahrs, schadlos halten möchten, das mit dem ersten Tage des Frühlings seinen Anfang nahm. Ihre Wochen bestanden aus 13 Tagen, unter verschiedenen Namen, die sie in ihren Calendern durch bestimmte Figuren abbildeten.

Ihre Jahrhunderte bestanden nicht, wie die unsrigen, aus 100, sondern nur aus 52 Jahren, die durch

besondere, dazu verfertigte Tafeln angedeutet wurden. Diese Säculartafeln wurden als öffentliche Denkmäler sorgfältig aufbewahrt, denn in ihnen ward zugleich jedes wichtige Ereigniß aufgezeichnet, und man kann diese Anstalt mit Fug und Recht unter die guten Einrichtungen des Reichs zählen, daß sie dadurch die merkwürdigen Thaten ihrer Voreltern auf die Nachkommen brachten. Doch hatte diese Säcularrechnung noch einen besondern abergläubigen Bewegungsgrund. Sie hatten sowohl, als die Peruaner, angenommen, daß die Welt in Gefahr käme, unterzugehen, wenn die Sonne am letzten Tage eines solchen Jahrhunderts, ihren Lauf endigte. Trat also der letzte Tag des 52sten Jahres ein, so bereitete sich alles auf diese schreckliche Catastrophe vor. Sie schickten sich zum Tode an, ohne krank zu sein. Sie zerbrachen alle Gefäße und Hausgeräthe, die ihnen nun doch zu weiter nichts mehr nützen konnten. Sie löschten alles Feuer aus, liefen die ganze Nacht wie unsinnig herum, und Niemand wagte es, sich niederzulegen. Sobald die Morgendämmerung eintrat, fieng ihr gesunkener Muth wieder an, sich zu beleben, und alles wandte sich mit sehnsuchtsvollem Blick nach dem Aufgang der Sonne. Trat denn diese wieder hervor, so wurde sie mit allgemeinem Jubel, mit dem Schall aller ersinnlichen Instrumente, mit Liedern und Gesängen begrüßt, und eine allgemeine Freude verdrängte die bisherige Trauer. Dann wünschte einer dem andern Glück, daß die Fortdauer der Welt auf ein ganzes Säculum hinaus, wieder versichert worden war; Alles lief zum Tempel und stattete dem Göttern seinen Dank ab, und jeder nahm aus den Händen der Priester ein neues Feuer, das vor dem Altare durch das Reiben zweier trockener Stücke Holz, war angezündet worden. Dann schafte sich Jeder von allen, was zu seinem Unterhalt oder zu seiner Bequemlichkeit nöthig war, einen neuen Vorrath an, und dieser Tag wurde durch

öffent-

öffentliche Freudensbezeugungen gefeiert. Auf allen Plätzen in Städten und auf dem Lande, sahe man nichts als Tänze und Spiele, die aus Freude über den glücklichen Anfang eines neuen Jahrhunderts, angestellt wurden.

Da die Schreibekunst unter den Mexicanern völlig unbekannt war, so bedienten sie sich, statt ihrer, gewisser Bilder. Und das, was den Figuren an Deutlichkeit abgieng, suchten sie durch gewisse Charaktere, die sie dazu setzten, verständlich zu machen. Dies war es, was ihnen jenen Mangel ersetzte. Sie bedienten sich, neben den Bildern, die sie mit ihrem Pinsel entwarfen, verschiedener Zahlen und anderer Zeichen, die, nach Maasgabe der Ordnung, in welcher sie standen, auch ihre mannichfaltigen Bedeutungen hatten, womit sie sehr geschickt ihre Gedanken ausdrücken und eine ganze Rede schriftlich darstellen konnten. Mit dieser bildlichen hieroglyphischen Schrift waren ganze Bücher angefüllt, in denen Nachrichten von wichtigen Vorfällen zur Zeit ihrer Vorfahren, die Jahrbücher ihrer Regenten u. dergl. aufgezeichnet waren.

Diese Mexicanischen Bücher konnten die Spanier nicht anders, als mit der größten Bewunderung betrachten. Sie bestanden aus langen Streifen Cattun, oder gegerbten und geglätteten Thierhäuten, mit Gummi oder Firniß überzogen. Beide Arten waren zusammengefaltet, so daß jede Falte ein Blatt, diese Blätter insgesammt aber ein Buch ausmachten. Auf allen Seiten waren sie mit diesen Bildern und Charaktern bemahlt; und es ist sehr zu bedauren, daß diese so wichtigen Urkunden von der Geschichte, den Schicksalen und der Sprache der Mexicanischen Nation, so wie von ihren Religionsgebräuchen, Staatsverfassung und Gesetzgebung, durch den unvernünftigen Religionseifer der Eroberer dieses Reichs, fast gänzlich verloren gegangen, und dadurch der Welt ein Schatz angenehmer und nützlicher Kenntnisse entzogen ist.

Mit dieser Art zu schreiben stand die Mahlerei in genauer Verbindung, wovon jetzt auch das Wichtigste gesagt werden soll. — Die Mahler bedienten sich zu ihren Schildereien zuerst der schönen bunten Federn, die denen im Lande befindlichen buntfarbigen Vögeln zu gewissen Zeiten so behutsam ausgezogen wurden, daß dadurch ihr Leben in keine Gefahr kam. Der Grund dieser Gemählde bestand aus so feinem und so sauber bereitetem baumwollenen Zeuge, daß man es nur durchs Gefühl, nicht durch den Anblick von der Seide unterscheiden konnte. Auf diesem Grunde wurden die Federn so künstlich verbunden und Licht und Schatten so künstlich und treffend vertheilt, daß man vermittelst dieser Verbindung, ohne seine Zuflucht zu dem Pinsel zu nehmen, die schönsten, lebhaftesten und geschmackvollsten Gemählde, sowohl Blumenstücke, als Landschaften, verfertigen konnte. — Doch verstanden die Mexicanischen Mahler auch die Geschicklichkeit, mit dem Pinsel zu arbeiten. So wurden den Spaniern, als sie das Reich betraten, nebst den Abgeordneten, auch einige Mahler entgegen geschickt, die von allem, was sie Neues sahen, sogleich die treffendsten Bilder zeichneten. Hiezu bedienten sie sich ebenfalls des Cattuns, und das, was ihnen mit dem Pinsel auszudrücken unmöglich war, erläuterten sie durch ihre gewöhnlichen Charaktere.*) Auf eben die Art pflegten sie alle wichtigen Vorfälle im Reiche mit besonderer Treue darzustellen. Denn da diese Gemählde zuverlässige Denkmäler und Urkunden der Geschichte sein sollten, und es ihnen sehr daran gelegen war, ihren Nachkommen Wahrheiten aufzubehalten; so waren diese Gemählde mit möglichster Treue gezeichnet und zeugten von der wahren Beschaffenheit der dadurch vorgebildeten Begebenheit.

Eine andere Wissenschaft, in der die Mexicaner es zu einer nicht geringen Fertigkeit gebracht hatten, war die

*) Siehe die 2te Abtheil. 3tes Kap. S. 176.

die Arzeneikunst, und besonders die Wundarzeneikunst. Die Wundärzte verstanden es aus dem Grunde, heilende Kräuter zu wählen und zu benutzen, daß nicht leicht Jemand an einer Verletzung sterben durfte. Sie hatten die Kenntniß von den Eigenschaften der Pflanzen, Wurzeln und Kräuter so vollkommen inne, und gebrauchten sie mit solcher Geschicklichkeit, daß sie die Europäischen Wundärzte der damaligen Zeit, beschämten. Sie wußten die Hülfsmittel allemal nach den Umständen und nach allen damit vorgehenden Veränderungen zu accomodiren, und wandten sie daher in den meisten Fällen so glücklich an, daß sie den Patienten in sehr kurzer Zeit zu seiner Genesung verhalfen. Montezuma selbst war ein besondrer Liebhaber aller medicinischen Kräuter, und hatte — wie schon oben erzählt ist — in allen seinen Lustgärten ganze Pflanzungen davon angelegt, aus denen die Aerzte alles nehmen konnten, was sie bedurften, so daß es ihnen nie an Arzeneien für Kranke fehlte.

Künste und Handwerke, Handel und Wandel waren im Mexicanischen ebenfalls sehr blühend. Im ganzen Reiche, und in allen dazu gehörenden Landschaften, war der Handelsgeist thätig, und alle brachten ihre Waaren nach der Hauptstadt zum Verkauf, wo denn zu gewissen Zeiten große Messen und Märkte gehalten wurden. Ihr meister Waarenumsatz bestand im Tauschhandel, und obgleich auch Gold bei ihnen überflüssig anzutreffen war, so hatten doch besonders die Vornehmern und Mächtigern eine solche Begierde darnach, daß sie, soviel sie konnten, davon an sich zu bringen suchten und sorgfältig aufhuben. Nur selten ward es zur Verarbeitung der Gefäße, außer am kaiserlichen Hof und in den Tempeln, gebraucht. Als die Spanier die Mexicanischen Grenzen betraten, so konnten sie zwar für allerhand Europäische Kleinigkeiten eine große Menge Gold erhalten, je näher sie aber der Hauptstadt kamen, desto seltener war es bei dem gemeinen Mann

anzutreffen. Der Kaiser hingegen that seine Schätze auf, und lieferte ihnen soviel von diesem Metall, daß sie sich wohl damit hätten begnügen können, wenn nur diese Genügsamkeit ihre Tugend gewesen wäre. — Die Goldarbeiter verstanden ihr Handwerk aus dem Grunde, und arbeiteten mit Geschicklichkeit und Geschmack. Ihre meiste Arbeit bestand aus Vögeln, Thieren und dergleichen, welche die vornehmsten Mexicaner zur Verzierung ihrer Zimmer gebrauchten, und wobei mehr Fleiß und Arbeit, als innerer Werth, statt fand. Gefäße verfertigten sie nur dann, wenn sie bestellt waren, aber an diesen mußte man denn auch ihr richtiges Kunstgefühl und ihren Fleiß bewundern. Daher war denn auch zur Zeit der Messe nichts reitzender, als die Buden der Goldschmiede, und der ungeheure Vorrath dieser Gefäße im Pallast des Montezuma übertraf alle Vorstellung. — Eben so wurde auch mit der feinsten Arbeit aus Baumwolle, wovon sie den schönsten, seidenartigsten Cattun zu verfertigen verstanden, ein wichtiger Handel getrieben. Die verschiedenen Mahlerarbeiten und andere schöne, künstlich gewebte Teppiche, waren ebenfalls ein wichtiger Handelsartikel, auch feine Töpferarbeit, die sowohl zur Nothdurft als zum Luxus diente, sahe man auf den Messen und Märkten dem Anblicke und der Auswahl der Käufer, ausgestellt.

Wenn eine andere, dem Kaiser zwar nicht unmittelbar unterworfene, aber doch zinzbare Landschaft im Reiche, mit den Mexicanern, oder mit irgend einer andern benachbarten Nation, ein Handlungsgeschäft, oder sonst eine Angelegenheit in Richtigkeit bringen wollte; so geschahe dies durch Gesandte, deren Kennzeichen ihrer Würde in einem kurzen, baumwollenen Mantel bestand, der ringsum mit knotigen Frangen besetzt war. In der Rechten hielten sie einen breiten Pfeil, dessen Federn in

die Höhe gekehrt waren, in der Linken eine große Muschelschaale statt eines Schildes. Aus der Farbe der am Pfeile befindlichen Federn konnte man sogleich die Absicht ihrer Sendung erkennen. Waren diese roth, so kündigten sie Krieg an, die weißen hingegen waren Kennzeichen des Friedens. Die Gesandten wurden auf dem ganzen Wege, den sie gehen mußten, sobald man die Kennzeichen ihrer Würde erblickte, mit vieler Ehrerbietung behandelt, sie durften sich aber in den Ländern, durch welche sie zogen, nicht von der Heerstraße entfernen, wenn sie nicht das Recht der Unverletzbarkeit verlieren wollten, das bei den Mexicanern sowohl, als bei allen andern Völkern so heilig gehalten wurde. Sobald sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten, führte man sie sogleich in die Wohnung, die für sie bereitet war. Am folgenden Tage versammelten sich die Rathsglieder, und setzten sich nach Verhältniß ihres Alters in Reihen auf niedrige Sessel, die aus einem besondern Holze und aus einem Stück gemacht waren, und Yopales hießen. Sobald die Gesandten in der Versammlung erschienen, erhoben sich die Rathsglieder von ihren Sitzen und empfiengen sie mit vorgeschriebenen Höflichkeitsbeweisungen. Die Gesandten hielten dann ihre Pfeile in die Höhe, und schlugen ihre Mäntel um den Kopf, zum Zeichen ihrer Achtung vor der Versammlung. Wenn sie nun eine kleine Verbeugung gemacht, und mit langsamen Schritten mitten in dem Saal getreten waren, so knieeten sie nieder und erwarteten mit niedergeschlagenen Augen die Erlaubniß zu reden. Sobald ihnen der Aelteste in der Versammlung diese ertheilt hatte, setzten sie sich auf die Beine und einer von ihnen that seinen Vortrag. Gleich nach Endigung desselben gieng die Berathschlagung vor sich, und eine, den Umständen angemessene Antwort, beschloß die Audienz. Dann begaben sich die Gesandten wieder in ihre Wohnung, und kehrten, wann

es

es ihnen beliebte, mit eben der Sicherheit wieder nach Hause zurück.

Was die Baukunst der Mexicaner betrifft, so leuchtete ihr Genie und Geschenk aus der Art, wie sie in Städten, besonders aber in der Hauptstadt, ihre Gebäude zu vernichten pflegten, sehr deutlich hervor. Die redendsten Beweise davon gaben die prächtigen Palläste der Kaiser und ihrer Hofbedienten, die bereits beschrieben sind. In denjenigen Flecken und Oertern hingegen, die von der Hauptstadt so ziemlich entfernt lagen, war weniger Fleiß und Kunst sichtbar. Die Bewohner fälleten blos Bäume und machten daraus Pallisaden. Waren diese tief genug in die Erde gerammet, so durchflochten sie dieselben mit Zweigen und Palmblättern. Auf gleiche Weise verfertigten sie das Dach. So konnten sie denn freilich in sehr kurzer Zeit Häuser bauen, an denen, ohngeachtet der Geschwindigkeit, in welcher sie da standen, ein guter Geschmack nicht zu verkennen war.

Ihre Städte verstanden sie mit dicken Mauern zu befestigen, und hin und wieder Wachtthürme anzulegen. In jenen waren an mehrern Stellen nach allen Seiten, Oefnungen gelassen, wodurch sie ihre Pfeile gegen den Feind abdrücken konnten. Stand aber ein Flecken oder ein andrer ofner Ort in Gefahr, angegriffen zu werden, so wusten die Einwohner ihn in eben der Geschwindigkeit zu befestigen, mit der sie ihre Häuser zu bauen pflegten. Sie umgaben das Dorf mit einer Umpfählung aus dicken Baumstämmen, in denen ebenfalls Oeffnungen zum Abdrücken der Pfeile gelassen waren. Hatten sie Zeit genug, sich in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen, so errichteten sie um die erste Mauer auch noch wohl eine andre, und ließen zwischen beiden einen schmalen Gang. Weil ihre Dörfer gemeiniglich rund angelegt waren, so hatten auch die Festungswerke dieselbe Gestalt. An dem

Ein=

Eingange durch die Pallisaden befanden sich ein paar kleine hölzerne Thüren, in welche die Schildwachen gestellt wurden. — Diese Art von Befestigung war zu ihrer Vertheidigung hinreichend, da sie kein Kanonenfeuer zu befürchten hatten.

Die Schifffahrt der Mexicaner war von weniger Bedeutung, denn niemals wagten sie sich in die ofne See. Ihre Fahrzeuge waren daher auch von keiner Erheblichkeit, sondern bestanden nur aus den bei den übrigen Amerikanischen Völkerschaften üblichen Canots und Piroquen, mit denen sie ihre Flüsse und den See befuhren, nur daß sie mit mehr Geschmack und Kunst, wie bei den übrigen Wilden, erbauet waren.

Weil die Mexicaner vor Ankunft der Spanier von keinen Pferden wußten, und sich folglich derselben zur schnellen Mittheilung einer Nachricht nicht bedienen konnten, so hatten sie diesem Mangel durch gewisse Eilboten oder Schnellaufer, abgeholfen. Besonders hielt Montezuma eine große Anzahl derselben, die durchs ganze Reich auf allen Straßen vertheilt waren. Zu diesem Geschäfte wurden blos solche Personen genommen, die ungemein leicht zu Fuße waren, und diese wurden von Jugend auf im Laufen geübt. Um sie in dieser Uebungszeit zu desto größern Fortschritten in ihrer Kunst zu ermuntern, wurden aus dem öffentlichen Schatze gewisse Preise für denjenigen ausgesetzt, die in ihrem Laufe am ersten zum Ziele gelangten. Zu diesem Ziele wurde gemeiniglich ein Tempel in Mexico ernannt, auf dessen oberster Stuffe das Götzenbild stand, das in dem Tempel verehrt wurde. Derjenige nun, der zuerst an den Fuß dieses Bildes gelangte, trug den Preis davon. Diese Laufer waren, wie unsre Postpferde, von Station zu Station vorausgeschickt, und sobald der erste von dem entferntesten Posten auf der nächsten Station ankam, theilte er

seine Nachricht dem daselbst befindlichen Laufer mit, und blieb an seinem Platze, bis er wieder zurückkam. Dieser lief sogleich nach dem nächsten Posten, dahin er gewiesen war, der zum dritten, und so weiter, bis die Nachricht an den gehörigen Ort gelangte. Diese Fußpost gieng sehr geschwinde, denn es wurde nicht der geringste Verzug dabei gestattet, sondern so lange noch Othem in den Laufern war, durften sie in ihrem Laufe nicht anhalten, bis sie dahin kamen, wo ein andrer auf sie wartete.

So wie die Bewohner des Mexicanischen Gebiets sich durch ihre bürgerlichen Einrichtungen, durch ihre Religion und Sitten u. s. w. vor allen andern nähern oder entferntern Völkern von America, so vortheilhaft auszeichneten, so thaten sie dies auch in besondern Dingen, z. B. in Kleidung, Nahrungsmitteln und Ergötzlichkeiten.

In Ansehung der Kleidung sonderten sie sich von der Gewohnheit der übrigen um sie her wohnenden Völkerschaften sehr merklich dadurch ab, daß sie, selbst die Aermsten und Geringsten, nicht nackend giengen, sondern durchgängig mit baumwollenen Tüchern bekleidet waren. Auf dem Kopfe trugen sie eine Mütze von rothen Federn, woraus ein anderer Federbusch hervorragte. Dazu hatten sie einen Halskragen von Federn um, der so breit war, daß er Schultern, Brust und Rücken bedeckte. Um die Arme trugen sie Armringe und um die Hüften eine breite, weiße Binde, davon ein Zipfel zwischen den Beinen herabhieng. Unter dem Knie hatten sie ebenfalls Kniebänder von Federn. Die Vornehmern trugen sogar goldene oder silberne Sohlen, die mit prächtig gestickten oder beschlagenen Riemen festgebunden wurden.

Die gemeinste Nahrung der Mexicaner war das Maisbrod. Das Korn ward zwischen zwei Steinen zu Mehl gemacht, das Mehl zu einem Teig geknetet, und

so

so in einer Pfanne auf Kohlen gahr gebacken. So wie es die Mexicaner aber zubereiteten, war es gesunder, verdaulicher und wohlschmeckender, als nach der Zubereitungsmethode anderer Americanischer Völker. *)

Die Getränke der wohlhabendern Mexicaner der ersten und mittlern Klasse, waren von verschiedener Art. Eine davon wurde aus Mais zubereitet und hatte eine berauschende Eigenschaft, wie die Chica. Ein anderes bestand aus Decocten verschiedener, theils wohlriechender, theils wohlschmeckender Kräuter, die aber alle der Gesundheit zuträglich waren. Der allergewöhnlichste Trank war Chocolade aus bloßem Cacao. Auch waren sie insgesammt große Liebhaber des Tobackrauchens, doch vermischten sie ihn gewöhnlich mit etwas Ambra, in der Meinung, daß er alsdann der Gesundheit noch weit zuträglicher wurde.

Eins ihrer Lieblingsvergnügungen war die Jagd, und auch Montezuma war ein großer Freund davon. Die Mexicaner waren auch wirklich sehr geschickte, besonders sehr dreiste Jäger, die sich kein Bedenken daraus machten, mit Löwen und Tigern, die sie jagten, sich in Zweikämpfe einzulassen, und in dem meisten Fällen behielt ihre Geschicklichkeit, Stärke und Gewandtheit, den Sieg. Montezuma selbst machte sich oft ein Vergnügen daraus, auf solche gefährlichen Thiere zu schießen; doch stieg er nur selten von seinem Tragsessel, und nur dann, wenn er eine bequeme Anhöhe vor sich sahe. Ueberdies war er stets mit einer Menge von Jägern umgeben, die mit Pfeilen und Wurfspießen seine Person beschützten. Es mangelte dem Kaiser zwar nicht an Muth und Stärke; aber er hielt es der Würde seines Standes für

*) So wie sie z. B. in dem 1ten Bande, im 7ten Kap. Seite 171 u. folg. beschrieben ist.

für unanständig, sich muthwillig in Lebensgefahr zu begeben, weil seiner Behauptung nach, ein Mexicanischer Monarch sein Leben nie anders, als im Kriege, zur Vertheidigung seines Landes, wagen müsse.

Eben so wie die Jagd, liebten die Mexicaner auch die Music; und obgleich diese durchaus nicht nach Europäischem Geschmack, vielmehr für musicalische Ohren höchst widrig war, so genügte sie dennoch jenen gutem Mexicanern, und machte ihnen eben das Vergnügen, wie uns die schönste Sinfonie von Gyrowez, Mozart und andern berühmten Tonkünstlern. — Die Mexicanische Music war, wie die unsrige, theils Instrumental- theils Vocalmusic, die Instrumente bestanden, wie oben schon gesagt ist, aus hölzernen Flöten und Muschelschaalen, doch wurde das Spiel der Instrumente immer mit Gesang begleitet, der sogar beim Tanz nicht wegfiel. Zu dieser Art von Belustigung, so wie zu Schauspielen und Mummereien, hatten sie einen solchen Hang, daß sie fast jeden Abend eine von diesen Ergötzlichkeiten anstellten. Dies geschah bald in dem Revier der Adelichen, bald in der Gegend der Bürgerlichen. Oft wurden sie auch blos aus Gefälligkeit gegen den Kaiser veranstaltet, denn dieser sahe dergleichen Belustigungen des Volks sehr gern, und hatte sie sogar verordnet, ohngeachtet er selbst meistentheils sehr ernsthaft war.

Der beliebteste unter den Tänzen der Mexicaner war der Tanz Mitotes. Sehr füglich konnte derselbe mit unsern Maskeraden verglichen werden. Hiebei war ein ungeheurer Zulauf von Menschen, davon einige sehr geputzt, andere aber unter den sonderbarsten Larven verkleidet, erschienen. Adel und Volk war ohne Rangordnung mit einander vermischt. Sogar die Kaiser wurden nicht selten dabei angetroffen und befanden sich verkleidet

unter

unter den Tanzenden. Die Music dabei machten zwei Pauken von ausgehöhltem Holze, die sowohl in Größe als Ton verschieden waren. Auf dem Tanzplatze stellten sie sich paarweise ein, und wenn sie einigemal hin und hergegangen, und verschiedene Sprünge gemacht waren, formirten alle Tänzer einen Kreis, und sprangen alle gemeinschaftlich, zu gleicher Zeit in die Höhe, ohne aus dem Tact zu kommen. Sobald der erste Kreis ermüdet war, trat er zurück, und ein andrer an seine Stelle, der aber nun wieder ganz andre Sprünge und Touren machte. Zuletzt liefen alle Tänzer unter großem Geschrei, doch aber stets nach dem Tact, unter einander, bis die mannichfaltigen berauschenden Getränke, die sie sehr reichlich zu sich genommen hatten, sie zum fernern Tanz unfähig machten, und die ganze Lust sich mit unordentlichem, irregulären Geräusch beschloß.

Manchmal versammelte sich auch das Volk an öffentlichen Oertern, z. B. an den Stufen der Tempel, wo verschiedene Spiele angestellt wurden. Man schoß da nach der Scheibe, und legte noch andre Proben seiner erworbenen Geschicklichkeit ab. Man hielt Wettläufe, Zweikämpfe, und alles unter gewissen Bedingungen, wobei der Sieger auf öffentliche Kosten den Preis erhielt. Auch sah man Seiltänzer, die ohne Stange ihre Künste machten, imgleichen Voltigirer und Equilibristen, die auf die Schultern anderer sprangen und sich darauf mehreremal herumdrehten, u. s. w.

Eins der gewöhnlichsten Mexicanischen Spiele war das Ballspiel. Hiezu bediente man sich eines Balls, der aus elastischem Gummi geformt, und also wegen seiner Federkraft ungemein passend für seinen Endzweck war. Zu diesem Spiele versammelte sich eine gewisse Anzahl Spieler, und alle bemüheten sich, ihn entweder

beſtän-

beständig in der Luft zu erhalten, oder nach einem bestimmten Ziele zu prellen. Derjenige, dem dies letztere glückte, hatte das Spiel gewonnen. Doch wurde dieser Sieg den Spielenden mit vielen Feierlichkeiten ungemein erschwert, und diese Sache wurde für so wichtig angesehen, daß sich sogar einige Priester mit dem Gott des Ballspiels in den Händen, dabei einfinden mußten, um alles blinde Glück zu vernichten, und blos dem Verdienstvollesten den Sieg zu verschaffen.

Es vergiengen wenig Tage, wo nicht, zumal in der Hauptstadt Mexico, Vergnügungen dieser Art angestellt wurden, und Montezuma suchte durch solche Zerstreuungen das Volk, das manchmal über Bedrückungen murrete, bei guter Laune zu erhalten; eine Politic, die er mit so manchen Europäischen Tyrannen gemein hatte.

II.

P e r u.

Fünftes Kapitel.

Ursprung des Namens Peru. — Geschichte der ersten Gründung des Reichs durch Manco Capac und Manca Huaco. — Gesetze dieses ersten Ynca. — Religion desselben. — Regierung des zweiten Ynca, Sinchi Rocca. — Der dritte Ynca Locki Yupanki und seine Regierung. — Mayta Capac, als der vierte Sohn der Sonne. — Erweiterung des Reichs unter dem fünften Ynca, Capac Yupanki. — Der sechste Ynca Roca. — Begebenheiten unter dem siebenten Ynca, Yahuarhuacac. — Verweisung seines ungerathenen Sohns — Vorgeblicher Traum desselben. — Erfüllung dieses Traums. — Flucht des alten Ynca aus Cusco. — Sieg des Viracocha über die Rebellen. — Entsetzung seines Vaters. — Viracocha als der achte Ynca. — Sein Sohn und Nachfolger Pachacutec. — Yupanki, als zehnter, und Tupac Yupanki als eilfter Regent. — Huayna Capac der zwölfte. — Eroberung des großen Königreichs Quito. — Theilung des Reichs unter Huascar und Atahualpa. — Folgen dieser Theilung. — Krieg zwischen beiden Brüdern. — Sieg des Atahualpa. — Gefangennehmung des Huascar und sein Tod. —

Das Reich der Ynca ist unter dem Namen Peru bekannt geworden. So ward es nicht von den Eingebornen genannt, sondern durch ein Mißverständniß der Spanier ist dieser Name entstanden. Die Eingebornen nannten es nicht anders, als das Reich der Ynca, und ließen einer jeden Landschaft darin den Namen, den sie ursprünglich hatte. Die Mißdeutung der Spanier gieng folgendermaßen zu. Als der unglückliche Balboa die-

jenigen Länder zu entdecken im Begriff stand, die sich von Panama an bis ans Südmeer erstreckten, und zu dem Ende einige Schiffe zu verschiedenen Zeiten auslaufen ließ, seegelte eins dieser Schiffe an der Südseite herunter, und erblickte einen Indianer, der an der Mündung eines Flusses mit fischen beschäftigt war. Einige vom Schiffsvolk stiegen ans Land, und wollten sich seiner bemächtigen. Die Bestürzung, worin ihn der unvermuthete Anblick dieser unbekannten Fremden setzte, machte ihn wehrlos, und er ward ohne viele Mühe auf das Schiff gebracht. Die Spanier suchten ihn durch Liebkosungen zu beruhigen, und erkundigten sich durch Zeichen bei ihm, wie das Land hieße, in dem sie ihn gesehen hatten. Der Indianer, der die Zeichen nicht recht verstehen, aber doch merken mochte, daß sie ihn um etwas fragten, antwortete, — wahrscheinlich in der Meinung, daß sie ihn um seinen Namen gefragt hätten: — Beru Pelu, und daraus ist denn durch die damalige Unwissenheit der Spanier der Name Peru entstanden, den dieses weitläuftige Reich noch jetzt führt.

Als die Spanier im Jahre 1524 dies große und schöne Reich zuerst entdeckten, regierten darin die Ynca, oder Söhne der Sonne. Der erste Stifter dieser erblichen Regierungsverfassung, war nach der Erzählung der Peruaner (denn so müssen wir sie doch nun einmal nennen) ein gewisser Manco-Capac, der, in Verbindung mit seiner Schwester, Manca-Huaco, oder Ozello, die zugleich seine Gemalin war, unter die damals wild lebenden, und an keine Gesetze gewöhnten, Urbewohner trat, sie um sich her versammelte, mit Weisheit und Einsicht ihnen eine ordentliche Verfassung gab, und sie aus dem rohen Stande der Natur zu einem gewissen Grade der Kultur erhob. — Die 2 Stifter dieser neuen Verfassung unterwiesen ihre Völker in der Kunst, den Acker zu bauen, und das bisher wüste gelegene Land durch

Wasser,

Wasser, das sie darüber leiteten, urbar zu machen. Die auf diese Weise fruchtbar gemachten Felder theilten sie sodann unter die Indianer aus, und verpflichteten sie zu immer fortgesetzter Cultur derselben. Auch gebot ihnen Manco, sich zu bekleiden und gab ihnen selbst das Modell zu ihrer Bedeckung. Die Königin unterrichtete die Weiber in der Kunst, Wolle zu spinnen und Zeuge daraus zu weben; kurz — sie wurden die ersten Lehrer dieser rohen, unverdorbenen Kinder der Natur. Die Indianer, zu denen Manco und seine Schwester kamen, wurden von der Anmuth ihrer Reden so gerührt, daß sie ihnen haufenweise auf den Berg Huanacauri folgten, wo der König — der sich als Sohn der Sonne Ynca nannte — den Grund zur Stadt Cusco legen ließ, die in der Folge die Hauptstadt des ganzen Reichs wurde. Die neuen Unterthanen, entzückt über die ruhige Lebensart, die er ihnen verschaffte, verbreiteten sich nach allen Seiten, um andere Völker von ihrem Glücke zu benachrichtigen und sie zur Theilnahme daran einzuladen. Dies gab Gelegenheit zur Erbauung mehrerer kleiner Städte, und die Herrschaft dieser neuen Colonie erweiterte sich, je mehr von den benachbarten Nationen ihre Sitten annahmen. Der Ynca theilte dann das Reich in mehrere Districte und setzte über jeden derselben einen Curaca, welches nach dem Sprachgebrauch der übrigen Americanischen Völker, so viel als Cazike bedeutete.

Die Gesetze, welche der Ynca im Namen der Sonne einführte, waren ganz aus der Natur hergenommen, und für seine Unterthanen äußerst zweckmäßig. Das Vornehmste darunter war, daß die Menschen einander lieben sollen, und daß Jeder, der mit seinen Nachbaren in Ruhe und Frieden zu leben wünsche, sich selbst gerecht und friedliebend gegen sie betragen müsse. Der Uebertreter dieser Grundgesetze wurde nach Verhältniß seiner

Ueber=

Uebertretung, andere Verbrecher aber, als Mörder, Diebe, Ehebrecher mit dem Tode bestraft.

Die Religion, die der Ynca lehrte, hatte keinen andern Gegenstand, als die Verehrung des großen wohlthätigen Gestirns, der Sonne, als der Urquelle aller Güter der Natur. Er ließ ihr einen Tempel errichten, und verordnete, daß die Priester desselben stets aus dem Geschlecht der Ynca genommen wurden. An der Seite des Tempels legte er geheiligte Wohnungen für Jungfrauen an, die aus der Familie der Ynca waren. Er opferte Thiere, Getreide, Obst und Getränke, — Menschenopfer verabscheute er. Nach seiner Verordnung wurden die Jungfrauen schon im 8ten Jahre in ihre Wohnungen eingeschlossen, und die, so ihrer Pflicht uneingedenk, das Gesetz der Keuschheit verletzte, ward ohne Gnade zum Tode verdammt, und eben dieses Gesetz verurtheilte auch den Verführer und seine ganze Familie zum Feuer. Sie standen unter der Aufsicht älterer Jungfrauen, die sie im Dienst des Tempels unterrichteten. Einige davon waren bestimmt, ihr ganzes Leben hindurch der Sonne zu dienen, andere, die Gemalinnen des Ynca zu seyn. Nach der Einrichtung des Stifters konnte ein Ynca einige daraus rufen lassen, und diese kehrten dann nicht wieder in ihre Wohnungen zurück; sondern blieben im Dienst der Königin, oder wurden ihren Eltern wieder gegeben, doch durften sie sich in keine andre eheliche Verbindung einlassen. Die Beschäftigung dieser Jungfrauen in ihren heiligen Wohnungen, war die, Zeuge zu weben, die der Ynca an seine Hofbedienten, oder an Krieger, die sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, austheilte.

Als Manco-Capac in einer langen Regierung von 40 Jahren den Wohlstand und Flor seines Reichs befestigt hatte, und nun fühlte, daß sein Ende heran nahe, versammelte er seine Kinder, die Großen des Hofs,

und

und die Curacas vor sich, und redete sie mit folgenden Worten an: „Die Jahre meines Lebens nehmen ab, „die Sonne, mein Vater, ruft mich zum Genusse eines „besseren Lebens. Ich ermahne euch daher nochmals im „Namen der Sonne, zur Beobachtung meiner Gesetze, „und gebiete euch, keine Abänderung darin zu machen.“ Nachdem er dies und vieles Andere zur letzten Belehrung der Seinigen gesagt, und sie zu Allem nochmals ermuntert hatte, was er sein ganzes Leben hindurch ihnen zu lehren bemüht gewesen war, starb er, von all seinen Unterthanen beweint, die ihn nicht blos als ihren Vater und Gesetzgeber, sondern als eine Gottheit betrachteten, der zu Ehren sie Opfer anstellten, die auch noch zu den Zeiten der Spanier einen wichtigen Theil der Peruanischen Religionsübungen ausmachten.

Nach seinem Tode bestieg sein ältester Sohn, Sinchi Rocca, den Thron. Durch seine eindringende Beredsamkeit bezwang er, ohne die Waffen zu gebrauchen, die Gemüther seiner noch uncultivirten Nachbaren. Neue Völker unterwarfen sich, von ihm beredet, seiner Herrschaft, und so ward sein Reich, blos durch die vortheilhafte Meinung, die man von seinen Tugenden hatte, ungemein erweitert. Den Gesetzen seines Vaters zufolge, heurathete er seine eigne Schwester, neben welcher er aber eine Menge Kebsweiber hatte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gaben. Sinchi Rocca that, wie sein Vater, alles, was zur Befestigung des Glücks seiner Unterthanen unentbehrlich war, und starb nach einer dreißigjährigen, höchst ruhigen und glücklichen Regierung. Als rechtmäßigen Thronerben hinterließ er den mit seiner Schwester erzeugten Sohn, Locki Yupanki.

Die Regierung dieses Ynca war eine Reihe ruhmwürdiger Thaten, nur war er mehr, als seine Vorgänger, zum Kriege geneigt. Doch besaß er Weisheit genug,

nur

nur gegen solche Völker die Waffen zu gebrauchen, die sich durch offenbare Widersetzlichkeit gegen ihn vergiengen, und mit Gelindigkeit nicht zu gewinnen standen. Durch diese mit vielem Glück geführten Kriege erweiterte er die Grenzen seines Reichs um ein Großes, verlangte jedoch von den besiegten Völkern nichts weiter, als daß sie ihn für einen rechtmäßigen Abkömmling der Sonne ansehen, und die Religion, so wie die Sitten, die Manco-Capac geprediget hatte, annehmen sollten. Zweimal durchreiste er sein ganzes Land, hörte allenthalben, wo Klagen ausbrachen, mit eignen Ohren, untersuchte selbst Alles mit unpartheiischer Strenge, und hob dadurch nicht nur den innern Wohlstand des Reichs immer mehr, sondern befestigte auch das Ansehen der Ynca als Abkömmlinge der wohlthätigen Sonne, die, so wie diese, mit ihren Blicken alles durchdrangen, und überall Seegen und Glück verbreiteten. Auch seinen Erbprinzen, Mayta Capac, schickte er zweimal aus, das Land zu durchreisen, und gab ihm jedesmal kluge und geschickte Leute mit, die ihm zu Einsammlung der nöthigsten Landeskenntniß, so wie zur Auswahl der besten Mittel, ein weiser Regent zu werden, behülflich seyn mußten. — Bei Annäherung seines Todes versammelte er seine Kinder und die Curacas um sich, empfahl ihnen strenge Beobachtung der Gesetze der Sonne, und starb, gesegnet und beweint von allen Unterthanen, für deren Wohlstand er so thätig gearbeitet hatte.

Sein Sohn Mayta Capac trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters, nur daß er noch mehr, als jener, darauf ausgieng, sein Reich durch Eroberungen zu vergrößern, das ihm denn auch ungemein glückte. Er eroberte die große Landschaft Hatunpacassa, besiegte die Collas, die bei Lebzeiten seines Vaters sich nicht unter das Scepter der Ynca hatten beugen wollen, gänzlich, und gab ihnen bessere Religionskenntnisse und mildere

Sitten.

Sitten. Das Kriegsglück, daß ihn stets begleitete, war Ursache, daß andere Völker, gegen die seine Absichten gar nicht gerichtet waren, sich freiwillig seinem Scepter unterwarfen, und sich glücklich schätzten, Unterthanen eines so mächtigen und weisen Regenten zu seyn. — Die Zeit seiner Regierung läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, so viel ist indessen gewiß, daß er eben so viele Jahre, wie seine Vorgänger, den Thron der Ynca bekleidete. Er starb, wie jene, mit Ehre und Ruhm überhäuft, und von seinen Unterthanen geliebt.

Sein Sohn und Thronerbe Capac-Yupanki fuhr in den Eroberungen fort, die sein Vater angefangen hatte, bezwang die wildesten und entlegentsten Völkerschaften, brachte verschiedene Curacas, die sich der Herrschaft der Ynca hatten entziehen wollen, wieder zum Gehorsam, und eroberte in Allem 5 große, und eine Menge kleinerer Landschaften. Zu seiner Zeit erstreckten sich die Grenzen des Reichs auf 180 Meilen von Cusco nach Süden, bis an die Landschaften Tatyra und Chaki, gegen Westen bis ans Südmeer, wo sie auf der einen Seite der Stadt mehr als 60, an der andern aber gegen 50 Meilen betrugen. Gegen Osten von Cusco reichten sie bis an den Fluß Paucartampa, ohngefähr 13 Meilen, und gegen Südosten hatte er alles, bis nach Collaraya, 40 Meilen von Cusco eingenommen. — Diese Eroberungen schienen ihm wichtig und groß genug zu seyn, als sie noch durch neue zu vermehren. Vielmehr gieng seine Sorge mehr dahin, diese Länder zu erhalten, und für die zweckmäßige Regierung derselben zu wirken. Er machte zu dieser Absicht die nützlichsten Anstalten zum immerzunehmenden Flor seines Landes, besonders zur Verschönerung der Hauptstadt Cusco. Er erweiterte und verschönerte den Tempel der Sonne und die Wohnungen der Sonnenjungfrauen, errichtete verschiedene schöne Gebäude nicht nur in der Residenz, sondern

dern auch in den Städten der Provinzen, ließ große Wasserleitungen zur Bewässerung der Felder anlegen, und zur Bequemlichkeit der Reisenden Brücken über verschiedene Flüsse bauen, verbesserte die Landstraßen und Wege aus einer Provinz in die andere, und was dergleichen mehr war. Kurz, er that alles, was seinen Unterthanen nützlich, ihm selbst aber zur Vermehrung seines wahren Ruhms behülflich seyn konnte. — Er starb endlich mitten in den Zeiten der Ruhe, in welche er sein Reich in den letzten Jahren seines Lebens gesetzt hatte, und hinterließ seinem Sohne Ynca Roca das Land in der glücklichsten Verfassung und in den blühendsten Umständen.

Ynca Roca war kaum zur Regierung gelangt, als er auch alle Anstalten zu neuen Eroberungen machte, denn sein Sinn war wild und kriegerisch. Das Glück begleitete ihn, wie seine Vorgänger, so daß er viele Landschaften eroberte, und die mächtigsten Völker sich unterwarf. Mehrere Jahre brachte er in diesen kriegerischen Beschäftigungen außer den Grenzen seines Landes zu, und kehrte nur dann erst wieder nach Cusco zurück, als alle seine Eroberungspläne ausgeführt waren. Nur einige Jahre indeß ruhete sein kriegerischer Geist. Bald erwachte er wieder, und neue Pläne zur Vergrößerung seiner Macht durch die Waffen, wurden entworfen und ausgeführt. Selbst zog er indessen nicht aus, sondern schickte seinen Sohn und Erbprinzen Yahuarhuacac an der Spitze von 15000 Mann in die entferntesten, noch unbesiegten Gegenden, und dieser junge Prinz, eben so klug als tapfer, erweiterte die Grenzen des Reichs um 50 Meilen nach allen Himmelsgegenden. Endlich schien es dem Ynca genug. Er fieng an, einzusehen, daß es besser für ihn sei, das bereits Eroberte zu erhalten, als neue Eroberungen zu machen. Er legte also die Waffen gänzlich nieder und widmete die letzten Jahre seines Lebens

einer ruhigen Regierung, stiftete öffentliche Schulen, verschönerte die Stadt durch prachtvolle Gebäude, und gab die weisesten Gesetze. Nach einer Regierung, die, wie man sagt, 50 Jahre gedauert haben soll, starb er, und seine Unterthanen gaben ihm einstimmig das Zeugniß, daß er in keinem Stücke von den Tugenden seiner Vorfahren abgewichen sei.

Sein Sohn und Nachfolger im Reiche, Yahuarhuacac, liebte mehr den Frieden als den Krieg, und gab sich wenig Mühe, um die Eroberung neuer Länder. Seine Hauptabsicht gieng dahin, sein Reich in Ruhe zu erhalten, und jeden Krieg so sehr als möglich, zu vermeiden. Schon sein Name erinnerte ihn an das Unglück, das er zu ertragen bestimmt wäre, und dies wollte er durch Kriege, die in seinen Augen unnöthig und überflüssig waren, nicht herbeirufen oder beschleunigen.*) Um indessen den Vorwurf von sich abzulehnen, daß er unter allen bisherigen Ynca's der Einzige sei, der nichts zur Vergrößerung des Reichs beitrüge; so ließ er unter der Anführung seines Bruders, Ynca Mayta, ein Heer von 20000 Mann ausrücken, wodurch denn abermals einige neue Landstriche erobert, und so die Grenzen des Peruanischen Reichs ansehnlich erweitert wurden. Er selbst wohnte aus Furcht dem Zuge nicht mit bei, doch war er auf andre Art für das Beste seiner Unterthanen thätig. Die Furcht vor seinem Unglücke, das ihm schon in früher Jugend vorher verkündigt war, schien sich durch folgende Begebenheit zu bestätigen. Sein ältester Sohn, der nach dem Reichsgesetzen einst sein Nachfolger werden sollte,

*) Der Name Yahuarhuacac bedeutet einen, der Blut weint. Und weil dies der Prinz in seinem 4ten Jahre gethan haben sollte; so bekam er diesen Namen. Das ganze Reich hielt dies für eine böse Vorbedeutung, und versprach sich nicht viel Gutes von seiner Regierung.

sollte, zeigte schon in früher Jugend sehr deutlich einen großen Hang zu Grausamkeiten. Dieser Hang vermehrte sich bei zunehmenden Jahren und ward zur Gewohnheit, so daß die Unterthanen schon vor dem Gedanken zitterten, ihn auf dem Throne seiner Väter zu sehen. Die Ermahnungen, selbst die Drohungen seines Vaters, den die zukünftige Regierung seines aus der Art geschlagenen Sohns nicht wenig beunruhigte, waren ohne alle Wirkung, der Prinz ward mit jedem Tage immer boshafter. Der Ynca, der alles versucht hatte, was väterliche Güte und Strenge vermochte, sah nun kein anderes Mittel, ihn, wo möglich noch zu bessern, als gänzliche Entfernung vom Hofe. Fern von der Residenz, in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend ward er dazu verdammt, mit andern Hirten die Heerden der Sonne zu hüten. In dieser Beschäftigung hatte er etwa 3 Jahre zugebracht, als er, seinem Vorgeben nach, eine sehr merkwürdige Erscheinung hatte, die er auch seinem Vater, troß des Befehls, nicht wieder vor ihm zu erscheinen, mittheilte. „Ein Mann — so erzählte er — erschien mir im Traume. „Seine Gestalt war ehrwürdig, sein Bart lang, sein „Kleid reichte ihm bis auf die Fersen, hinter sich her zog „er ein Thier, das ich noch nie gesehen habe. Ich bin, „sprach er, ein Sohn der Sonne, heiße Viracocha, „und komme auf Befehl der Sonne, dir wichtige Dinge „zu entdecken. Viele Provinzen des Reichs sind im Begrif, einen Aufstand zu erregen, deinen Vater vom „Thron zu stoßen, und die Stadt Cusco zu zerstören. Gehe „hin zu deinem Vater, meinem Bruder, und sage ihm „in meinem Namen, daß er sich zur Gegenwehr rüste. „Ich will dir und ihm beistehen, und euren Bemühungen einen glücklichen Ausgang verschaffen. — Er „sprachs und verschwand, und ich machte mich sogleich „auf, dir, dem Befehle zufolge, die Nachricht zu überbringen.“ — Diese Erzählung vermehrte den Unwillen

len des Ynca gegen seinen Sohn; er erklärte sie für die Erfindung eines müssigen Kopfs, oder für die Wirkung einer zerrütteten Phantasie, und jagte ihn in sein Exil zurück.

Drei Monat nach dieser Erscheinung des Prinzen Viracocha, (denn so ward er seit der Zeit genannt; sein erster, eigentlicher Name ist nie bekannt geworden) entstand das Gerücht, als ob einige Provinzen, die 40 Meilen von Cusco nach Norden lagen, sich empöret hätten. Dies Gerücht verbreitete sich immer weiter, doch ohne daß der Urheber davon bekannt ward. Anfänglich verachtete es der Ynca, und sah es als eine zum Zeitvertreib ersonnene Fabel an, wodurch man die Prophezeihung des Viracocha wahrscheinlich machen wollte. Als er aber die zuverlässige Nachricht erhielt, daß wenigstens 6 mächtige Völkerschaften sich gegen ihn verbunden, und schon ihre Feindseligkeiten mit Ermordung einiger Statthalter und andrer königlicher Bedienten angefangen hätten, auch daß diese Empörer bereits im Anzuge gegen Cusco begriffen wären; so gerieth er in die größte Verlegenheit, und in die muthloseste Unentschlossenheit. Er hatte sich die Möglichkeit einer Empörung nie vorgestellt, da ein solches Beispiel in den Regierungsjahren seiner Vorweser noch nie erhört worden war. Diese Sicherheit, und der Haß gegen seinen Sohn und dessen warnende Stimme, hatten ihn abgehalten, dem ersten Gerücht Glauben beizumessen und die nöthigen Gegenanstalten zu machen. Jetzt war er nun nicht im Stande, sich mit Nachdruck zu vertheidigen und die Rebellen zu demüthigen. Der Stadt fehlte es an hinlänglicher Besatzung, und keine Zeit war mehr übrig, seine Krieger zu versammeln, denn die Feinde waren schon nahe. In dieser Noth ergriff er das verkehrteste aller Mittel, das er nur hätte wählen können. Er verließ mit einigen seiner Getreuen die Stadt, und gieng, um

Schutz zu suchen, in die Gegend Mayta, 5 Meilen von Cusco an der Südseite. Hier hielt er sich verborgen und wollte den Ausgang der feindlichen Unternehmungen abwarten. Durch seine Flucht ward die Stadt vollends von aller Hülfe entblößt, denn alle Befehlshaber waren dem Beispiele ihres Gebieters gefolgt, und hatten, wie er, die Flucht ergriffen. Der größte Theil der Einwohner, die nun den gewissen Ruin der Stadt unter diesen Umständen vor Augen sahen, hatten ein Gleiches gethan, und sich in kleinen Haufen im Lande umher zerstreut. Einige davon trafen auf ihrer Flucht den Prinzen Viracocha an, gaben ihm Nachricht von der Annäherung der Rebellen und von der unzeitigen Flucht seines Vaters. Mit Entrüstung hörte der Prinz die Botschaft, um aber keine Zeit zu verlieren, die Stadt Cusco, wo möglich, noch zu retten, sammelte er in aller Eile die Flüchtigen, und vereinigte sich mit den auf dem Wege wohnenden Bundesgenossen seines Volks. Je näher er der Stadt kam, desto mehr traf er auf Flüchtlinge. Diese zog er alle an sich, und rückte mit ihnen in Cusco ein, erklärte sich für den Beschützer und Vertheidiger des Reichs und des Sonnentempels, und erhob dadurch den gesunkenen Muth der Einwohner. Mit seinem kleinen Heere, das aus nicht mehr als 4000 Mann zusammengeraffter Flüchtlinge bestand, machte er sich auf, und zog dem immer näher anrückenden Feinde entgegen. Ohnstreitig würde er der Uebermacht der Rebellen haben weichen müssen, wenn ihm nicht die Quechuas, die in der Nachbarschaft von Cusco wohnten, eine ansehnliche Verstärkung zugeführt hätten. Mit dieser, so wie mit noch einigen von andern Seiten herkommenden Kriegern, erwartete er standhaft die Armee der Rebellen, die sich nach 2 Tagen auf den Höhen zeigte. Es kam sogleich zu einer hitzigen und blutigen Schlacht, in welcher die Rebellen gänzlich geschlagen und um Frieden zu bitten genöthigt wurden.

Vira-

Viracocha verzieh ihnen sodann ihre Empörung unter der Bedingung einer gänzlichen Unterwerfung unter die Herrschaft der Sonne, und fertigte 3 Läufer an verschiedene Orte ab, die Nachricht von seinem erfochtenen Siege zu verbreiten. Der erste ward an den Sonnentempel gesandt, um dieser Beschützerin des Ynca's, die ersten Regungen der Dankbarkeit für ihre geleistete Hülfe, zu bezeugen.*) Der andere mußte die entflohenen Priester und Sonnenjungfrauen zur Rückkehr in die Stadt einladen. Den dritten schickte er an seinem Vater ab, der auch diesem Nachricht von dem Siege bringen, zugleich aber auch bitten mußte, nicht eher nach Cusco zurückzukommen, bis er selbst ihn dazu einladen würde. Als er in der Stadt die Ruhe wieder hergestellt, und die redendsten Beweise seiner Menschlichkeit und Klugheit gegeben hatte; so gieng er nun auch zu seinem Vater, der sich noch immer in Mayta aufhielt. Sein Vater empfieng ihn mit einer Miene, in welcher Schaam, Furcht und Freude gemischt waren. In einer langen Unterredung mit ihm, machte es ihm Viracocha deutlich, daß es besser für ihn gethan seyn würde, wenn er die Regierung gänzlich niederlegen, und sie ihm überlassen wollte. Der Vater, der den großen Anhang des Sohnes fürchtete, und zu innerlichen Zwistigkeiten keine Gelegenheit geben wollte —

denn

*) Aus dieser Gewohnheit wird es deutlich, daß die Ynca's die Sonne neben dem, daß sie sie als Gottheit verehrten, auch zugleich für ein menschliches Wesen ansahen. Denn sie tranken bei öffentlichen Belustigungen ihre Gesundheit, schenkten ihr selbst in großen Gefäßen zu trinken ein, die sie entweder auf den Platz, wo sie waren, oder in ihren Tempel hinstelleten; und wenn von diesen Getränken etwas verdunstete, so hielten sie dafür, daß die Sonne dies getrunken hätte. So war es auch mit den Speisen, die sie ihr anboten. Und wenn sich eine glückliche Begebenheit ereignete, so wurde ihr dies durch Läufer eröfnet, die dann zugleich den Dank dafür vorläufig abstatten mußten.

denn er merkte die Entschlossenheit seines Sohnes, sich, im Fall der Weigerung, des Throns auch mit Gewalt zu bemächtigen — gab der Nothwendigkeit nach, und versprach, Cusco nicht wieder zu sehen. Statt dessen ward zu Mayta ein prächtiger Pallast erbauet und für den Ynca eingerichtet. Was sein Schicksal weiter gewesen ist, weis man nicht, denn von diesem Zeitpunkte wird seiner in der Geschichte der Peruanischen Ynca nicht mehr gedacht.

So hatte nun Viracocha das Heft der Regierung in Händen, und führte es auf eine Art, die man von dem ehemaligen rohen, und ungesitteten Jünglinge nicht erwartet hätte. Er führte verschiedene glückliche Kriege, brachte noch mehr fremde Völker unter Peruanischen Scepter, schickte Colonisten in einige der besiegten Länder, um auch da bessere Kenntnisse und Sitten zu verbreiten, verschönerte die Residenz mit den prachtvollesten Gebäuden, und gab Gesetze, deren sich die Weisheit selbst nicht zu schämen Ursache gehabt hätte. Kurz, er war einer der vollkommensten Fürsten, die je in Cusco regiert haben. Seine Regierung dauerte nach der Versicherung der Peruanischen Traditionen und Denkmäler, 50 Jahr, und er erreichte ein sehr hohes Alter. Sein und seiner Gemalin Leichname waren nach Peruanischer Art einbalsamirt, noch zu den Zeiten der Spanier zu sehen, und zwar so unversehrt und vollkommen, daß ihnen weiter nichts als das Leben fehlte.

Der Ynca Pachacuteck, ältester Sohn des Viracocha, trat nach seines Vaters Tode die Regierung des weitläuftigen Reichs Peru an. Nach einem Zeitraum von 3 Jahren, worin er, ohne seine Residenz zu verlassen, mit Einrichtung der Staatsangelegenheiten sich beschäftigte, trat er eine Reise an, um die zu seinem Reiche gehörenden Landschaften persönlich zu besuchen. Auf dieser

Reise brachte er 3 volle Jahre zu, ehe er wieder nach Cusco zurückkehrte. Durch mehrere glückliche Feldzüge, die er alsdann, nach dem Beispiel seines Ahnherrn unternahm, erweiterte er sein Reich wieder um ein Großes. Doch zeichnete sich seine Regierung nicht sowohl durch die vielen Eroberungen, die er machte, als vielmehr durch die heilsamen und nützlichen Anstalten aus, die durch ihn entstanden. Er erweiterte die Stadt Cusco und zog mehrere Einwohner dahin, gab die weisesten Gesetze, die sogar von den Spaniern bewundert wurden, vermehrte und verbesserte die von den Ynca Roca gestifteten Schulen, schränkte allen unnöthigen Aufwand in der Kleidertracht ein, vertheilte die zu dem Reiche gehörigen Ländereien nach den richtigsten Verhältnissen, und schärfte die Gesetze gegen die Capital-Verbrecher, worunter er, außer den Räubern, Mördern und Ehebrechern, auch Gotteslästerer, treulose Unterthanen, Verführer der Sonnenjungfrauen, Rebellen und Päderasten rechnete. — Durch dies alles und vieles Andere machte er sich allen seinen Unterthanen äußerst verehrungswürdig, und ohngeachtet er, nach Einigen, 60 Jahre regiert haben soll, starb er dennoch für seine Unterthanen, die ihn wie einen Vater liebten, noch viel zu früh. Sie hatten auch eine solche Verehrung gegen ihn, daß sie ihn nach seinem Tode unter die Zahl der Götter setzten, und ein ganzes Jahr die Trauer über seinen Tod veranstalteten.

Als zehnter Ynca folgte ihm sein Sohn Yupanki, der nicht minder als sein Vater, die große Kunst verstand, durch Tugend und wahre Regentenweisheit sich bei seinen Unterthanen beliebt und geachtet zu machen. Dabei besaß er eben die Begierde, von der fast alle seine Vorfahren brannten, das Reich selbst durch Eroberungen immer zu vergrößern, und Yupanki blieb damit hinter seinen Ahnherren nicht zurück. Seine Eroberungen erstreckten sich um ein Ansehnliches weiter gen Süden, und gegen

Osten von Cusco bis an den ansehnlichen Fluß Amaru-Mayu. *) Weniger glücklich aber war er in seinen Unternehmungen auf das schöne und große Reich Chili. Wohl 2 Jahre bereitete er sich zu dieser großen Expedition vor, machte auch wirklich alle Völkerschaften, die zwischen Peru und den erstern Thälern von Chili lagen, seiner Macht unterwürfig; aber an den Einwohnern des Landes selbst fand er einen so kaltblütigen, tapfern und unerwarteten Widerstand, daß er nach einer dreitägigen blutigen Schlacht, ohne seinen Endzweck erreicht zu haben, wieder zurückkehren mußte. Dieser mißlungene Plan setzte seiner Eroberungsbegierde Grenzen, und belebte in ihm den weit edlern Vorsatz, an der Beglückung seiner Unterthanen bis ans Ende seines Lebens zu arbeiten, und an keine weitern Eroberungen zu denken. Zudem war sein Reich nun schon so ansehnlich erweitert, daß die Länge desselben über 1000 Meilen betrug. Statt aller weitern Bemühungen, es zu vergrößern, befestigte er die Grenzplätze, legte allenthalben Magazine an, regulirte unter den bezwungenen Völkern die Gerechtigkeitspflege, und herrschte mit solcher Mäßigung, (worin ihm seine Nachfolger ebenfalls gleich kamen) daß jene Völker das sanfte Joch der Peruanischen Herrschaft noch zu den Zeiten der Spanier mit Vergnügen trugen. Er starb unter diesen ruhmwürdigen Bemühungen, sein Land zu beglücken, und hinterließ seinen Sohn, Tupac Yupanki, als Nachfolger seiner vollkommen würdig.

Seine erste Bemühung war, nach den Beispielen seiner Voreltern, die Verehrung der Sonne so weit als möglich

*) Dieser Fluß entsteht aus fünf ansehnlichen Strömen, die sich mit einander vereinigen. Er ist einer der größten Ströme in der Welt, und wird von den Spaniern Rio de la Plata (Silberstrom) von den Indianern aber Parahuay genannt.

möglich zu verbreiten, die barbarischen Gebräuche zu verdrängen, und die Cultur der Sitten zu befördern. Da ihn nicht eigentlicher Eroberungsgeist zu jenen Völkern trieb, die in Wüsten und Gebirgen eine rohe, mehr viehische, als menschliche Lebensart trieben, da ferner alle bezwungenen Völkern von ihren Siegern nicht gedrückt, sondern bei ihren eigenthümlichen Freiheiten geschützt wurden, wenn sie nur den mildern Sitten ihrer Ueberwinder sich anschmiegten: so wirkten diese Erfahrungen bei vielen jener Völker mehr, als die Gewalt der Waffen, und sie unterwarfen sich freiwillig und gern einem Volke, das sie nicht beherrschen, sondern beglücken wollte. — Freilich kann man auch diesen Ynca, so wenig, wie seine Voreltern, von aller Begierde, sein Land zu erweitern, freisprechen; doch wurde dieselbe durch die rühmlichen Zwecke, die damit verbunden waren, in ein vortreffliches Licht gestellt, wenn anders eine rühmliche Absicht irgend eine zweideutige Handlung entschuldigen oder veredeln kann. Dem sei nun, wie ihm wolle, genug, sein Plan gieng, nachdem er eine Menge kleinerer Völkerschaften seinem Scepter unterworfen hatte, auf nichts geringeres, als auf die Eroberung des großen und mächtigen Reichs Quito, dessen Fruchtbarkeit und innerer Wohlstand ihn anlockte. Ein stolzer König herrschte in diesem Reiche, der alle Verbindungen und Vorschläge zu einem Bündnisse mit dem Peruanischen Ynca ausschlug, und ihn prahlerisch zum Angriff seiner Staaten aufforderte. Noch einmal ersuchte zwar der Ynca die Güte, und bot ihm Frieden und Freundschaft an, wenn er die weisen Gesetze der Sonne annehmen, und sein Reich ihrer milden Regierung unterwerfen wollte. Da aber eine eben so stolze und wegwerfende Antwort erfolgte, so rückte der Ynca mit einem Heere von 40000 Mann in das Reich, und machte mit Eroberung desselben den Anfang. Da die innern Einrichtungen seines

 eigenen

eigenen Reichs aber seine persönliche Gegenwart erforderten, so kehrte er wieder nach Cusco zurück, und übertrug das Kommando der Armee seinem 26jährigen, klugen und tapfern Prinzen, Huayna Capac, und dieser wußte solche Anstalten zu treffen, daß er in einer Zeit von 3 Jahren das ganze Königreich Quito unter Peruanische Herrschaft brachte. Dazu trug der Tod des Königs von Quito allerdings nicht wenig bei, und kaum war dieser erfolgt, als sich die Vornehmern des Landes dem Prinzen freiwillig zu Füßen warfen, und ihm als ihrem Sieger huldigten. — So war denn das große Königreich Quito erobert, und zu einer Provinz des Peruanischen Reichs gemacht.

Als Huayna Capac nach dem Tode seines Vaters die neu eroberten Länder besuchte, und seine Einrichtungen darinnen machen wollte, lernte er die Tochter des verstorbenen Königs von Quito kennen, und erwählte sie, neben seinen drei rechtmäßigen Gemahlinnen — davon zwei seine Schwestern waren — zu seiner vierten, und diese schenkte ihm einen Sohn, den er Atabaliba oder Atahualpa nannte, nachdem ihm vorher seine Gemahlin und Schwester, Rava Della, bereits den Huascar geboren hatte. — Der Ynca liebte die Tochter des Königs von Quito mehr, als seine übrigen Gemahlinnen, und diese größere Liebe trug er auch auf den Sohn derselben über. Zum Nachtheil seines ältern Sohnes, Huascar, wünschte er daher, den Gesetzen der Untheilbarkeit des Peruanischen Reichs zuwider, den Atahualpa auf den königlichen Thron von Quito zu setzen, und dem Huascar das eigentliche, ursprüngliche Reich seiner Vorfahren, zu überlassen. Diesen Wunsch trug er einst dem Huascar vor, und vermochte ihn durch liebreiches Zureden, in diese Theilung des Reichs zu willigen, die denn auch nach dem Tode des Ynca erfolgte. Huascar blieb der Thronerbe

von

von Peru, und Atahualpa bekam das Königreich Quito. — Einige Jahre hindurch lebten beide Brüder in guter Eintracht und jeder begnügte sich mit dem, was ihm nach der Verordnung ihres verstorbenen Vaters zugefallen war, ohne auf weitere Eroberungen zu denken. Doch zwei Könige in einem Reiche pflegen nicht lange zu bestehen, und so gieng es auch hier. Dem Ynca Huascar kam plötzlich die Reue über seine unüberlegte Einwilligung zur Abtretung des Reichs Quito an seinen Bruder. Er hielt es für unrecht, länger zu gestatten, daß ein so wichtiges Reich von dem seinigen abgesondert bleiben sollte, indem ihm zugleich dadurch der Weg zu neuen Eroberungen gesperrt, seinem Bruder aber geöfnet wäre. Dazu gesellte sich denn bald auch die Furcht, daß es dem Atahualpa heut oder morgen einfallen könnte, ihn vom Throne zu stoßen, die allerdings nicht ungegründet war, da er den unruhigen, unternehmenden Geist seines Bruders kannte. Huascar hielt es also für rathsam, den ersten Schritt zu thun, und ihm durch einen Abgeordneten sagen zu lassen: „daß ihm bekannt seyn würde, „daß nach der Verordnung des ersten Ynca, Manco „Capac, das Königreich Quito, und alle andern Provinzen, die er besäße, zur Krone von Cusco gehörten. „Seine gethane Verzichtleistung sei damals mehr ein gezwungener Gehorsam gegen seinen Vater, als sein freiwilliger Entschluß gewesen. Und da eine solche Theilung des Reichs unter 2 Könige zum Nachtheil des „Ganzen nothwendig ausfallen müsse, so hätte sein Vater freilich nie dergleichen Veranstaltungen machen sollen. Weil es aber nun einmal geschehen wäre, so „wolle er zwar keine Aenderung darin vornehmen, doch „aber müsse sich Atahualpa folgende 2 Bedingungen „gefallen lassen, wenn er wollte, daß es bei der von ihrem gemeinschaftlichen Vater getroffenen Einrichtung „bleiben solle. Die erste dieser Bedingungen sei die,

„daß

„daß er durchaus nicht darauf ausgehen solle, das Kö„nigreich Quito durch Eroberungen zu vergrößern, in„dem alle in Zukunft noch zu erobernden Länder dem „Reiche Peru zugehörten; und zweitens müsse er ihn für „seinen Oberherrn erkennen und ihm die Huldigung „leisten."

Atahualpa war damals noch nicht stark genug, den Krieg gegen seinen Bruder öffentlich mit Nachdruck zu führen; er nahm also seine Zuflucht zur Verstellung, empfieng die Gesandtschaft mit aller Ehrerbietung, und als er nach Verlauf von 3 Tagen alles wohl überlegt zu haben vorgab, ertheilte er den Gesandten mit anscheinender Aufrichtigkeit die Antwort: „Er habe den Manco Capac „stets als den einzigen Herrn von Peru erkannt, und „ehre seine Gesetze als Vorschriften der Gottheit selbst. „Den Verordnungen dieses ihres gemeinschaftlichen Ahn„herrn zufolge, sei er bereit, um das Reich der Ynca „ungetheilt zu lassen, sein Königreich Quito wieder mit „der Krone Peru zu vereinigen, und als bloßer Privat„mann an dem Hofe seines Bruders zu leben. Wolle „ihn aber sein Bruder aus bloßer Gnade in dem Besitze „seines Reichs bestätigen, so würde er zu jeder Zeit, wo „es verlangt würde, in Cusco erscheinen, und seinem „Bruder als alleinigen Ynca von Peru den Huldigungs„eid leisten."

Huascar freuete sich sehr über seines Bruders Erklärung, und willigte in Alles mit Freuden, was Atahualpa als unbedeutende Nebenbedingungen von ihm verlangte. Aber eben diese geringscheinende Bedingungen waren die Falle, die Atahualpa seinem Bruder legte, wodurch er Reich und Leben verlieren sollte.

Atahualpa hatte sichs vom Huascar ausgebeten, daß die Ablegung des Huldigungseides in Cusco an dem Gedächtnißtage ihres verstorbenen Vaters,

Huayna Capac, mit aller nur möglichen Pracht vor sich gehen möchte. Der König von Quito machte daher durch sein ganzes Reich bekannt, daß alle im Dienste stehenden Männer sich bereit halten sollten, an einem gewissen Tage nach Cusco zu reisen, wo sie dem Leichenbegängniß des Huayna Capac nach der hergebrachten Gewohnheit beiwohnen, und zugleich dem großen Ynca Huascar die Huldigung leisten sollten. — Insgeheim aber befahl er allen Kriegsobersten in seinem Bezirke, die streitbarsten Krieger in aller Stille zu bewafnen, weil er sie nöthiger zu einem Treffen, als zur Beiwohnung eines Leichenbegängnisses, habe. In Haufen zu fünf bis sechs hundert sollten sie ihren Zug antreten, sich aber so verkleiden, daß sie keinen Kriegern glichen, und jeder Haufe sollte von dem andern auf eine Entfernung von 6 Stunden folgen. Endlich befahl er, daß die Anführer der ersten Haufen, wenn sie noch 12 Tagereisen von Cusco entfernt wären, Halt machen, die hintern Haufen aber ihren Marsch verdoppeln sollten, damit sie in dieser Entfernung zusammenträfen. Auf diese Weise ließ Atahualpa eine Armee von 30000 Mann der auserlesensten Krieger unter der Anführung zweier erfahrner Feldherrn, des Calcuchima und Quisquiz ausrücken, die um sein Vorhaben wußten.

Huascar ahndete noch nichts von dem Ungewitter, das gegen ihn im Anzuge war; er verließ sich auf das Wort seines Bruders, und auf die Treue seiner Unterthanen: er befahl sogar allen Statthaltern, durch deren Gebiet der Zug kommen mußte, des Atahualpa Leute mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen.

Die Völker von Quito legten gegen 400 Meilen in der vorgeschriebenen Ordnung zurück, bis sie etwa 100 Meilen weit von Cusco anlangten. Indessen befanden sich verschiedene alte und erfahrne Ynca's unter den Statt-

hal-

haltern, in den Provinzen, durch welche sie zogen, denen die große Anzahl dieser Völker endlich verdächtig schien. Nach ihrer Meinung wären höchstens 10000 Mann hinreichend gewesen, dem Leichengepränge und der Huldigung beizuwohnen, wenn nur die Hauptpersonen, als Atahualpa, die Curacas, Gouverneurs und die Kriegsobersten gegenwärtig wären. Auch kannten sie den Atahualpa von jeher als einen unruhigen Kopf, zu dem man sich nicht viel Gutes zu versehen habe. — Diese Ynca's gaben also dem Huascar von der Beschaffenheit dieses Zuges ungesäumt Nachricht und ermahnten ihn, auf seiner Hut zu sein. Huascar fand die Bedenklichkeiten der Statthalter allerdings gegründet, und schickte Läufer über Läufer in alle Provinzen, um so viel Kriegsvölker als möglich, zusammenzuziehen. Allein die bisherige verdachtlose Sicherheit des Huascars, die den Atahualpa ohne Hinderniß und Widerstand so weit hatte vordringen lassen, machte dem letztern so vielen Muth, daß er sich, nebst seinen Kriegern jetzt öffentlich als Feind erklärte. Huascar rückte selbst an der Spitze seines zusammengeraften Heers, das nur aus 10000 Mann bestand, heraus, und erwartete die aus seinen Provinzen kommende Verstärkung.

Die Völker des Königs von Quito suchten den Huascar in der Absicht auf, ihn unverzüglich anzugreifen, und es glückte ihnen. Es entspann sich sogleich ein hitziges Treffen, das drei ganzer Tage dauerte und von beiden Seiten viel Blut kostete. Die Krieger des Huascar fochten mit solcher Wuth und Erbitterung, daß sie die Völker des Atahulpa in die Flucht schlugen, ihn sogar selbst auf einer Brücke des Flusses Tumibamba gefangen bekamen, und ihn in den Pallast gleiches Namens einsperrten. Während aber die Sieger sich der Freude über dieses Glück überließen, und allerhand Lustbarkeiten anstellten, fand der nur schlecht bewachte König von

Quito Gelegenheit, aus seinem Kerker zu entwischen, und zu seinem Heere zurückzukehren. Er sammelte sodann von neuem eine ansehnliche Armee, rückte zum zweitenmale ins Feld und es kam abermals zu einem hitzigen Treffen, in welchem beide Theile mit der größten Erbitterung fochten. Endlich aber lenkte sich der Sieg auf die Seite des Atahualpa, und Huascar, mit einem Ueberrest von tausend Mann, suchte sein Heil in der Flucht. Die Sieger, die noch nichts gewonnen zu haben glaubten, ehe nicht der Ynca in ihrer Gewalt sei, setzten den Flüchtigen nach, hieben sie fast alle nieder, und bekamen den Unglücklichen in ihre Hände.

Jetzt sahe sich nun Atahualpa als Herrn seines Bruders und dessen Reichs, und um dies nun ganz sein zu können, hielt es der Grausame für nöthig, alle Getreuen seines unglücklichen Bruders, so wie alle Mitglieder der Familie desselben, zu vernichten. Er war es sich bewußt, daß er nach den Grundgesetzen des Reichs nicht als Ynca über Peru herrschen konnte, weil seine Mutter nicht aus dem Geschlechte derselben, sondern eine Ausländerin war. Um nun zu verhindern, daß nicht einst ein rechtmäßiger Sohn der Sonne, ihm das Recht über Peru zu herrschen, streitig machen möchte, faßte er jenen mörderischen Entschluß, und führte ihn auch aus. Seinen Bruder hielt er noch eine Zeitlang in der schimpflichsten Gefangenschaft, bis er ihn endlich auch hinrichten ließ.

So standen die Sachen in Peru, als die Spanier eben angekommen waren, und durch die unerhörtesten Gräuel der Herrschaft der Ynca ein schreckliches Ende machten.

Sechstes

Sechstes Kapitel.

Lebensart der erstern Bewohner von Peru. — Art, sich zu kleiden. — Ihre Sprache, und andere Gebräuche. — Veränderung in allen, durch die Ynca, und hohe Meinung der Indianer von ihren Regenten. — Gesetze bei der Regierungsfolge. — Verordnungen bei der Erbfolge der Curàcas. — Pracht der königlichen Palläste. — Gärten, natürliche und künstliche. — Bäder. — Größere und kleinere Säle. — Königliche Hausbedienten. — Hofküche. — Jagdgerechtigkeit. — Einrichtung und Absicht der allgemeinen Jagden. —

Die Lebensart der ursprünglichen Bewohner von Peru, ehe sie durch Manco Capac und seine Nachfolger gebildet wurden, war äußerst wild und viehisch. Die Gesittetsten unter ihnen wohnten in elenden Hütten, die hie und da zerstreut standen, daß man sie weder Flecken noch Dörfer nennen konnte. Andere hatten ihren Aufenthalt in Höhlen, welche die Natur in die Felsen gegraben hatte, und wo diese nicht waren, begnügten sie sich auch mit dem Schutze, den die Gebirge ihnen gaben; einige wohnten sogar in Vertiefungen der Erde und in hohlen Bäumen. Der Verwegenste unter ihnen war ihr Befehlshaber, und maßete sich die Oberherrschaft an. Hatte er sich einmal bis zur Würde eines Oberhaupts emporgeschwungen, so beherrschte er die Uebrigen mit der größten Tyrannei und Grausamkeit, und bediente sich ihrer als Knechte, der Weiber und Töchter aber nach seinem Gefallen. Sie bekriegten einander mit solcher Unmenschlichkeit, daß sie in einigen Gegenden ihre Gefangenen schunden, und aus ihrer Haut Trommeln machten, womit sie ihre Feinde zu schrecken suchten. Ihre ganze Lebenszeit brachten sie mit nichts, als mit unaufhörlichen Morden und Räubereien zu. Fand sich aber einmal ein

Be-

Befehlshaber unter ihnen, der seine Unterthanen glimpflich hielt, eine Art von Gerechtigkeit handhabte, und sie mit Nachdruck gegen ihre Feinde beschützte, so wurde er nach seinem Tode unter die Zahl der Götter versetzt. — Wieder andere dieser Völker hatten weder Begriffe von der Regierung durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt, noch von der Art, sich selbst durch vernünftige Gesetze zu regieren, sondern brachten ihr Leben in einer viehischen Dummheit zu, thaten sich zwar nichts zu Leide, aber auch nichts zu Liebe, weil ihre grobe Unwissenheit sie an beiden hinderte. In ihren Essen und Trinken waren sie mehrentheils einander gleich. Sie säeten fast gar nicht, oder doch zum wenigsten nur sehr selten in den wärmern Gegenden, die die fruchtbarsten waren, denn die Erde brachte ohne alle Cultur schon genug hervor, sich nach ihrer Art zu nähren; sie fanden einen Ueberfluß an Kräutern, wilden Früchten und Wurzeln, und dies war ihnen genug. — In einigen Gegenden waren die Einwohner so begierig nach Menschenfleisch, daß sie nicht einmal erwarten konnten, bis derjenige, der tödtlich verwundet war, seinen Geist aufgegeben hatte, sondern sie tranken auch das Blut, das aus der Wunde floß, mit der größten Begierde. Ihre gefangenen Frauenspersonen gebrauchten sie statt der Weiber, und ernährten die Kinder, die sie mit ihnen zeugten, bis ins 13te oder 14te Jahr; nachher schlachteten und verzehrten sie dieselben. Und konnten die Mütter nicht mehr gebähren, so hatten sie dasselbe Schicksal. Den Gefangenen, die sie von andern eben so wilden Völkern machten, gaben sie Weiber aus ihren Mitteln, und verzehrten sodann die Kinder, die aus solchen Verbindungen entstanden waren. Sie unterhielten auf diese Weise eine beständige Pflanzschule von jungen Knaben, die sie, nach zurückgelegtem 12ten Jahre, ohne alle Rücksichten auf Verwandtschaft, schlachten und essen konnten. Sogar ihre besten Freunde schon-

ten

ten sie nicht. Denn wenn einer davon gestorben war, so versammelten sie sich, und verzehrten ihn entweder roh oder gebraten, je nachdem er fett oder mager war. Hatten sie sein Fleisch verzehrt, so sammelten sie die Gebeine und begruben sie in einer Felsenkluft oder in einen hohlen Baum. — Doch diese Begierde nach Menschenfleisch war in den niedrigern, und heißern Gegenden des Landes größer, als in den höhern und kältern. Auch waren sie in den letztern schon mehr gezwungen, Mais und andre Früchte zu bauen, da der unfruchtbarere Boden ihnen wenig wildwachsende Früchte und Kräuter lieferte. Von Jagd und Fischerei machten sie wenig Gebrauch, da es ihnen dazu an der nöthigsten Geschicklichkeit und Ueberlistungsgabe fehlte.

Ihre Bedeckung war ganz dem rohen Naturstande angemessen, worin sie sich befanden. Viele bedeckten ihre Blöße gar nicht, andere hingegen trugen weiter nichts, als einen Gürtel von zusammengedrehten Hanf um den Leib, und das war noch dazu eine Zierde. In den Ländern aber, wo sie weder vom Spinnen, noch vom Weben etwas wußten, bedeckten Männer nnd Weiber ihre Blöße mit Zweigen oder Baumrinde. Die Mädchen trugen einen Gürtel von zusammengedreheten Bast, der auch nach Art einer Schürze den untern Theil des Leibes bedeckte, und das Zeichen abgab, daß sie noch unverheirathet waren. — Die in einem kältern Clima wohnten, giengen etwas mehr bedeckt und kleideten sich theils in Thierhäute, theils in Decken, die aus wildem Hanf oder Schilf geflochten waren. Diese Decken, die so ziemlich die Form von Mänteln hatten, befestigten sie mit einer Schnur um den Hals und gürteten sie dann um den Leib zusammen, so daß sie auf diese Weise vor Kälte und rauher Witterung so ziemlich gesichert waren.

Jede Landschaft, jede Nation, ja fast jeder einzelne Flecken hatte eine eigne, sie von ihren Nachbaren unterschei

scheidende Mundart. Nur die, so einerlei Sprache redeten, hielten sich für Anverwandte, Freunde oder Bundsgenossen, die andern, die sich durch ihre Mundart unterschieden, wurden für Feinde gehalten, mit denen die andern im beständigen Kriege lebten, und die Gefangenen beiderlei Geschlechts verzehrten. — Es gab auch Männer und Weiber unter ihnen, die sich mit Giftmischerei abgaben, wozu sie sich gewisser giftiger Ingredienzen aus dem Pflanzenreiche bedienten, die auf das Gehirn vorzüglich wirkten, und eine Art von Wahnsinn hervorbrachten. Viele von ihnen legten sich auf Zauberei und suchten sich durch die vermeintlichen Wirkungen derselben bei ihren Landsleuten in Furcht zu setzen.

So waren die Sitten der Peruaner vor den Zeiten der Ynca beschaffen, bis die Ankunft des Manco Capac und seiner Schwester eine so vortheilhafte Veränderung darin hervorbrachte. (S. das 5te Cap.)

Von diesen Ynca's bekamen die nun cultivirtern Indianer eine überaus hohe Meinung. Sie hielten sie nicht nur, nach der Aussage des Manco Capac, für wirkliche Söhne und Abgesandte der Sonne *) sondern behaup-

*) Die Fabel, die Manco Capac den Wilden aufheftete, wodurch er sich das Ansehen einer höhern Abkunft geben wollte und bei den leichtgläubigen Indianern auch wirklich gab, war diese: Die Sonne sah den Verfall der Menschen, und Mitleid bewog sie, zwei ihrer Kinder, einen Sohn und eine Tochter, vom Himmel herabzuschicken, die die Erkenntniß und Verehrung derselben gründen und verbreiten, Gesetze und Vorschriften geben sollten, wie sie vernünftige Menschen werden, in Häusern wohnen, Städte anlegen, die Felder bearbeiten und Viehheerden unterhalten, mit einem Worte, ordentlich cultivirte Menschen werden sollten. Als die Sonne ihren beiden Kindern diesen Unterricht ertheilt hatte, setzte sie dieselben auf der Insel Titicaca auf die Erde, und sagte ihnen, sie sollten sich hinwenden, wo es ihnen gefiele.

haupteten auch, daß sie nie im Stande wären, zu irren und Fehler zu machen. Diese große, göttliche Verehrung, die sie ihnen in Hinsicht ihres himmlischen Ursprungs, leisteten, war die Ursache, warum sie ihnen so außerordentliche Vorrechte einräumten. So durfte z. B. ein Ynca einen Vater nur um seine Tochter zur Beischläferin ansprechen, so ward sie ihm nicht nur nicht versagt, sondern der Vater, die Tochter und die ganze Familie, hielt sich durch diesen Antrag aufs höchste geehrt. In Ansehung ihrer Einkünfte kamen sie nie in die geringste Verlegenheit, denn sie mochten sein, wo sie wollten, so standen ihnen die Reichthümer der Sonne und ihrer Vorfahren, zu Dienste, und die Befehlshaber aller Oerter waren verbunden, ihnen alles auszuliefern, was sie verlangten, so daß sie nie in die Verlegenheit kamen, aus Habsucht, irgend eine Ungerechtigkeit zu begehen, weil die Gelegenheit dazu ihnen gänzlich mangelte. Einen Ynca zu erzürnen, oder zu beleidigen, war das größte, strafwürdigste Verbrechen, und die Ueberzeugung davon war so groß, und so fest gewurzelt, daß fast kein einzig

Bei-

fiele. Wollten sie sich aber an einen Ort für immer niederlassen, so sollten sie mit ihrer goldenen Ruthe, die ihnen die Sonne gab, auf die Erde schlagen. Würde die Ruthe dann von selbst in die Erde sinken, so sollten sie diesen Ort zu ihrer Niederlassung erwählen. — Nach dieser erhaltenen Anweisung, wären sie nun beide, Manco Capac und seine Schwester, gegen Norden von Titicaca gegangen, hätten fleißig die Kraft der Ruthe versucht, aber nirgends habe sie die Erde berührt. Endlich nach langem Herumirren wären sie auch in diese Gegenden gekommen, und bei einem abermaligen Versuch mit der Ruthe, sei sie in die Erde gefahren und vor ihrem Blicke verschwunden. Daraus hätten sie denn den Schluß gemacht, daß sie hier bleiben, und nach dem Willen der Sonne eine Stadt anlegen sollten. — Die Wilden staunten und glaubten, ließen sich belehren und wurden nach und nach ein großes, gesittetes und bewunderungswürdiges Volk.

Beispiel vorhanden ist, daß irgend ein Peruaner dieses Vergehens wegen wäre bestraft worden. — Daß ein Ynca wäre bestraft worden, ist vollends ganz unerhört, und deshalb glaubten auch die Spanier, daß nach einem vorhandenen Gesetze die Inca's von aller Strafe, selbst bei den unerhörtesten Ungerechtigkeiten, frei gesprochen wurden. Allein diese Meinung ist ganz irrig. Denn selbst die Inca's behaupteten einstimmig, daß die Gesetze für Jedermann, also auch für sie, da seien, und wenn ein Ynca sich so weit vergessen könnte, dagegen zu handeln, so müsse er der königlichen Würde für unfähig erklärt, und weit härter, wie jeder andere Uebertreter, bestraft werden, weil er sich aus einem Ynca in einen Auca oder Bösewicht verwandelt hätte. Niemals aber ereignete sich der Vorfall, das ein Ynca die gesetzmäßige Strafe hätte leiden müssen, und daran war denn freilich die Ueberzeugung von der Erhabenheit ihres Ursprunges schuld. Diese gebot ihnen, auch vollkommner, als alle Andre zu seyn, und jeden Unterthan an Tugend zu übertreffen, damit bei Jedem die hohe Meinung, daß diese Tugenden ihnen angeboren wären, bestärkt werden möchte. Sie selbst waren von ihrer angebornen Vortrefflichkeit so sehr überzeugt, daß sie bei Verrichtung einer guten und wirklich edlen Handlung zu sagen pflegten: es sei nicht zu verwundern, denn sie sei von einem Ynca geschehen. War hingegen eine Unanständigkeit durch irgend einen aus ihren Mitteln verübt, so sagten sie öffentlich: daß der Thäter kein Ynca, sondern nothwendig ein Bastard seyn müsse. Dafür wurde denn auch Atahualpa, wegen der an seinem Bruder Huascar verübten Tyrannei, allgemein gehalten.

Es war ein Gesetz vorhanden, daß, im Fall von den rechtmäßigen Gemahlinnen des regierenden Yncá, keine Kinder vorhanden wären, allemal der Aelteste von denen, die in gerader Linie von Manco Capac abstamm-

stammten, und in deren Adern das reine Blut der Ynca floß, das Reich erben solle. In Ermangelung eines solchen Aeltesten aber konnten auch die andern Kinder dazu gelangen, wenn sie nur keine Bastarde waren. War gar kein rechtmäßiger Thronerbe vorhanden, so gebührte die Thronfolge dem nächsten, rechtmäßig erzeugten Anverwandten. *) Fanden sich aber verschiedene Kinder aus der rechten Ehe, so verheiratheten sich alle die, von königlicher Geburt, in den vierten Grad, mit ihren Anverwandtinnen, nur mit der Schwester nicht, denn dies war allein ein Vorrecht der Könige. Diese Erbfolge wurde stets sehr sorgfältig beobachtet, und dauerte unter allen 12 Peruanischen Königen so lange, bis die Spanier sich des Reichs bemächtigten.

Bei den Curacas, die in den verschiedenen Landschaften des Reichs eine Menge Vasallen unter sich hatten, herrschte in Ansehung des Erbrechts einige Verschiedenheit. In einigen Landschaften gebührte die Erbfolge dem Aeltesten. In andern hingegen wählten die Unterthanen unter allen Kindern des Curaca denjenigen zu ihren Herrn, den sie am meisten liebten; hier herrschte also mehr eine Wahl, als Erbrecht. Wieder in andern Bezirken folgte zwar der älteste Sohn dem Vater; wenn er aber starb, so kam sein anderer Bruder an seine Stelle, dann der dritte u. s. w. Starben aber alle Brüder, so gieng die Erbfolge wieder zurück auf den Sohn des Aeltesten, des andern und des dritten Bruders. — Durch diese, den Curacas ganz eigne Art von Erbfolge, haben sich verschiedene Spanische Schriftsteller verleiten lassen, zu

*) Das war auch der Grund, warum Atahualpa alle Mitglieder der königlichen Familie, beiderlei Geschlechts, hinrichten ließ. Denn er besorgte, daß, da er ein Bastard war, ihm das Reich entrissen, und einem rechtmäßigen Ynca gegeben werden möchte.

zu sagen, daß, vermöge eines, durch ganz Peru angenommenen Gesetzes, nicht nur in Ansehung der Caziken, sondern auch sogar des Königs selbst, die Brüder die Krone erbten, und demnächst ihre Kinder nach der Ordnung des Alters. Dieses Gesetz galt aber, wie gesagt, nur bei den Curacas, keinesweges bei den Ynca's, auch rührte es von diesen nicht einmal her, sondern es galt schon vor der Regierung der Ynca. Und als sie die verschiedenen Landschaften allmälig eroberten, so schafften sie diese einmal eingeführten Gesetze nicht nur nicht ab, sondern ließen es bei der einmal hergebrachten Ordnung, wenn diese nur nichts enthielt, was ihrer Herrschaft nachtheilig werden konnte. Sie billigten sogar die Gewohnheit, den Tugendhaften allein zum Herrn zu wählen, ohne auf Erbfolge zu sehen. Selbst der Ynca Yahuarhuacac wollte sich dieses Gesetzes der Curacas bedienen, um seinen damals ausgearteten Sohn Viracocha, von seiner Nachfolge auszuschließen, welches jedoch in der Folge ganz anders kam. (S. 5tes Kap.)

Die Palläste der Ynca waren von großer Pracht, und ungemeinem Umfange. Sie waren aus gehauenen Steinen so künstlich erbauet, daß man keine Fuge daran sah, sondern das Ganze schien aus einem Stücke gemacht zu seyn. Der Kalk oder Mörtel, dessen sie sich zum Mauren bedienten, bestand in einer rothen Thonerde, die sie Halpa nannten, und diese war von solcher vortrefflichen Beschaffenheit, daß sie, nur äußerst dünn aufgetragen, dem Mauerwerke eine solche Festigkeit und Dauer gab, die aller äußern Gewalt trotzte. Bei einigen königlichen Pallästen aber, und bei einigen Tempeln hatte man sich statt jener Erde einer gewissen Composition von geschmolzenen Gold, Silber und Blei bedient, um damit die Fugen auszufüllen, und dem Gebäude selbst mehr prachtvolles Ansehen zu geben. Die Sonnentempel insonderheit, so wie auch der eigentliche königliche Pallast, wa-

ren inwendig mit geschlagenen Goldblechen ausgetäfelt, und mit verschiedenen Bildern von Menschen, Vögeln, Fischen, Schlangen und andern wilden Thieren ausgeziert. Die größern Figuren standen in Nieschen, die in der Mauer angebracht waren. Von eben diesem Metall waren sogar Kräuter und Pflanzen, die auf Mauerwerk zu wachsen pflegen, äußerst natürlich gearbeitet, und standen auf der Mauer, an welcher die Baumeister hin und wieder Schmetterlinge, Fledermäuse, große und kleine Schlangen in mancherlei Richtungen und Verschlingungen, äußerst geschmackvoll und künstlich angebracht hatten. — Der Thron des regierenden Ynca, den man Tiana nannte, war ebenfalls von massiven Golde, zwar ohne Armlehnen, aber mit einem gebogenen Rücken, um desto bequemer darauf sitzen zu können, und stand auf einer Art von niedriger Tafel, die gleichfalls von Golde war. In dem ganzen Pallast befand sich kein Gefäß, oder keine Geräthschaft, die nicht von eben dem Metalle, oder wenigstens von Silber gewesen wäre, sie mochte nun für die Tafel oder die Küche bestimmt seyn. Diese Geräthschaften und Gefäße befanden sich in allen königlichen Pallästen in und außer der Stadt, wodurch man der Mühe überhoben war, sie aus einem Pallast in den andern zu transportiren, wenn es dem Könige gefiel, bald diesen, bald jenen Pallast zu bewohnen. Alle diese Palläste, auch diejenigen nicht ausgenommen, die man an den sogenannten Königswegen, die in andere Provinzen führten, erbauet hatte, waren bis zum Ueberfluß mit Allem versehen, was zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Regenten gehörte, wenn er sich entweder aufs Land begeben, oder seine Provinzen bereisen wollte. In den Kleiderkammern war eine erstaunende Menge von königlicher Kleidung vorräthig; denn ein Ynca legte ein Kleid nur ein einzigesmal an, das abgelegte schenkte er einem seiner Verwandten. Die Decken, die über die

Bett-

Bettgestelle gebreitet wurden, bestanden aus einer Art Zeuges, das von wilden Ziegenhaaren gemacht, und so fein und schön war, daß es von den Spaniern nicht genug bewundert werden konnte. Von eigentlichen Bettdecken wußten sie nichts, oder gebrauchten sie wenigstens nicht, weil sie diesen Gebrauch für eine, herzhaften Männern unanständige, Weichlichkeit hielten. Anstatt der Tapeten waren alle Zimmer der Palläste mit Gold- oder Silberblech ausgeschlagen, und mit schönen Reliefs, menschlicher und thierischer Bilder gearbeitet. — Eben so war in allen diesen Pallästen ein großer Ueberfluß an Speisen und Getränken, Gerichte für die Ynca's, die an der königlichen Tafel aßen, und Speisen für alle Haus- und Hofbedienten, die in großer Anzahl da waren: Die Stunde der Tafel war nach unsrer Stundenrechnung Morgens von 8 — 9 Uhr; gegen Abend wurde nur eine kleine Mahlzeit eingenommen. Bei der Tafel selbst ward nicht getrunken, sondern nachher, so auch bei der Abendtafel, und zwar bis zum Anbruche der Nacht. Gleich darauf begab man sich zur Ruhe, stand aber am Morgen mit den ersten Strahlen der Sonne auf, und alles gieng sogleich an seine Geschäfte.

In allen königlichen Pallästen befanden sich die schönsten Gärten, mit den angenehmsten Parthieen und Spatziergängen. Die schönsten Bäume aller Art, die nur im Lande zu finden waren, so wie die wohlriechendsten Kräuter, wurden hineingepflanzt. — Mit diesen natürlichen Gärten aber war die Prachtliebe der Ynca's nicht zufrieden, sondern sie hatten auch andre, an denen blos die Kunst, mit Ausschluß der Natur, Antheil hatte. In diesen waren die Bäume, mit ihren Blüthen und Früchten, so wie alle Pflanzen, ja ganze Maisfelder, von Gold und Silber gearbeitet, und so natürlich dargestellt, daß der Zuschauer beim ersten Anblicke dieser Kunstwerke nicht wußte, ob er in einem natürlichen oder

künstlichen Garten war. Verschiedene Arten von Thieren, Vögeln, Ungeziefer u. dergl. — alles war von Gold oder Silber aufs treffendste gearbeitet und an den gehörigen Ort angebracht, wodurch die Täuschung noch vermehrt wurde. — Jeder Pallast hatte auch sein besonderes Bad mit großen goldenen und silbernen Badewannen, deren sich die Ynca's bedienten; das Wasser wurde durch goldene Röhren hineingeleitet. Außerdem waren auch diejenigen Plätze, wo natürlich warme Quellen sich befanden, auf gleiche prachtvolle Art zum Baden für die Ynca's eingerichtet. Man hatte des Goldes und Silbers in Peru so viel, daß es dort eben so häufig, als bei uns das Eisen, angetroffen ward, so daß man alles, was nur daraus sich wollte verfertigen lassen, daraus machte. Mehrere Colossalische Statüen von Gold standen in den königlichen Vorzimmern, und der gesammte Vorrath, der außer den Geräthen und Kunstwerken, an Gold und Silber, nur in Cusco allein anzutreffen war, gieng ins Unermeßliche. Wären die Spanier nicht so unvernünftig habsüchtig gewesen, so würden sie eine noch weit größere Menge von beiden Metallen mit Manier sich haben verschaffen können. Sobald aber die Peruaner die unersättliche Goldgier derselben erst inne wurden, wußten sie alles so geschickt vor ihren Augen zu verbergen, daß keine Nachforschungen und Untersuchungen im Stande waren, den Spaniern die unermeßlichen Schätze zu entdecken, wornach sie so lechzeten.

In den königlichen Pallästen befanden sich viele größere und kleinere Säle, von denen einige 100 Schritt, und drüber, lang, und 50 — 60 Schritt breit waren. Diese dienten auch statt öffentlicher Plätze zum Tanzen und andern Feierlichkeiten, wenn etwa ein einfallendes Regenwetter sie nöthigte, trockene Oerter zu suchen. Einer von diesen Sälen in dem Pallaste zu Cassana war so groß, daß er ganz bequem 3000 Personen fassen konnte.

Der

Der Fußboden eines solchen Saals bestand aus einzeln zusammengesetzten Stücken, und an beiden Seiten waren kleine Kabinetter angelegt, die zu Vorzimmern dienten, und die Verbindung mit dem Hauptgebäude ausmachten. — Sobald ein regierender Ynca gestorben war, so ward sein Schlafzimmer, nebst allen dahin gehörenden Kostbarkeiten vermauert, und Niemand durfte einen solchen für heilig gehaltenen Ort je wieder betreten. Die goldenen Trinkgefäße, die Waffen, deren er sich bedient, die Kleidung, die er zuletzt angehabt hatte, so wie die Kleinodien und Geräthe, die zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmt gewesen waren, alles dies ward neben oder unter den Füßen seiner einbalsamirten Leiche eingegraben, weil man glaubte, daß er dieser Dinge in dem Lande seiner Vorfahren, noch immer bedürfe. Die übrigen Kostbarkeiten des Pallasts, als Badewannen, goldene Bäume u. dergl. blieben für seinen Nachfolger in Verwahrung.

Bei der Hofhaltung eines regierenden Ynca waren eine Menge von Bedienten angestellt, die aber nicht für immer dieselben blieben, sondern von Zeit zu Zeit durch neue abgelöst wurden. Zwei bis drei ansehnliche Städte des Reichs hatten, statt eines anderweitigen Tributs, die Verpflichtung auf sich, für die Erziehung und Bildung solcher junger Leute zu sorgen, die diese mancherlei Hofchargen zu verwalten, Geschicklichkeit hatten. Die Städte mußten für die Treue und den Fleiß der Jünglinge haften, die sie an den Hof schickten, und die theils monatlich, theils wöchentlich, theils auch mit jedem Tage abwechselten. Verwaltete einer dieser Hofbedienten sein Amt nicht in gehöriger Ordnung, ließ er sich Nachlässigkeit oder wohl gar Untreue zu Schulden kommen, so wurden alle Einwohner der Stadt, die ihn geliefert hatte, mehr oder weniger hart bestraft, je nachdem das Versehen von größerer oder geringerer Bedeutung war. War es

aber ein Verbrechen gegen die Person des Monarchen, so wurde nach den Landesgesetzen die ganze Stadt zerstört. Eine Strafe, die man nie zu üben Gelegenheit gehabt hat. — Die Städte, welche die königlichen Hofbedienten liefern mußten, waren die nächsten an Cusco, und zum weitesten 6 Meilen davon entfernt, und waren die ersten, die durch den Manco Capac bevölkert wurden. — Da der regierende Ynca öffentlich nie anders, als auf einem goldnen Tragsessel erschien; so waren zwei benachbarte Landschaften ausgesucht, die, statt des Tributs, die Verpflichtung auf sich hatten, die Träger dieses Stuhls zu liefern. Damit diese Sänftenträger ihr Amt gehörig verwalten konnten, so wurden von den Einwohnern der beiden Landschaften, Jünglinge von 25 Jahren, von geradem und schönen Wuchse, gesunder und starker Leibesconstitution, ausgesucht, die sich täglich im geschickten und regelmäßigen Tragen des Sessels üben mußten. Hatte einer davon bei diesen Uebungen das Unglück, zu straucheln oder zu fallen, so ward er von dem Uebungsmeister sogleich bestraft und an den Pranger gestellt.

Die königliche Küche kostete ungemein viel Aufwand, denn alle Speisen und Lebensmittel für die ganze Familie des Regenten wurden daraus geliefert; für den Ynca selbst besorgten die Kebsweiber die Speisen. — Eben so beträchtlich war der Aufwand in den Getränken, die in dem Pallaste verbraucht wurden. Denn, ohne unhöflich zu seyn, konnte man nicht umhin, einem Jeden, der zu dem Ynca gieng, zu trinken zu reichen, so wie überhaupt bei den Peruanern keine Handlung vorgenommen wurde, ohne dabei zu trinken.

Unter den Kennzeichen der Hoheit eines Peruanischen Königs war die Jagdgerechtigkeit keins der geringsten. Er allein hatte das Recht, zu gewissen Zeiten des Jahres eine

eine allgemeine Jagd oder Chacu, anzustellen, und durch das ganze Reich war es bei schwerer Strafe verboten, Wild zu fällen, ausgenommen Rebhüner, Tauben und anderes Federwildpret für die Tafeln der Statthalter und Curacas; doch durfte selbst dies nie ohne besondere Erlaubniß geschehen. Alle übrigen Arten von Jagden waren den Einwohnern untersagt, selbst dann, wenn es auf dem Grund und Boden eines Landeigenthümers war. *) — Wenn der Ynca in irgend einer Landschaft, die ihm beliebte, eine allgemeine Jagd hatte ansagen lassen, so wurden gegen 20 bis 30000 Einwohner aufgeboten, einen District einzuschließen, der manchmal 10 — 15 Meilen im Umkreise hatte. Mit einem gräßlichen Geschrei, und indem sie sich in einem immer engern Kreis zusammenzogen, trieben sie das Wild bis auf den zur Jagd bestimmten Platz zusammen, und schlossen es zuletzt, indem sie Mann an Mann standen, so dicht ein, daß kein Stück davon entwischen konnte, was in dem ganzen, großen Revier sich aufgehalten hatte. Da waren denn Raubthiere, und anderes, eßbares Wild auf einem Punkt vereinigt, dessen Stückzahl sich oft über 40000 belief. Dann giengen die Jäger, die in 2 Haufen immer dicht vor den Treibern her gezogen waren, mit ihren Keulen auf die Raubthiere los, und schlugen sie todt. Das andere Wild ergriffen sie lebendig und führten es mit sich fort. Das alte davon wurde getödtet, und das ganz junge,

*) Scheints doch fast, als ob einige Europäische Fürsten eine ähnliche Verordnung von den Peruanischen Königen entlehnt hätten. Denn bekanntlich darf in einigen Ländern bei Strafe des Festungsbaues kein Bauer ein Stück Wild erlegen, wenn auch Heerden davon seine Saaten verzehren und seinen Boden umwühlen. Möchten die Peruanischen Könige mit ihren angemaaßten Jagdgerechtigkeiten den Europäischen Fürsten kein so böses Beispiel gegeben haben! — Doch! — pia vota!!!

junge, dessen Haare oder Wolle man noch nicht brauchen konnte, ließ man wieder laufen. Die Böcke, die tüchtig schienen, die Jagd auf eine andere Zeit noch zu vermehren, wurden ebenfalls in Freiheit gesetzt, so auch die wilden Ziegen oder Vicunna, die man aber vorher erst abschor, ehe man sie wieder laufen ließ. Das übrige Wild wurde insgesammt todt geschlagen und unter die Anwesenden vertheilt. — Von all diesem Wilde hielten die Jäger ein ordentliches Register, vermittelst der Quipos. Sie notirten damit alles todtgeschlagene, so wie alles, was man wieder in Freiheit gesetzt hatte, und wußten daher aufs genaueste, wie viel schädliche oder nützliche Thiere in ihrem Reviere auf die künftige Jagd noch da sein mußten. — Die feinste Wolle von den Vicunna erhielt alle der König, die gröbere wurde unter das Volk vertheilt. Mit dieser feinen Vicunnawolle machte denn der König wieder Geschenke an die jungen Ynca und an die Curacas, denen allein, vermöge eines gewissen Vorzugrechts erlaubt war, Kleider davon zu tragen. Das Fleisch der erlegten Vicunna wurde gemeinschaftlich getheilt und auch die Curacas bekamen ihren Theil davon. — Eine solche allgemeine Jagd wurde in jeder Landschaft von vier zu vier Jahren gehalten, damit theils die Thiere Zeit hatten, sich wieder zu vermehren, theils aber auch, damit die wilden Ziegen wieder neue Wolle setzen konnten. Weil aber diese Jagd alle Jahr gehalten werden mußte, so war jede Landschaft in vier Jagddistricte eingetheilt, und in jedem derselben wurde ein Jahr ums andere gejagd, so daß im ersten Jahre der District vorgenommen ward, der die vorigen 3 Jahre verschont geblieben war, und so gieng es alle Jahr von einem zum andern, bis die 4 Jahre um waren, und man wieder bei dem ersten Reviere anfieng. — Von dieser Jagdeinrichtung zogen die Ynca's verschiedene Vortheile. Denn, ohne das Vergnügen in Anschlag zu bringen, was durch solche Jag-

den ihnen und ihren Hofbedienten gewährt wurde, hatten sie davon auch den Nutzen, von den wilden Thieren eben den Vortheil, wie von den zahmen, zu ziehen. Die Unterkönige und Statthalter der Ynca's beobachteten, jeder in seiner Landschaft, eben diese Ordnung, und waren stets persönlich zugegen, theils um sich zu vergnügen, hauptsächlich aber durch ihre Gegenwart eine ordentliche Theilung zu befördern. Zudem hatten fast alle Peruanischen Völkerschaften, ausgenommen die Collas, wenige Heerden von zahmen Vieh, und die geringere Volksklasse bekam fast gar kein Fleisch zu essen, außer was die Curacas darunter vertheilen ließen. Diesen Mangel einigermaßen abzuhelfen, wurden alle Jahr in den dazu bestimmten Districten einer jeden Landschaft, diese Jagden angestellt, und die ärmern Unterthanen bekamen dann so viel Fleisch, daß sie, bei gehöriger Eintheilung, die übrige Zeit des Jahres davon essen konnten.

Siebentes Kapitel.

Verhalten der Ynca's gegen feindliche Länder und eroberte Provinzen. — Eintheilung des Reichs. — Landesgesetze. — Justizbeamte und ihre Pflichten. — Strenge der Verordnungen zum gemeinen Besten. — Genaue Aufsicht auf die Policei. — Gesetze in Hinsicht auf den Ackerbau. — Felder der Armen. — Felder der Sonne und ihre Bestellung. — Bewässerung der Felder und Dünger verschiedener Art. — Strafe für faule und nachlässige Arbeiter.

Die regierenden Ynca's unternahmen nie einen Krieg, den sie nicht vorher ihren Feinden zwei oder dreimal hatten ankündigen lassen, und ein Ynca hatte nicht sobald

ein Land eingenommen, als er auch das vornehmste Götzenbild desselben nach Cusco schickte, und es so lange in einem Tempel verwahrte, bis die Cajiken und ihre Unterthanen von ihrem Götzendienste abgelassen, und die Verehrung der Sonne angenommen hatten. Zerstört wurden indessen die Götzen nicht, damit nicht die Einwohner durch diese Verachtung ihrer Landesgottheiten schwierig gemacht werden möchten; sondern sie blieben so lange in Cusco in Verwahrung, bis jene die gehörige Kenntniß von dem Sonnendienste erlangt, und so ohne Zwang selbst auf die Abschaffung ihrer bisherigen Irrthümer Bedacht genommen hatten. Der vornehmste Cajike einer solchen neu eroberten Landschaft wurde mit seiner ganzen Familie nach der Hauptstadt geholt, damit er durch den Umgang mit gesittetern Personen, die Gesetze, Gebräuche, Sprache und Religion des Landes genau kennen lernen möchte. Man begegnete ihm mit der gehörigen, seiner Würde angemessenen Ehrerbietung, und wenn man ihn und die Seinigen in allen Stücken für hinlänglich belehrt hielt, so ward er wieder in seine vorige Stelle eingesetzt, und den Unterthanen Gehorsam gegen ihn zur Pflicht gemacht. Damit auch die siegenden und besiegten Krieger nach geendigtem Feldzuge sich mit einander versöhnen und einträchtig leben möchten; so wurden große Feste angestellt, an denen auf öffentliche Kosten gegessen, getrunken und getanzt, und allerhand kriegerische Spiele veranstaltet wurden, auch bekamen die Ueberwundenen Geschenke an Gold, Silber, Kleidung, Federbüschen und andern Putz, mit dem sie sich an festlichen Tagen zu schmücken pflegten. Auf diese Art gewannen die Ynca's die Herzen ihrer neuen Unterthanen, und erreichten, ohne Strenge, blos durch Liebe, die Absicht, sich von der Treue, dem Eifer und Gehorsam derselben, versichert zu halten. Die Besiegten, so ungesittet und roh sie vorher auch sein mochten, lernten es auf diese Weise sehr bald einsehen,

daß

daß ihre Besiegung kein Unglück für sie, und daß das Joch der Peruanischen Herrschaft, kein lästiges, sondern ein sanftes, leicht zu tragendes Joch sei, unter welchem sie sich besser, als unter ihrer bisherigen Verfassung befänden. Je bekannter sie auch damit wurden, desto weniger fiel es ihnen ein, sich wieder loszureißen; ein Aufstand, oder eine Empörung irgend einer Landschaft gegen die Peruanischen Könige, war daher eine höchst seltene und ungewöhnliche Erscheinung. — Die Politik, oder besser die Weisheit der Peruanischen Ynca, sorgte auch stets dafür, daß dergleichen Unordnungen nicht Statt finden konnten. So bestätigten sie z. B. alle alten Gesetze und Verordnungen des Landes, (in sofern sie nemlich nichts mit der Staatsverfassung und Religion des Landes Widersprechendes enthielten) verpflanzten viele der bisherigen Einwohner in andere, der Hauptstadt näher liegende und bereits cultivirte Landschaften, und an jener Stelle wurden Einwohner aus Cusco und andern Städten, von deren Treue man versichert war, hingeschickt, und diese mußten die bessern Sitten, Kenntnisse und Gewohnheiten, so wie auch die allgemeine Landessprache, dort einführen, und in den Gang bringen. Ferner wurden die Erben und angehörigen der Vornehmern nach Cusco gebracht, am Hofe, oder doch wenigstens unter Aufsicht des Hofes erzogen und gebildet, und blieben so lange, bis sie durch den Tod ihrer Anverwandten, Besitzer der ihnen zugefallenen Güter wurden. Mit Kenntnissen bereichert, mit bessern Sitten versehen, kamen sie dann in ihr Land zurück, und nun konnte es nicht fehlen, daß sie dies alles, mehr oder weniger auch auf ihre Unterthanen und Landsleute übertrugen, und sie zugleich zur Treue und zum Gehorsam gegen einen Regenten ermahnten, dem sie selbst so große, vorhin nicht gekannte Wohlthaten und Vortheile verdanken mußten. Daraus entstand ein anderer, vielleicht wirklich mit beabsichtigter,

leicht auch nur zufälliger Vortheil für den Regenten selbst, und die Sicherheit seines Landes. Diese Jünglinge aus den ersten Ständen dienten gleichsam zu Geiseln für die Ruhe der Provinz, aus welcher sie waren, und mit Recht stand es zu erwarten, daß eine solche Landschaft, die die edelsten, hoffnungsvollesten Jünglinge am Hofe ihres Siegers wußte, nie den Gedanken zu einer Rebellion fassen und ausführen werde, weil es sonst zu befürchten stand, daß jene als die ersten Opfer ihres rebellirenden Volkes fallen dürften. Alles dies bewog, wie man leicht denken kann, die Häupter des Volks, die Ruhe zu unterhalten, und sich nie gegen den Ynca aufzulehnen. Fanden sich aber dennoch einige, die dadurch nicht gerührt wurden; so wagten sie es doch wenigstens nicht, sich öffentlich als Rebellen zu zeigen, wenn sie bedächten, daß ihre Söhne am Hofe für ihre Treue Bürgen seyn mußten. Durch diese und dergleichen vorsichtige Einrichtungen, so wie durch eine sorgfältige Gerechtigkeitspflege, wußten die Inca's ihr großes, weitläuftiges Reich stets in solcher Ruhe zu erhalten, daß sie fast nicht der geringsten Verwirrung abzuhelfen, oder einen Aufstand zu dämpfen, nöthig hatten. Zu diesem allen trug denn auch die strenge Mannszucht im Kriege nicht wenig bei. Nie setzten sie ein Reich, das sie mit Gewalt der Waffen eroberten, der Plünderung aus, und kein Krieger durfte sich bei Lebensstrafe unterstehen, Hand an die Güter irgend eines Menschen zu legen. Ergaben sich aber die Landschaften, denen sie den Krieg angekündigt hatten, freiwillig, so wurden sogar die Fähigsten ihrer Bewohner sogleich zu hohen Ehrenstellen befördert, als wenn sie von jeher die getreusten Unterthanen der Ynca's gewesen wären. Dazu war der Tribut, den die besiegten Fürsten dem Ynca geben mußten, so sehr mäßig, daß von dieser Seite vernünftigerweise nicht die geringste Unzufriedenheit statt finden, oder zu einer Rebellion

Gele-

Gelegenheit geben konnte. Mit dieser Großmuth aber begnügten sich die Ynca's nicht; sondern sie theilten auch Lebensmittel, Kleidung und andre Nothwendigkeiten unter Vornehmere und Geringere verhältnißmäßig aus. Kurz, sie betrugen sich auch gegen die Ueberwundenen so, daß man sie mit Recht als wahre Väter ihre Völker, und nicht blos als ihre Könige, betrachten konnte. Daher kam es denn auch, daß die Völker ihnen den Titel Capac Titu (d. h. Halbgott) beilegten, weil sie durch ihre seltenen Tugenden und ihre wirklich großen Eigenschaften, in den beinahe 600 Jahren, worin sie regierten, wahren Wohlstand und ächtes Völkerglück zu verbreiten, sich angelegen seyn ließen.

Die Ynca's theilten ihr Reich in 4 Theile, die sie nach den 4 Himmelsgegenden nannten, wovon sie die Hauptstadt Cusco als den Mittelpunkt betrachteten. Nach dieser allgemeinen Landes-Eintheilung war auch die Stadt Cusco selbst eingetheilt. Der Stifter derselben, Manco Capac, hatte befohlen, daß viele von den Wilden, die er unter seine Herrschaft gebracht hatte, nach der Lage ihrer Länder, aus denen sie abstammten, in Cusco wohnen sollten. Die also vom Morgen kamen, erhielten ihre Wohnplätze in der Stadt auch gegen Morgen, die vom Abend auch gegen Abend u. s. w. Bei dieser Einrichtung des ersten Stifters blieb es denn auch in der Folge, und sobald ein neues Land erobert ward, so baueten sich diejenigen, die dazu ausersehen waren, in Cusco zu wohnen, an derjenigen Seite an, wo ihre Landschaft lag. So machten es auch die Curacas. Diese ließen sich Palläste aufbauen, worin sie sich aufhielten, wenn sie bei Hofe erscheinen mußten (welches alle Jahr, oder auch alle 2 Jahr einmal geschah, je nachdem sie und ihre Landschaften näher oder entfernter von der Hauptstadt waren) diese lagen allemal auf der Seite nach ihrer Landschaft hin, und waren in dem bei ihnen gebräuch-

gebräuchlichen Styl erbauet; so daß man sich schon bei dem Anblick dieser Gebäude und ihrer Bewohner, eine lebendige Vorstellung von den verschiedenen Völkerschaften, denen sie zugehörten, machen, und von dem Kleinen aufs Große schließen konnte.

Jeder dieser 4 Theile des Landes hatte dreierlei Rathsversammlungen, davon die eine dem Kriege, die andere der Justizpflege und die dritte der Grenzordnung gewidmet war. Jede Rathsversammlung hatte ihre untergeordneten Bedienten, die am Range verschieden waren, und verschiedene Geschäfte hatten, von deren Ausrichtung sie zu gewissen Zeiten ihrem Rathe Rapport abstatten mußten. Ueberdies war in jedem dieser 4 Landesdistricte ein Unterkönig, der in dem Rathe seines Theils den Vorsitz hatte. Diese Unterkönige herrschten in ihren Landschaften ganz unumschränkt, und wenn sie in der Rathsversammlung von dem Zustande ihrer Landesangelegenheiten gehörig waren unterrichtet worden, so mußten sie sogleich dem regierenden Ynca, unter dem sie unmittelbar standen, Nachricht davon ertheilen. Alle diese Unterkönige mußten selbst geborne Ynca's seyn, und von allen Friedens- und Kriegsangelegenheiten die nöthigen Kenntnisse besitzen. Diese machten denn wieder unter sich den hohen Staatsrath aus, empfiengen die Befehle aus des Ynca Munde und machten sie ihren Unterbedienten bekannt, die zunächst um sie waren, und von diesen gelangten sie, bis auf den untersten Bedienten, immer weiter herunter.

Die Landesgesetze, die zuerst von Manco Capac entworfen, durch die folgenden Ynca's aber sehr vermehrt worden waren, standen bei den sämmtlichen Unterthanen in der größten Achtung, denn man hielt ihren Ursprung für göttlich. Und in der That, wenn die Vernunftmäßigkeit eines Gesetzes einen Beweis von seinem

höhern

höhern Ursprunge abgeben kann, so hatten die Peruaner allerdings nicht Unrecht, wenn sie behaupteten, daß nur die Gottheit sie gegeben haben könne. Indem sie also ihre Könige für Söhne der Sonne als ihrer höchsten Gottheit, hielten, betrachteten sie die Gesetze derselben zugleich als etwas göttliches, und sagten, daß die Sonne dies dem Ynca eingegeben habe. Handelte nun Jemand diesen Gesetzen zuwider, so wurde er als ein Verächter der Gottheit angesehen, und als ein solcher mit unerbittlicher Strenge bestraft. Auf der einen Seite schien es zwar, daß die große Strenge dieser Gesetze, nach welchen der geringste Fehler mit dem Tode bestraft wurde, für Grausamkeit und Barbarei genommen werden könne; auf der andern hingegen, wenn man den Nutzen in Anschlag brachte, der daraus dem Staate erwuchs, so konnte man nicht leugnen, daß selbst diese Strenge, Wohlthat für die Unterthanen war. Denn Menschen, die ihr Leben liebten, lernten dadurch, aus Furcht es zu verlieren, Klugheit, und Abscheu vor dem Laster, da sie wußten, daß sie ohne dies der Strafe des Gesetzes nicht entgehen konnten; und man traf in dem ganzen weitläuftigen Reiche, (dessen Umfang sich auf 1300 Meilen erstreckte) kaum einen einzigen an, der ein solches strafwürdiges Verbrechen begangen hätte.

Ihre Gesetze verurtheilten Niemanden in Geldstrafe, oder zu Confiscation der Güter, und das aus dem sehr einleuchtenden Grunde, daß dadurch, daß man sich an das Vermögen des Verbrechers hielt, das Laster selbst nicht aus dem Reiche verbannet, sondern dem Missethäter Freiheit gelassen werde, künftig noch mehr Unheil anzurichten, wenn er nur Vermögen genug hätte, die Strafe zu erlegen. — Wenn ein Curacas einen Aufstand erregte, oder sonst eine strafbare, todeswürdige Handlung begieng, so mußte er freilich die Strafe erdulden, die das Gesetz dictirte, allein sein Sohn und Nachfolger ver-

lor nicht im Geringsten dabei. Er würde vielmehr in seines Vaters Würden bestätigt, ihm aber zugleich das Verbrechen desselben aufs nachdrücklichste vorgehalten, damit er sich selbst desto mehr davor hüten möchte. Beging der Curaca aber ein solches Verbrechen, worauf nicht der Tod, sondern nur die Entsetzung stand, so ward seine Würde, so wie sein Adel, auf eins seiner Kinder, oder einen seiner Brüder verlegt, und dem Volke befohlen, von nun an diesem zu gehorchen.

Dem Richter stand es nicht frei, dem Gesetze etwas hinzuzuthun oder davon etwas abzunehmen, wenn er nicht selbst dafür die Todesstrafe befürchten wollte. Denn blos die regierenden Ynca's waren Gesetzgeber, und der, so etwas eigenmächtig an den Gesetzen änderte, wurde für einen Majestätsschänder gehalten. Die Richter sollten nicht Gesetzgeber, sondern Vollstrecker der Gesetze sein. Daher war denn auch kein Richter im Stande, die Strafen zu mildern, die auf diese oder jene Verbrechen gesetzt waren; sondern er mußte pünktlich dabei stehen bleiben, was das Gesetz vorschrieb. Appellation von einem Richter an einen andern fand eben darum auch nie statt, weil sie alle, ohne Ausnahme, nach einerlei Regel sich richteten, und nie anders sprechen durften, als die Gesetze verordneten. Dieser Umstand verhinderte auch alle unnöthigen Weitläuftigkeiten in den Rechtshändeln. Alle Gesetze waren so bestimmt und deutlich, daß keine Verdrehung oder Deutung derselben zu Gunsten des einen oder des andern möglich war. Trat ja einmal ein Fall ein, für den noch kein bestimmtes Gesetz vorhanden war, so wurde er sogleich nach Hofe berichtet, und der Ynca, nie aber ein anderer Richter, ersetzte sodann den Mangel des fehlenden Gesetzes durch seinen Ausspruch. Jeder Proceß über irgend eine Streitsache mußte in 5 Tagen entschieden seyn, und der Richter, in den Städten, wie

auf

auf dem Lande, fällte sodann, wenn die Partheien sich unterdessen nicht verglichen hatten, sein Urtheil, das durch keine Appellation, noch sonst durch eine Rechtschicane ungültig gemacht, oder nur aufgehalten werden konnte. — Entstand eine Zwistigkeit zwischen 2 Landschaften in Ansehung der Grenzen und der darauf beruhenden Gerechtigkeiten; so konnte freilich in so kurzer Zeit kein Endurtheil gefället werden, indem nothwendig erst eine Besichtigung angestellet werden mußte. Zu dieser ward denn von dem regierenden Ynca sogleich ein besonderer Richter aus der Familie der Ynca's abgeordnet. Er gieng an den streitigen Platz, untersuchte in Gegenwart gewisser Deputirten von beiden Landschaften die Grenze aufs genaueste, verglich die erhaltenen Nachrichten sorgfältig mit einander, und fällte sodann auf der Stelle ein Urtheil im Namen des Regenten, das eben den Nachdruck hatte, als ob es dieser selbst gesprochen hätte, ohne daß deshalb die Partheien unnöthige Unkosten an Diäten und dergleichen gehabt hatten. Konnte aber ja der zum Richter bestellte Ynca den Handel nicht schlichten, so stattete er dem Könige Bericht davon ab, und dieser ließ, nach reiflicher Ueberlegung der Sache von allen Seiten, einen Befehl bekannt machen, der statt eines Gesetzes diente. Ließ sich die Sache ohne Nachtheil aufschieben, so blieb sie so lange unentschieden, bis der Regent einmal selbst eine Reise in die Landschaften that, die im Proceß begriffen waren.

Bei so bewandten Umständen konnte ein jeder Unterthan an dem Orte, wo er wohnte, sein Recht nach den Gesetzen, durch den Ausspruch des Unterrichters, erwarten. Ereignete sich aber irgend eine That, die ihrer außerordentlich übeln Beschaffenheit halber nicht gut von dem Unterrichter bestraft werden konnte, so wurde sie an den Richter der Landschaft berichtet, der sogleich sein

Urtheil fällete, aber an einen höhern Richter, außer der Landschaft, gieng man nie. Diese Ordnung kam besonders den ärmern Unterthanen sehr gut zu Statten, die mit einem reichen Gegner zu thun hatten. Ohne diese Ordnung wären jene nicht im Stande gewesen, es mit diesem auszuhalten, sondern hätten ihr, vielleicht offenbares, Recht verlassen müssen, weil der Reichere die Kosten der Appellation an einen auswärtigen Richter bezahlen konnte, und sie nicht.

Damit aber keiner der Richter von dem obersten an, bis zum geringsten herunter, sich es je einfallen lassen möchte, irgend eine Ungerechtigkeit unter dem Scheine des Rechts und dem Schutze der Gesetze, zu begehen, so war jeder derselben verbunden, alle Monat seinem ihm gesetzten Oberrichter genaue Rechenschaft von den in dieser Zeit gefällten Urtheilen abzulegen, und diese Oberrichter statteten davon wieder unpartheiischen Bericht an die Mitglieder des Staatsraths ab. Diese Berichtserstattung eines Richters an den andern, hatte den Nutzen, daß man bei Hofe nicht nur genaue Kenntnisse von den Fähigkeiten und der Redlichkeit oder Unredlichkeit der Unterrichter, erhielt, sondern daß auch diese einen mächtigen Antrieb hatten, ihrer Pflicht im ganzen Umfange Genüge zu leisten, wenn sie nicht nachdrücklich bestraft werden wollten. Eine solche Berichtserstattung geschah nicht mündlich, sondern schriftlich, d. h. nach Peruanischer Art vermittelst gewisser vielfarbiger Bänder mit Knoten und Schleifen aller Art, woraus die Empfänger das, was sie wissen sollten, sich mit leichter Mühe, so gut wie wir, durch Buchstabenschrift, entziffern konnten. Ein jeder Vorgesetzter, der es versäumte, die Fehler seiner Untergebenen zu berichten, und dieselben wohl gar beschönigte oder entschuldigte, wurde nach Maßgabe der größern oder geringern Wichtigkeit der Sache, härter oder gelinder

Under bestraft. Sogar alsdann fand die Bestrafung Statt, wenn er nur einen Tag mit der Anklage, ohne hinreichenden Grund, verzogen hatte. Weil nun ein Aufseher unter dem andern stand, der auf ihn ein wachsames Auge hatte, und genau auf sein Verhalten merkte, so trieb ihn dieses an, stets Recht zu thun, und seinem Amte mit möglichster Treue vorzustehen. Diese gute Polizei war auch die Ursache, daß sich kein Bettler, kein Landstreicher und Müssiggänger im ganzen Lande befand, sondern daß jeder, weil er vor der Anklage seines Aufsehers (man könnte einen solchen Fiscal nennen) nicht sicher war, stets auf seiner Hut stand, und alles unterließ, wodurch die Gesetze im geringsten gekränkt werden konnten. Und eben zur nachdrücklichen Erhaltung dieser guten Ordnung, waren die Strafen so hart, daß fast jedes Verbrechen, jeder Verstoß gegen die Gesetze, mit dem Leben gebüßt wurde. Und wenn auch der beleidigte Theil keine Klage erhob, so that dies der Fiscal vermöge seines Amts, und der Schuldige ward sofort entweder mit Todesstrafe, oder mit Geisselung, oder mit Verbannung, oder sonst mit einer durch die Gesetze bestimmten Strafe belegt. Der Sohn einer Familie ward nach Verhältniß seines Vergehens gezüchtigt, ohne daß ihn seine jugendliche Unbesonnenheit schützte, der Vater ward mit äußerster Strenge getadelt, daß er der üblen Gewohnheit seines Sohnes nicht bei Zeiten vorgebeugt, und ihn früh genug zur Tugend angehalten hatte, und der Fiscal war verbunden, sowohl den Sohn als den Vater anzuklagen, der Fehler des einen oder des andern mochte seyn, von welcher Art er wollte. Durch diese gesetzmäßige Einrichtung wurden die Väter in der Erziehung ihrer Kinder sorgsam und verhinderten alle Thorheiten und Unarten derselben aufs eifrigste, nnd die Kinder, die ohnehin sehr gelehrig waren, lernten früh weise und tugendhaft seyn.

Wenn es auf die Bearbeitung der Felder ankam, so hatten die Gesetze auch hierin das Nöthige vorgeschrieben, was alle Jahr aufs genaueste beobachtet wurde. Zuerst wurden die Felder der Wittwen und Waisen und derjenigen Personen, die aus Alter oder Krankheit nicht selbst Hand anzulegen vermögend waren, bearbeitet. Alle diese Leute gehörten zur Klasse der Armen, für welche andre arbeiten mußten, und in jeder Stadt, und wenn sie groß war, in jedem Viertel derselben, waren gewisse Personen dazu bestellt, die dahin sehen mußten, daß die Felder der Armen bestellt wurden. Diese Leute, welche Lactamayu hießen, stiegen, wenn es Zeit war, auf gewisse, dazu bestimmte Thürme, stießen in eine Trompete, und riefen dem Volke, das sich auf dieses Zeichen versammelte, mit lauter Stimme zu: Morgen werden die Aecker der Armen bearbeitet; die, an denen die Reihe ist, werden sich also an gehörigem Orte einzufinden haben, ihre Arbeit zu verrichten. Keiner von denen, die für das Jahr die Bestellung jener Felder auf sich hatten, durfte es auf diesen Ausruf wagen, zurückzubleiben, ohne als ein Uebertreter der Gesetze angesehen zu werden. Ueberdies war ein Jeder verbunden, seine Lebensmittel, die er während der Arbeit bedurfte, mitzubringen, ohne daß ihm diese wieder erstattet wurden, weil die Personen, für die er arbeitete, viel zu viel mit ihrem eignen Unterhalte beschäftigt waren, als daß sie für andre hätten sorgen können. Hatten auch Arme und Unvermögende keinen Mais und ander Getreide zur Aussaat, so wurde ihnen dergleichen aus den öffentlichen Vorrathshäusern gereichet. Die Aecker der Krieger, die sich in einem Feldzuge befanden, wurden, wie jene der Armen und Waisen, bestellt, denn ihre Weiber betrachtete man, so lange die Männer im Kriege abwesend waren, als Wittwen. Blieben sie im Kriege, so wurden ihre Kinder auf öffentliche

Kosten

Kosten sorgfältig erzogen, und, wenn sie erwachsen waren, auch verheirathet. — Waren sie mit den Feldern der Armen fertig, so nahm ein Jeder seine eigenen vor, dann erst besorgten sie die Aecker des Curaca. Man war in der pünktlichen Beobachtung dieser Ordnung so streng, daß einst ein Gouverneur, der die Felder eines Curaca, der sein Verwandter war, eher, als die einer Wittwe, hatte bestellen lassen, an einem, auf des Curaca Acker aufgerichteten Galgen, aufgehängt wurde. — Nach den Gesetzen der Ynca mußten die Felder ihrer Unterthanen vor denen der Sonne und den ihrigen, bearbeitet werden, denn sie schlossen mit Recht, daß die Könige von ihren Unterthanen dann am besten bedient würden, wenn sie ihre eigenen Angelegenheiten erst beendiget hätten; die Aecker des Königs und der Sonne waren also die letzten, die vorgenommen wurden. Die Bestellung dieser Felder geschah mit vieler Freude und unter vielen Feierlichkeiten. Alle Arbeiter zogen ihre besten Kleider an, die sie mit goldenen oder silbernen Platten besetzt hatten, und den Kopf schmückten sie mit einer Menge der köstlichsten Federn. Bei der Arbeit selbst sangen sie Loblieder auf die Sonne und den Ynca, und verwandelten dadurch die Arbeit in ein festliches Vergnügen. — In den Ringmauern der Stadt Cusco, an dem Fuße eines Hügels, lag ein mäßig großes Stück Landes, das Colcampata hieß, und dem Sonnentempel gehörte. Dies durfte nur von Personen aus der königlichen Familie bearbeitet werden, und weil diese sich aus diesem Vorrechte eine besondere Ehre machten, so wandten sie alle Kräfte an, ihre Arbeit mit aller Pracht zu verrichten. Die Ynca's legten ihre köstlichsten Kleider, ihre reichsten Juwelen an, und bei der Arbeit selbst sangen sie Lieder zum Lobe der Sonne. Man traf Niemanden, als die geputztesten Herren und Damen bei dieser Arbeit an, und statt des Pfluges bedienten sie sich eines scharfen, zuge-

spitz-

spitzten Stück Holzes, mit dem sie so tiefe Furchen mach-ten, als mit einem so unvollkommnen Werkzeuge möglich war. Die Weiber halfen den Männern bei der Arbeit, indem sie das Unkraut ausrissen, die Männer aber führ-ten den Pflug und streuten den Saamen ein.

Der Dünger für das Land bestand größtentheils in Menschenkoth, den man sorgfältig sammelte, und an der Sonne zu Staub trocknete; an der Meeresküste hin-gegen beinahe 200 Meilen in der Länge, bedienten sich die Einwohner keines andern Mistes, als dessen, den sie von gewissen Vögeln erhielten, die Meersperlinge ge-nannt wurden. Diese Art Vögel hält sich an den Küsten in unbeschreiblicher Menge auf, und die Ynca's hatten bei Lebensstrafe verboten, diese Vögel zu tödten, oder sie in der Brutzeit zu stören, damit es der dortigen Ge-gend nie an Dünger fehlen möchte. Mit großer Sorg-falt ward dieser gesammelt, und in gewisse Haufen ge-bracht. In diese Haufen theilten sich denn die verschie-denen Landschaften jenes Districts, nach Verhältniß ihres Umfanges. Wo auch dieses Mittel, die Felder zu dün-gen, fehlte, bediente man sich der Sardellenköpfe. An der Küste des Meeres blieben diese Fische in ungeheu-rer Menge bei der Ebbe am Ufer zurück, und dienten nicht nur den Bewohnern zur Speise, sondern auch ihre Köpfe zum Dünger. In Gegenden, worin wegen Man-gel an Flüssen, die Felder nicht gehörig bewässert werden konnten, erhielt ein jeder Unterthan so viel Wasser, als er gebrauchte, seine Aecker zu begießen. Zu dieser Be-wässerung waren gewisse Stunden festgesetzt, (besonders in trocknen Jahren) und wenn Jemand dies unterließ, so wurde er dadurch bestraft, daß man ihm mit einem Steine öffentlich einige Stöße auf die Schultern gab, oder er wurde wohl gar mit Weidenruthen auf Armen und Hüften gegeißelt, und für einen Faulen gehal-ten.

ten. Eine Beschimpfung, die durch das Wort Mezquitullu ausgedrückt, und für äußerst entehrend gehalten wurde.

Achtes Kapitel.

Steuren und Abgaben der Peruaner, an ihren Landesherrn. — Tribut an Waffen, Kleidung und Stiefeln für die Krieger. — Andere sonderbare Arten dieses Tributs. — Freiwillige Geschenke der Vasallen und Curacas, an den Ynca. — Besondere Arten solcher Geschenke. — Gesetze des Tributs und Art, ihn einzufordern. — Mehrerlei Arten der Vorrathshäuser zur Aufbewahrung der Steuern. — Aufbewahrung des Vorraths und dessen Anwendung. — Abtheilung der Heerden und anderer Thiere. — Register darüber. —

Die Steuren und Abgaben der Peruanischen Unterthanen an ihren Landesherrn, bestanden mehrentheils in gewissen Arbeiten, die sie für ihn übernahmen. So bearbeiteten sie z. E. die Felder der Sonne und des Ynca, sammelten zu rechter Zeit das Getreide und brachten es in die königlichen Vorrathshäuser, davon in jeder Stadt eins war. Die gewöhnlichen, allgemeinen Kornhäuser nannte man Pirua, deren Wände von bloßer Thonerde mit Stoppeln vermischt, aufgeführt wurden; die königlichen aber waren im regelmäßigen Viereck und viel künstlicher erbauet. Inwendig waren verschiedene Durchscheerungen, die keine andern Oeffnungen, als an den Vordergiebeln hatten, wodurch sie angefüllt und ausgeleert wurden. In diese Vorrathshäuser wurde der Ertrag von den Sonnen- und des Ynca Feldern, jedoch in verschiedenen Abtheilungen, aufbehalten, und wenn die Felder besäet werden sollten, so ward das Saatkorn

aus

aus seinen verschiedenen Fächern herausgenommen. Die Peruaner, die daran arbeiten mußten, wurden sowohl auf Kosten der Sonne, als des Ynca, unterhalten. Die Erndte aber verrichteten die Arbeiter des Ynca allein und waren dafür von allen anderweitigen Tribut befreiet. — Weil in der Provinz Colla, wegen des kältern Clima, wenig Mais geerndtet werden konnte, so baueten die Einwohner statt dessen eine Menge von Quinoa *) auch viele Baumfrüchte, wovon die Papaws **) die vornehmsten waren. Weil die letztern aber ihrer Feuchtigkeit wegen der Fäulniß sehr unterworfen waren, so legte man sie, sobald man sie eingeerndtet hatte, auf Stroh, und stellte sie verschiedene Nächte dem Reif aus, der in dieser Landschaft das ganze Jahr durch fällt; nachher wurden sie mit Stroh bedeckt, und ein Theil ihres Safts ausgedrückt, dann mußten sie langsam in der Sonne trocknen. Auf diese Weise zubereitet, konnten sie sich lange halten, man veränderte aber alsdann ihren Namen und nannte sie Channu. Die, so auf den königlichen Feldern, oder auf der Sonnen Acker gewachsen waren, that man, gleich dem Mais und andern Hülsenfrüchten, in besondere königliche Vorrathshäuser.

Außer diesen Handdiensten, die die Peruaner ihrem Könige in Bestellung seiner Felder und Besorgung seiner Ernd-

*) Quinoa ist eine, dem kältern Theile des südlichen America einheimische Pflanze, die mit dem Reis einige Aehnlichkeit hat, man bauet sie aber, wie Buchweitzen. An vielen Orten in Peru trinkt man sie, wie Kaffee zubereitet, und nennt dies Getränk Catapulki.

**) Papaws sind Früchte, die auf einem schlanken Baume wachsen, den man Melonenbaum nennt. Die Frucht ist sehr wohlschmeckend und saftig, kann aber auch getrocknet aufbewahrt und dann als Brod gegessen werden. (S. 1ster Band, Seite 415.)

Erndten, als eine Steuer zu leisten hatten, waren sie auch verbunden, Kleidungsstücke, Waffen und Stiefeln für die Krieger sowohl, als für Arme, die nicht arbeiten konnten, zu liefern. Bei Entrichtung dieser Art Steuern ward eben die genaue Ordnung, wie in andern Dingen, beobachtet. — Die Kleidung, die im ganzen Reiche verfertiget wurde, bestand aus der Wolle, die der Ynca von seinen ihm zugehörenden, zahlreichen Heerden, austheilen ließ. Auf dem platten Lande, oder an der Seeküste, wo das heiße Clima das Tragen wollener Kleidungsstücke beschwerlich machte, wurden diese aus Baumwolle verfertigt, die man ebenfalls aus den Domänen der Sonne und des Königs erhielt, ohne daß die Unterthanen etwas mehr, als die Arbeit, dazu thaten. Aus dieser Wolle wurde dreierlei Art von Kleidung verfertigt; die erste hieß Avasca, und war die gröbste, also blos für Geringe und Arme bestimmt. Die andere nannte man Campi. Diese bestand aus feiner, auf mannigfaltige Art gefärbter und sauber gearbeiteter Wolle, die blos zum Gebrauch der Vornehmern, der ersten Bedienten des Ynca, der Hauptleute, und der Curacas, diente. Die dritte Art von Kleidung, die Compo hieß, wurde aus der feinsten Wolle gemacht, die nur zu finden war; und darin kleideten sich alle Prinzen und alle königlichen Bedienten in Kriegs- und Friedenszeiten. Die feinsten Zeuge wurden in den Provinzen verfertigt, deren Einwohner die meiste Geschicklichkeit in dieser Art Arbeit hatten, so wie die gröbsten nur da bereitet wurden, wo man den Arbeitern nicht die Fertigkeit zutraute. Die Weiber spannen die Wolle, woraus das Zeug Avasca gemacht wurde, die Männer hingegen diejenige, die man zu den feinern Zeugen gebrauchte. Diejenige Behauptung ist aber wohl eine Fabel, wenn einige Geschichtschreiber sagen, daß die Ynca's selbst die feinste Wolle zu ihren Kleidungsstücken gesponnen hätten. Wahrscheinlich

lich hat zu dieser ungegründeten Behauptung der Umstand die Veranlassung gegeben, daß die jungen Ynca's, in der Zeit ihrer Prüfung, wodurch sie die Hoheit und Würde ihrer Abkunft bewiesen *) auch verbunden waren, ihre Stiefeln und mehrere andere Arten von Kleidungsstücken und Geräthschaften, selbst zu verfertigen; welches aber dann, wenn sie alles glücklich überstanden hatten, und zu wirklichen Ynca's aufgenommen waren, gänzlich aufhörte. — Auch die Waffen wurden in denjenigen Provinzen verfertigt, wo die meisten Materialien dazu sich befanden. So lieferten einige Landschaften blos die Bogen und Pfeile, andere die Lanzen, Wurfspieße und Streitäxte; wieder andere die Schleudern, und endlich auch andere die Schilder, denn weiter hatten sie keine Waffen. Kurz — jede Völkerschaft war blos gehalten, dasjenige zu liefern, was ihr Land hervorbrachte, und es war ein allgemeines Gesetz im ganzen Reiche Peru, daß kein Unterthan aus seinem Lande gehen durfte, um den Tribut, den er zu liefern hatte, anzuschaffen. So bekamen die Ynca's Lebensmittel, Wolle, Waffen und Stiefeln für die Krieger; diese Lieferungen aber waren so vertheilt, daß jede Landschaft nur einerlei hergab, und zwar allemal dasjenige, was ihr zu liefern am leichtesten wurde. Diese Abgaben waren für die Unterthanen keinesweges drückend, und diese erkannten die Gelindigkeit und Billigkeit derselben stets so lebhaft, daß sie nie mit Strenge zu ihrer Pflicht angehalten werden durften, sondern mit Freuden ihrem Könige treu und eifrig dienten. — Unter diesen Abgaben waren auch einige, die ins Lächerliche fielen, und für den Staat von keinem Nutzen zu sein schienen, doch aber gleichwohl ihre guten Ursachen hatten. Dahin gehörte unter andern die Verbindlichkeit einiger Gouverneurs in den auswärtigen Städten, zu gewiß

*) S. 1ten Band, S. 34—39.

gewissen Zeiten einige Hörner voll Flöhe und Läuse von der geringern Volksklasse einzufordern, und nach der Residenz zu schicken. Das Hauptabsehen der Ynca's bei diesem sonderbaren Tribut gieng wohl vor allen Dingen dahin, die Reinlichkeit bei dem gemeinen Volke zu befördern, und in dieser Hinsicht verliert denn freilich dieser Tribut vieles von seinem lächerlichen Ansehen. — Frei von allem Tribut waren die Prinzen, die Priester und Tempeldiener, die Curacas, Feldherrn und Hauptleute, die Gouverneurs, Richter und alle königlichen Bedienten, so lange sie ihre Aemter bekleideten; ferner alle Krieger, die im wirklichen Dienst standen, so wie auch alle jungen Leute unter 25 Jahren, weil sie bis dahin im Dienst ihrer Väter waren und sich vor dieser Zeit nicht verheirathen durften, ja sogar waren sie im ersten Jahre ihres Ehestandes davon befreiet. Diejenigen Männer, die das 50te Jahr zurückgelegt hatten, waren sowohl, als die Mädchen, verheirathete Frauen und Wittwen, von aller Art Abgaben frei, weil die Töchter ihren Müttern, die Weiber ihren Männern arbeiten halfen. Blinde, Krüppel, Verwundete und Kranke durften, so lange ihr gebrechlicher Zustand währte, nichts erlegen; Taube und Stumme aber waren nicht davon befreiet, sobald sie noch ihre Hände zur Arbeit gebrauchen konnten.

So bestand also der gewöhnliche Tribut in Verrichtungen und Arbeiten der Hände. Das Gold, Silber und andre Kostbarkeiten, wovon die Ynca's so große Schätze besaßen, wurde ihnen nicht als ein Tribut gegeben. Die Peruaner waren nicht verbunden, dergleichen zum Geschenke zu bringen, und die Könige verlangten es auch nicht. Denn Gold und Silber konnte ihnen so wenig im Kriege als in Frieden nützen, weil sie mit diesen Metallen keinen Kauf und Verkauf trieben, auch ihren Kriegern dasselbe nicht zu ihrem Solde gaben. Man achtete sie bloß ihrer Schönheit, ihres Glanzes halber, um die

Pal-

Palläste Sonnentempel und die Wohnungen der Jungfrauen damit zu verschönern. Gesetzt also, ein Peruaner brachte seinem Ynca Gold, Silber und andre Kostbarkeiten; so geschahe dies bloß aus der Gewohnheit, nie mit leerer Hand vor ihrem Oberhaupte zu erscheinen, und diese Gewohnheit war auch schon dann befriedigt, und der Ynca eben so zufrieden, wenn statt jener Kostbarkeiten auch nur ein Korb voll Früchte gebracht wurde. — Die Curacas pflegten bei feierlichen Gelegenheiten, entweder an dem höchsten Sonnenfeste Raymi, oder nach einem erfochtenen Siege, oder bei der Geburt eines Kronerben, dem Ynca ihre Aufwartung zu machen, und bei solchen Gelegenheiten brachten sie ihm das vorräthige Gold und Silber, das sie unterdessen zu sammeln beflissen gewesen waren; aber in keiner andern Absicht brachten sie es, als weil sie wußten, daß es zur Zierde der öffentlichen Gebäude, oder höchstens zur Verfertigung nothwendiger Geräthschaften und Gefäße, verbraucht wurde, keinesweges aber um dadurch die Reichthümer des Regenten zu vermehren, da in diesen, für Europäer so reitzenden Metallen kein solcher innerer Werth lag, der den Besitzer dieser Dinge zu einem Reichen hätte machen können. Außerdem brachten sie auch allerhand seltenes Holz zu Balken und Säulen, und verschaften die geschicktesten Künstler, als Goldschmiede, Mahler, Maurer und Zimmerleute. Nicht selten bestanden die Geschenke, wodurch sie sich bei dem Ynca angenehm zu machen suchten, in wilden, aber zahm gemachten Thieren, als Tigern, Bären, Löwen, Affen, Papagaien und Straußen. Sogar brachten sie schöne Schlangen aller Art, wovon die größten, Amaru genannt, oft mehr als 30 Fuß lang waren. Mit einem Worte, alles, was im ganzen Reiche Bewunderungswürdiges und Schönes angetroffen werden konnte, wurde eben so gut, als Gold und Silber, dem Könige zum Geschenk gemacht, und das nicht in der Absicht,

sicht, seine Einkünfte und Schätze zu vermehren, sondern blos Achtung und Ergebenheit ihm zu beweisen.

Aeußerst mäßig war daher der Tribut, den die Peruanischen Unterthanen ihren Landesherrn entrichteten, und konnte für jene auf keine Weise lästig oder drückend werden. Eine willkührliche Erhöhung desselben, von Seiten der Ynca, war ebenfalls nicht zu befürchten, weil die Gesetze darüber so äußerst strenge beobachtet wurden, daß es weder in des Richters, noch in des Gouverneurs, ja selbst des Ynca Gewalt stand, eine Aenderung darin zu machen.

Die Art, wie dieser Tribut von den Unterthanen eingefordert und berechnet wurde, war folgende. Zu einer bestimmten Zeit versammelten sich die Richter, Empfänger und Rechnungsführer in der Hauptstadt jeder Provinz, und machten die Repartition dieser Steuer auf alle Einwohner, in Gegenwart des Curaca und des Gouverneurs. Sie gebrauchten dabei keine andern Register, als Fäden und Knoten und kleine Steine, mit denen sie aber eben so gut, wie die Europäischen Rechnungsführer mit ihren schriftlichen Rechnungen, zu Stande kommen konnten, denn die Gouverneurs und alle königliche Bedienten verstanden diese Rechnungsart. Die Knoten bezeichneten die Verrichtungen eines jeden Unterthans, seine Reisen und andere Geschäfte, die er auf Befehl des Hofes hatte übernehmen müssen. Dann ward den Richtern, Empfängern und Gouverneurs eine völlig detaillirte Beschreibung von allem gemacht, was als Vorrath in den öffentlichen Magazinen vorhanden war, worunter nicht bloß Lebensmittel, sondern auch Kleidung, Stiefeln, Waffen, Gold, Silber, Edelsteine u. dergl. für den König mit begriffen wurden. Auf diese Art legte man von allem, was sich in den Vorrathshäusern jeder Stadt befand, Rechnung ab, und das Gesetz

befahl,

befahl, daß der Statthalter einer jeden Landschaft ein Verzeichniß von dem vorhandenen Vorrath haben mußte, damit kein Betrug, weder von Seiten der steuerbaren Unterthanen, noch der Empfänger, statt finden möchte.

Im ganzen Reiche befanden sich dreierlei Arten Vorrathshäuser, worin die Steuern und die Erträge der Erndten aufbewahrt wurden, und in jeder Stadt, sie mochte groß oder klein sein, waren zwei derselben anzutreffen. In das eine davon schüttete man den Vorrath auf, der im Fall einer Hungersnoth dienen sollte, in das andere aber das, was von den Einkünften der Sonne und des Ynca, gehoben wurde. Uebrigens traf man auf den Heerstraßen, von drei zu drei Meilen, andre Provianthäuser an, woraus in der Folge von den Spaniern Wirthshäuser gemacht sind. Nach Cusco wurde zur Unterhaltung des Hofes die ganze Erndte von 50 Meilen im Umkreise, von den Feldern der Sonne und der Ynca's gebracht. Die Erndte der andern, außer diesem Bezirk liegenden Felder, wurde in andre königliche Vorrathshäuser, von diesen aber wieder in die auf den Heerstraßen stehenden Provianthäuser geschüttet. Hier verwahrte man den überflüssigen Vorrath, an Speise, Waffen, Stiefeln und Kleidungsstücken für die Krieger. Diese Magazine waren so reichlich mit allen Dingen, die zur Unterhaltung eines Krieges dienten, versehen, daß allemal ein ansehnlicher Vorrath übrig blieb, so stark auch die Armee war, die ins Feld geschickt wurde. Nie ward den Kriegern von den Ynca's gestattet, auf Unkosten der Bürger in den Städten zu liegen, und das aus der sehr wahren und von allen europäischen Fürsten wohl zu beherzigenden Ursache: daß eine jede Stadt bereits ihren Tribut bezahlen müsse, es daher gegen alle Regeln der Billigkeit sei, sie mit Einquartierungen noch mehr zu beschweren. Es war sogar ein ausdrückliches Gesetz vorhanden,

handen, welches den Kriegern bei Lebensstrafe verbot, etwas von den Einwohnern, so wenig es auch seyn mochte, zu nehmen, und weil die Städte alles, was zum Unterhalte der im Felde stehenden Krieger nöthig war, lieferten; so hörte man nie, oder doch wenigstens sehr selten, von einer daher rührenden Verwirrung. — Wollten die Einkünfte und Schätze des Königs bei lange anhaltenden, außerordentlichen Feldzügen zur Unterhaltung der Armee nicht zureichen, so wurden die Einkünfte der Sonne mit zu Hülfe genommen, deren Verwalter die Ynça's waren. Blieb aber von dem Aufwande, den die Unterhaltung der Hof- und Kriegsbedienten erforderte, noch etwas übrig, so ward dies gleich in eines jener drei Vorrathshäuser gebracht, die bereits erwähnt sind, damit es im Fall der Noth unter die Unterthanen ausgetheilt werden konnte.

Während der Zeit die Priester ihr Amt in den Tempeln verrichteten — worinnen sie gewöhnlich mit einander abwechselten — wurden sie auf Kosten der Sonne unterhalten; waren sie aber außer Diensten, so mußten sie sich, so gut wie jeder andere, von den ihnen angewiesenen Aeckern, auf eigne Kosten ernähren.

Damit auch den Ynca's, von den zahlreichen Heerden, die sie unterhielten, Rechnung abgelegt werden könnte, so theilten sie diese Heerden nach Beschaffenheit der Farbe des Viehes ein. Jede Art davon hatte ihre besondern Namen, überhaupt aber wurden sie Murmuru, d. h. gezeichnete Thiere, genannt. — Wenn ein Lamm von einer andern Farbe fiel, als die Heerde hatte, wobei es gehörte, so wurde es sogleich zu derjenigen Heerde gethan, die auf gleiche Art gezeichnet war, und so konnte man, mit Hülfe der Knoten und Faden, die mit den Heerden von einerlei Farbe waren, ein richtiges Register darüber führen. Ein gleiches geschah mit

den Lastthieren, mit den Vögeln, Schlangen und andern Thieren, welche die Curacas dem Ynca oft zum Geschenke brachten. Alle hatten nicht nur ihre besondern, zweckmäßigen Behältnisse, sondern über sie wurde ein genaues Verzeichniß geführt, das stets mit großer Sorgfalt in Ordnung gehalten wurde.

Neuntes Kapitel.

Zustand der Gelehrsamkeit in Peru. — Amautas oder Weltweise. — Ihre Kenntnisse in der Sittenlehre. — In der Physik. — In der Astronomie. — Astronomische Beobachtungen. — Eintheilung des Jahrs. — Eintheilung der Monate. — Ihr Verhalten bei Sonnen = und Mondfinsternissen. — Arzneiwissenschaft und ihre Anwendung bei verschiedenen Krankheiten. — Kenntnisse in der Geometri und Geographie. — Music und musicalische Instrumente. — Schauspieldichter und Schauspieler. — Rechenkunst und Rechnung durch die Quipos. — Inhalt dieser Rechnungen. — Quipocamayus und ihre Beschäftigungen. —

Von eigentlicher Gelehrsamkeit hatten weder die Peruaner, noch ihre Regenten einige solide Begriffe. Sie kannten den Gebrauch der Buchstabenschrift nicht, folglich konnten ihre Kenntnisse sich nicht sonderlich weit versteigen. Indessen glaubt man dennoch, daß es unter den Ynca's dann und wann gelehrte Leute gegeben habe — wenigstens wurden sie dafür gehalten — die man Amautas nannte. Diese beschäftigten sich, wie unsre philosophischen Denker, mit tiefsinnigen Grübeln, und abstracten Ideen, wodurch sie aber, wie immer, mehr Undeutlichkeit und Verwirrung, als eine nothwendige und

nützliche

nützliche Aufklärung der Verstandeskräfte, hervorbrachten. Weil sie aber aus Mangel der Schreibekunst nichts aufzeichnen konnten, so kamen ihre Lehrsätze nicht auf die Nachwelt, sondern giengen mit ihrem Tode wieder verloren. Alle Wissenschaften als Gegenstände des menschlichen Nachdenkens und Forschens, waren ihnen entweder gänzlich unbekannt, oder höchstens hatten sie davon nur allgemeine, schwankende und unzulängliche Begriffe. — In der Sittenlehre schienen sie indessen nicht unerfahren zu seyn, wenigstens beweisen dies ihre Gebräuche, Gesetze, Lebensart u. dergl., und dies waren denn so zu sagen, ihre Bücher, worinnen sie die Wissenschaft selbst der Nachwelt überlieferten. — Von der Naturlehre besaßen sie wenig Kenntnisse, auch bemühten sie sich nie sonderlich, in die Geheimnisse der Natur und ihrer Gesetze zu dringen, weil sie keinen Grund vor sich sahen, der sie dazu hätte bestimmen können. Sie wußten, daß das Feuer heiß, das Eis kalt, die Erde trocken sei, nicht, weil sie dies durch Nachdenken über die Natur und durch Beobachtungen herausgebracht hatten, sondern weil ihr sinnliches Gefühl ihnen dies sagte, und damit begnügten sie sich. Die geheimen Kräfte verschiedener Arzeneikräuter kannten sie ebenfalls nicht durch Nachforschungen und Proben, sondern durch zufällige Erfahrungen. Als eigentliche, ungekünstelte Naturmenschen hielten sie sich blos an die Natur und ihre sinnlichen Eindrücke, und bekümmerten sich wenig um tiefsinnige Nachforschungen darüber. — Von der Astronomie hatten sie einige Kenntniß, indem Sonne, Mond und Sterne ihre Sinne rührten, und sie zur Bewunderung hinrissen. Die Sonne, die sich bald zu nähern, bald zu entfernen schien, die Verschiedenheit der Tageslänge, die verschiedenen Stellungen und Veränderungen des Mondes, die mancherlei Bewegungen der glänzenden Venus, als des hellesten aller Sterne — dies alles ver-

anlaßte sie, einige Beobachtungen anzustellen, die sich freilich nicht sonderlich weit erstreckten. Sie bewunderten zwar diese hohen, erhabenen Wirkungen der Natur, ohne jedoch tiefer in die eigentliche Ursache derselben einzudringen, waren daher auch nicht im Stande, weder von den Veränderungen des Mondes, noch von der geschwindern oder langsamern Bewegung andrer Planeten Rechenschaft zu geben. Die Sonne nannten sie Inti, den Mond Cuilla, die Venus Chasca, und das Siebengestirn Coyllar.

So unförmlich aber auch ihre Begriffe über die Sternkunde immer seyn mochten, so bemerkten sie dennoch gleichwohl, daß die Sonne ihren Lauf in einer bestimmten Zeit endige, und dadurch einen wichtigen, nicht zu übersehenden Zeitabschnitt mache, den wir ein Jahr, sie aber Huata nannten. Der gemeine Mann zählte die Jahre nach den Erndten, insgesammt aber kannten sie die Sonnenwenden des Frühlings und Herbstes auf folgende, ganz besondere Weise. Es befanden sich zu Cusco 16 Thürme, von denen 8 gegen Osten, und eben so viel gegen Westen standen. Die beiden mittelsten waren kleiner, als die andern, und nur 3 Stockwerk hoch. Die Thürme alle standen 10 — 20 Schritt von einander, und die, so an den Seiten standen, waren von beträchtlicher Höhe. Der Raum zwischen den kleinern Thürmen, durch welchen die Sonne bei ihrem Auf- und Untergange schien, war nun der Punkt der Sonnenwenden. Bei den Beobachtungen, die von Zeit zu Zeit angestellt wurden, stellte sich der Ynca an einen bequemen Ort, wo er aufmerksam betrachtete, wie die Sonne zwischen beiden kleinen gegen Osten und Westen liegenden Thürmen auf- und untergieng. Die geschicktesten Peruaner machten auf ihre Weise ähnliche Beobachtungen, und bestimmten auf diese Art die Sonnenwenden. Vollkommnere Kennzeichen als diese, hatten sie nicht, auch banden sie

diesel-

dieselben nicht an gewisse Tage des Monats, worin sie sich ereigneten, denn sie rechneten die Monate nicht nach Tagen, sondern nach dem Laufe des Mondes. Ihr Jahr bestand zwar auch, wie das unsrige, aus 12 Monaten, sie hatten aber nicht gelernt, dies Mondenjahr nach dem Sonnenjahre einzurichten, welches also 11 Tage mehr in sich faßte. Wollten sie daher die Berechnung der Sonnenwende finden, so konnten sie den Monat nicht bestimmen, worin sie seyn mußte, — denn in dieser Hinsicht fand unter diesen Umständen nie eine Uebereinstimmung Statt, sondern sie sahen sich genöthigt, ihre Zuflucht zu der scheinbaren Bewegung der Sonne zu nehmen. Auf diese Weise trennten sie ein Jahr von dem andern — Sonnen- und Mondenjahr — und richteten sich bei Bestellung der Felder lediglich nach den erstern. -- Sie kannten auch die Tag- und Nachtgleiche, und stellten ihrentwegen große Feierlichkeiten an. Wenn im März das Aequinoctium eingetreten war, so erndteten die Einwohner zu Cusco und in der Nachbarschaft ihren Mais unter allerhand Festlichkeiten. Im September aber, als zur Zeit des zweiten Aequinoctiums, feierten sie eins ihrer vornehmsten Feste, unter dem Namen Citua Raymi. Das Aequinoctium zu bemerken, hatten sie, mitten auf dem Platze vor dem Sonnentempel, kostbare und künstlich gearbeitete Säulen aufgerichtet. Ihre Priester versammelten sich, sobald die Zeit der Tag- und Nachtgleiche sich näherte, täglich bei diesen Säulen, und beobachteten ihren Schatten. Der Platz, worauf diese standen, stellte einen Kreis vor, in dessen Mittelpunkt eine Linie von Osten bis Westen gezogen war. Durch eine lange Erfahrung hatten die Priester gelernt, an welchem Punkte sie stehen mußten, ihre Beobachtungen machen zu können, und aus dem Schatten, den die Säule auf die Linie warf, machten sie Schlüsse auf die Annäherung des Aequinoctiums. Wenn seit dem Aufgange

gange der Sonne bis zu ihrem Niedergange, der Schatten um die Säule, und nirgends gegen Mittag gieng, so hielten sie diesen Tag für den Aequinoctialtag. Dann besteckten sie die Säulen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, setzten den Sonnenthron darauf, und behaupteten, daß sie sich an diesem Tage darauf niederlasse. An eben diesem Tage thaten sie häufige Gebete zur Sonne, brachten ihr die reichsten Geschenke von Gold, Silber, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten.

Die Monate hatten ihre besondern Namen, im Allgemeinen hießen sie Quilla, für die einzelnen Tage aber waren keine Benennungen. Die Sonnen- und Mondfinsternissen betrachteten sie zwar mit Erstaunen und Verwunderung, konnten aber ihre Ursache nicht begreifen. Bei einer Sonnenfinsterniß waren sie in der größten Unruhe, und befürchteten, daß die Sonne auf sie erzürnt wäre, weil sie Fehler begangen haben mußten, wovor jene ihr Angesicht verberge, und daraus schlossen sie denn alle möglichen üblen Vorbedeutungen. Eben so mit der Mondfinsterniß. Sobald der Mond verfinstert erschien, so befürchteten sie, er sei krank und werde ohnfehlbar sterben, auf sie herabfallen und sie sammt der Erde zerschmettern. *) Um dies Unheil abzuwenden, bedienten

*) Aehnliche abergläubige Meinungen über die Beschaffenheit der Mondfinsternisse fanden sich, und finden sich noch jetzt bei allen andern Americanischen wilden Völkern. Einige glauben, daß ein großer Drache vor dem Mond stehe, und ihn zu verschlingen drohe, andere, daß der Mabone oder böse Geist selbst, diesen Vorsatz habe. Daher machen sie mit Kesseln und Trommeln ein schreckliches Getöse, um ihn zu verjagen, und Alt und Jung, beiderlei Geschlechter, tanzen die ganze Nacht mit kläglichem, fürchterlichen Geschrei, und mit den Händen über dem Kopfe, herum, und hören nicht eher damit auf, bis der Mond in seinem vollen Lichte wieder scheint.

dienten sie sich verschiedener sehr sonderbarer, abergläubiger Mittel. Sie machten mit Trommeln und Klappern ein entsetzliches Getöse, schrieen und heulten, was sie konnten, und schlugen die Hunde, damit auch diese in ihr Geheul durch ihr Schreien einstimmen, und so den Mond wo möglich aus seiner todtenähnlichen Ohnmacht wieder erwecken möchten. Nachdem die Verfinsterung größer oder kleiner war, nachdem hielten sie auch die Krankheit des Mondes für gefährlicher oder geringer; wenn er aber sein Licht wieder sehen ließ, so sagten sie, es werde mit ihm besser, Pachacamac, der die Welt erhalte, habe ihn geheilt und ihm ausdrücklich untersagt, zu sterben, damit die Welt nicht zu Grunde gehe. Bekam er nun ganz sein volles Licht wieder, so freuten sie sich laut über seine Genesung, und dankten ihm, daß er nicht herabgefallen war. Den Regenbogen hielten sie theils wegen seiner Schönheit, theils darum, weil er durch die Sonne erzeugt wurde, sehr in Ehren, und deshalb hatten ihn auch die Ynca's zu ihrem Sinnbilde erwählt. — Von den Kometen glaubten sie, daß sie den Tod ihrer Könige oder die Zerstörung gewisser Länder und Völker vorbedeuteten. Eben dies glaubten sie von ihren Träumen und schlossen es aus ihren Opfern. Von dem Sterne der Venus behaupteten sie, daß die Sonne, als Königin der Sterne, ihm befohlen habe, ihr beständig zu folgen, und sie nie zu verlassen, daher er denn auch sich nie weit von der Sonne entferne.

Ihre Kenntniß von der Arzenei, und die Art, Patienten zu behandeln, war nicht besonders, und stiftete keinen sonderlichen Nutzen. Heftige Ausleerungen und Aderlässe waren die Hauptmittel, deren sie sich bedienten. Ohne vorher zu untersuchen, ob ein Aderlaß dem Kranken gut oder gefährlich seyn könne, waren sie sogleich damit bei der Hand, an dem Orte, wo Schmerz em-

pfun-

pfunden wurde, eine Ader zu öfnen, und bei Kopfschmerzen geschahe dies vor der Stirn, zwischen den Augenbraunen. Das Instrument, das sie bei dieser Operation gebrauchten, bestand in einem zugespitzten Kieselsteine, den sie zwischen einem gespaltenen Stock klemmten. Kenntnisse von der innern Structur des menschlichen Körpers hatten sie nicht; sie bedienten sich also aller Arzeneimittel blos auf gut Glück. So oft sie glaubten, daß sich gewisse Unreinigkeiten bei ihnen gehäuft hätten, nahmen sie ausleerende Mittel, und diese bestanden in einer Wurzel, die den Rüben nicht unähnlich war. Diese trockneten sie, zerstießen sie zu Pulver und nahmen sie mit Wasser ein. Dann legten sie sich an die Sonne und erwarteten die Wirkung davon. Diese ereignete sich denn auch nach einigen Stunden, aber mit einer solchen Erschütterung, daß sie sich nicht aufrecht halten konnten, denn es erfolgten Ausleerungen nach oben und unten mit gleicher Heftigkeit. Diese heroischen Mittel, so wie die Aderlässe gebrauchten sie auf Anrathen der Erfahrensten unter ihnen, besonders gewisser Matronen, die sich damit abgaben. Sie folgten auch dem Rathe gewisser Kräutermänner, welche die heilenden Kräfte verschiedener Pflanzen kannten und diese Kenntniß andern mittheilten. Diese waren auch ihre einzigen Aerzte, und wurden blos bei Krankheiten der Könige und der Curacas, consulirt. In der geringern Volksklasse half einer dem andern so gut er konnte, durch diejenigen Mittel, deren Gebrauch der Sohn vom Vater kennen gelernt hatte. Wenn saugende Kinder erkrankten, so mußten sie entweder Urin trinken, oder man wusch sie wenigstens alle Morgen damit, und wickelte sie damit ein. — Von der Befühlung des Pulses wußten sie nichts, und die ganze Kenntniß, die sie von einem Fieber hatten, gründete sich blos auf die große Hitze des Körpers. Wurden sie ernsthaft krank, so beobachteten sie blos eine gute

Diät,

Diät, das Uebrige überließen sie den Wirkungen der Natur, ohne etwas zu gebrauchen. Den Fieberfrost nannten sie Chuechu, und die Hitze Ruppa; und dies war die einzige Krankheit, wovor sie sich am meisten fürchteten. Ihre Wundärzte bedienten sich gewisser Pflaster von Harz, und dem Saft gewisser Pflanzen, womit sie oft sehr glückliche Curen verrichteten. Eben so gebrauchten sie den Saft der Tabackspflanze, und den Saft von Mais in vielen Fällen, sowohl in äußerlichen als innerlichen Curen, und nicht selten mit dem besten Erfolg.

Von der Geometrie hatten die Peruaner einige oberflächliche Begriffe, weil sie diese Wissenschaft bei Ausmessung und Eintheilung ihrer Ländereien, nicht ganz entbehren konnten. Sinnreiche Ausrechnungen aber nach einem gewissen Maasstab, waren ihnen gänzlich unbekannt, und bei Ausmessungen und Eintheilungen der Ländereien bedienten sie sich blos der Richtwaage, der Knoten und einiger Kieselsteine. Weiter verstieg sich ihre Geschicklichkeit nicht. — Eben so unvollkommen waren ihre geographischen Kenntnisse, die sich nicht weiter als auf Topographie erstreckten, aber darin excellirten sie denn auch wirklich; denn in Abbildung ihrer Städte und im Entwerfen neuer Anlagen und Parthieen, verdienten sie alle Bewunderung. So war z. E. die Stadt Cusco, nebst einem Theile ihres Gebiets und den Hauptheerstraßen, die dahin führten, in eine Zeichnung gebracht, und noch bei Ankunft der Spanier vorhanden. Das ganze Werk bestand aus Erde, Steinen und kleinen Stöcken. Alle Plätze, Straßen, und die durch die Stadt führenden Flüsse, waren mit der größten Genauigkeit nachgebildet, eben so auch die umherliegenden Ländereien, Berge, Hügel, Ebenen und Flüsse. Alles war so natürlich und treffend dargestellt, daß der geschickteste Zeichner in Europa es auf dem Papier nicht besser hätte mahlen können.

Ihre

Ihre Music war, für Europäische Ohren zum wenigsten, ganz unharmonisch und elend; sie wußten von nichts, als von einigen zusammenlautenden Tönen. Sie hatten Instrumente, die in Gestalt einer Orgel aus 4 oder 5 ungleichen Rohrpfeifen bestanden, die im Tone verschieden waren. Zwei solcher Instrumente wurden gemeiniglich zusammengeblasen, wodurch denn eine Art von Harmonie entstand. Die allmälige Abstufung der Töne vermittelst der Tonleiter und der ganzen und halben Töne, war den Spielern dieser Instrumente gänzlich unbekannt, auch wäre es nicht möglich gewesen, diese Unterschiede auf einem so unvollkommnen Instrumente bemerklich zu machen. Außer diesem hatten sie auch Flöten von 4 bis 5 Tönen, worauf sie Melodieen spielten, und damit die Lieder begleiteten, die von andern dazu gesungen wurden. Vornehme Personen mußten auf diesen Instrumenten spielen lernen, damit sie den König, wenn ers verlangte, mit ihrem Spiele amüsiren konnten. Blos zu zärtlichen Empfindungen und Gesängen wurde die Flöte gebraucht, jene andern Instrumente aber zu Krieges- und Heldenliedern.

Es gab auch Dichter unter ihren Amautas oder Philosophen, und diese verfertigten theatralische Stücke, die an besondern Festtagen vor dem Könige und dem gesammten Hofstaat gegeben wurden. Die Schauspieler, unter welche die Rollen vertheilt wurden, waren entweder die Amautas selbst, oder andre junge Leute aus den ersten Ständen, und die Söhne der Curacas. Die Schauspiele hatten gemeiniglich irgend eine Heldenthat ihrer Ynca's, oder sonst eine große Handlung, zum Gegenstande; bei den Lustspielen hingegen war der Inhalt aus dem gemeinen Leben hergenommen; sie handelten von der Wirthschaft, vom Umgang mit Menschen und andern ins gewöhnliche Leben einschlagenden Dingen. Sobald einer der spielenden Personen abtrat, setzte er

sich,

sich, nach Beschaffenheit seines Ranges, unter die Zuschauer an seinen Ort. Nichts Anstößiges oder Obscönes herrschte in ihren Stücken, sondern alle Vorstellungen, so wie alle Ausdrücke, waren der strengsten Sittsamkeit angemessen. Derjenige von den Schauspielern, der seine Rolle am geschicktesten gespielt hatte, bekam sodann nach Verhältniß seiner gezeigten Talente im Declamiren und der Geberdensprache, ein ansehnliches Geschenk. — — Eben jene Amautas verfertigten auch andere Gedichte, in kürzern und längern Stropfen, nach einem bestimmten Sylbenmaaße und in Reimen, worin sie theils die Liebe, theils merkwürdige Handlungen ihrer Könige und andrer berühmten Ynca's, besangen. Diese Lieder wurden dann den Kindern zum Auswendiglernen gegeben, und auf diese Weise das Andenken an die Tugend ihrer Vorfahren lebendig erhalten und auf die Nachwelt fortgepflanzt.

Von der Gewohnheit der Peruaner, ihre Rechnungen vermittelst der Knotenbänder (Quipo's) zu führen, ist schon hin und wieder geredet worden. Die nähere Beschreibung dieser sehr sinnreichen, uns freilich lästig scheinenden Rechenmethode, ist folgende. Wenn sie etwas ausrechnen, oder, nach unserer Art zu reden, ein Register über dies und jenes verfertigen wollten, so nahmen sie Fäden von verschiedenen Farben, wovon eine jede Farbe ihre besondere Bedeutung hatte. Diese Bänder wurden zu drei bis vier Faden in der Dicke eines mäßigen Bindfadens zusammengedreht, und in der Länge von etwa $\frac{3}{4}$ Ellen an einen andern Bindfanden befestigt, an welchem sie sodann wie Frangen, herunterhiengen. Die Bedeutung eines jeden dieser Fäden lag in seiner Farbe, und so bedeutete der gelbe Faden, Gold, der weiße Silber, der rothe Kriegsmänner, u. s. w. Wollten sie etwas bezeichnen, was durch die Farben nicht ausgedrückt werden konnte, so legten sie jede Sache besonders, fien-

gen

gen von dem Erheblichsten an und giengen so zu dem Geringern herab. War z. E. von den Feldfrüchten die Rede, so legten sie die vornehmsten zuerst, und dann die geringern, als Bohnen, Reis, u. s. w. — Wollten sie ein Register über Waffen machen, so kamen die edelsten derselben, als Lanzen, Pfeile und Bogen zuerst, dann die Streitäxte, Keulen und Schleudern. Sollte ein Verzeichniß von den Einwohnern einer Landschaft gemacht werden, so fiengen sie bei den Städten an, und von diesen giengen sie zu den übrigen Bewohnern, wobei sie folgendermaßen verfuhren. Mit dem ersten Faden bezeichneten sie die Alten von 60 Jahren und darüber, mit dem andern die von 50, mit dem dritten die von 40, und stiegen so allzeit mit 10 Jahren bis auf die Kinder herab. Die Knoten, die in diese Fäden geschürzt wurden, bezeichneten eine bestimmte Zahl, der oberste z. B. hieß 10000, so war der zweite das Zeichen für 1000, der dritte das für 100, und so weiter herab. — An einigen dieser zusammengedreheten Fäden hiengen noch andre kleinere von eben der Farbe, welche die Ausnahmen oder Veränderungen bedeuteten. So zeigten diese kleinen Fäden an den Quipo's der verheiratheten Männer und Frauen, die verwittweten Personen dieses Jahres an. Denn da diese Quipo's die Jahrbücher der Nation vorstellten, so wurden sie auch mit jedem Jahre verändert oder mit neuen vertauscht, je nachdem sich die Umstände geändert hatten, worauf sie sich bezogen.

Unter den Peruanern befanden sich gewisse Personen, die diese Quipo's verwahren und eigentlich studiren mußten, und diese nannte man Quipocamayu, (Rechnungsbewahrer.) Zu diesem Amte wurden die unbescholtensten, redlichsten Männer ausgesucht, und ihre Anzahl richtete sich nach der größern oder geringern Volksmenge jeder Stadt oder Provinz. So klein eine Stadt

sein

sein mochte, so waren doch wenigstens vier solcher Männer da, und ihre Zahl stieg nach der Größe des Orts auf 20, 30 und mehrere. Ob sie nun gleich insgesammt nur einerlei Register führten, und dazu, wie es schien, nur ein Rechnungsbewahrer hinlänglich gewesen wäre; so hatten die Ynca's dennoch verordnet, daß mehrere derselben vorhanden sein sollten, um allen Irrungen vorzubeugen, und jeden Betrug zu verhindern, der unter diesen Umständen, da einer stets der Aufseher des andern war, nicht gut Statt finden konnte.

Durch diese Quipo's rechneten sie alles aus, den Tribut, den der Ynca jährlich empfing, die Anzahl der gebliebenen Soldaten, die Anzahl der Gebornen, Verheiratheten und Gestorbenen, mit einem Worte, alle Dinge, die durch Zahlen ausgedrückt werden konnten, sogar die Anzahl der Schlachten und Scharmützel, die geliefert, die Gesandtschaften, die abgegangen waren. Den Inhalt solcher Gesandtschaften aber, ihre Verhandlungen und andre dergleichen historische Vorfälle, konnten sie nicht durch diese Knoten bezeichnen. Diesem Mangel abzuhelfen, hatten sie wieder andere Zeichen, womit sie die merkwürdigsten Vorfälle, Gesandtschaftsangelegenheiten und dergleichen, ausdrückten. Die Quipocamayus waren verbunden, den wesentlichen Inhalt dieser Ereignisse sich tief ins Gedächtniß zu prägen, und ihn durch mündliche Ueberlieferungen auf die Kinder fortzupflanzen. Dabei kamen ihnen denn die Amautas zu Hülfe, und brachten dergleichen Vorfälle entweder in eine kurze historische Erzählung, oder dichteten einige Verse, worin sie kürzlich die Geschichte, oder was es sein mochte, besangen, und sodann auswendig lernen ließen. Damit auch diese Verse nie bei denen, die sie hatten lernen müssen, in Vergessenheit gerathen möchten, so wurden sie bei feierlichen Gelegenheiten, bei der Krönung eines neuen Ynca, und andern

andern festlichen Vorfällen, öffentlich abgesungen. — Gesetzt nun die Curacas, oder andre Edle des Volks, verlangten die Geschichte ihrer Vorfahren zu wissen, so giengen sie zu einem solchen Quipocamayu, der ihnen dann vermittelst der Knotenbänder, und wo diese nicht hinreichten, durch Verse, die sich auf jene Bänder bezogen, eine zuverlässige Nachricht von allen merkwürdigen Begebenheiten aus seinem Gedächtnisse, geben konnte. Um dies desto sicherer und ausführlicher thun zu können, waren die Quipocamayu's verbunden, ohne Unterlaß in ihren Knotenbändern zu studiren, sich dabei alle damit zusammenhängenden Begebenheiten im Geiste zu vergegenwärtigen, und so in ihrem Gedächtnisse aufzubewahren. An Muße dazu fehlte es ihnen nicht. Denn sie waren von allen Arbeiten, die sie hätten stören können, befreiet, sie zahlten keinen Tribut und leisteten keine Dienste, damit sie desto mehr Zeit gewinnen möchten, sich in ihrer Wissenschaft stets immer mehr zu vervollkommnen. Dadurch nun wurden sie in Stand gesetzt, von allen Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen gründlich zu reden und zu urtheilen. Denn durch die Farbe des Fadens, durch die Anzahl der Knoten u. s. w. begriffen sie, was dieses oder jenes Gesetz verbot, und die Strafe, die einem Uebertreter gebührte. Eben so leicht konnten sie wissen, was an gewissen Festtagen der Sonne für Opfer gebracht werden mußten, welche Anordnungen zum Besten der Wittwen und Waisen gegeben waren. Nichts konnte sonach ihrer Kenntniß entgehen, und sie konnten auf alle Anfragen über diese und jene Angelegenheit des Landes, sogleich sehr richtig antworten, denn jeder Faden und jeder Knoten brachte ihnen sogleich die Sache oder Begebenheit ins Gedächtniß, worauf er sich bezog. — Diese Kunst hielten die Peruaner demnach sehr heilig, und da ihnen die Buchstabenschrift fehlte, so fanden sie in ihr einen hinlänglichen Ersatz dafür, und wandten

eben

eben darum den größten Fleiß daran, diese Wissenschaft zu erhalten, und immer weiter zu excoliren.

Zehntes Kapitel.

Künste und Handwerke. — Unvollkommnes Handwerkszeug ihrer Professionisten. — Schifffahrt und Fischerei. — Hauswirthschaft. — Essen und Trinken. — Gastereien und feierliche Trinkfeste. — Lebensart und Beschäftigung der Weiber. — Gebräuche bei ihren Besuchen. — Art, sich die Haare zu färben. — Schminke. — Strenge Kinderzucht.

Künste und Handwerke aller Art waren bei den Peruanern in großem Flor, und wurden sehr weit getrieben, ohngeachtet die Künstler nur sehr schlechte Werkzeuge hatten, mit denen sie arbeiteten. Den Gebrauch des Eisens kannten sie gar nicht, ohngeachtet viel Eisenstein in den Gebirgen war, den sie hätten benutzen können. Sie verstanden aber die Kunst nicht, das Eisen daraus durchs Schmelzen zu gewinnen. Ihr einziges Metall, woraus sie ihre Werkzeuge machten, war das Kupfer und Messing. Die Schmiede bedienten sich dieser Metalle, zu ihren Hammern, Ambosen und dergleichen, aber Hammer mit Stielen hatten sie nicht. Vielmehr bestand ein solcher nur aus einem viereckigen Stück Kupfer, das kaum mit der Hand umschlossen werden konnte; mit diesem verrichteten sie die stärkern Schläge. Dann hatten sie auch mittelmäßige und kleine zur Verarbeitung kleinerer Geräthschaften. Blasebälge hatten sie gleichfalls nicht, sondern, wenn sie ein Metall schmelzen oder glühend machen wollten, so bedienten sie sich dazu gewisser kupferner Blasröhren, die an der einen Seite enger zuliefen, als an der andern, damit die Luft, die sie durch die weiteste

Oeffnung hineinbliesen, durch die engere Oeffnung desto mehr concentrirt wurde. Wollten sie eine Hauptschmelze des Metalls vornehmen, so kamen mehrere Leute zehn bis zwölf Tage zusammen, stellten sich ums Feuer herum, und unterhielten dasselbe durch die Blasröhren in einer beständigen Gluth. — Von Zangen, das glühende Metall aus dem Feuer zu nehmen, wusten sie gleichfalls nichts, sondern sie bedienten sich dazu eines kupfernen Stabes, mit welchem sie es aus dem Feuer auf einen in der Nähe befindlichen Haufen feuchter Erde warfen, und es darauf so lange umkehrten, bis es kalt genug war, es anfassen zu können. — Eigentliche Schmiedeessen hatten sie nicht, sondern alles Schmelzen und Schmieden verrichteten sie bei einem Feuer in freier Luft. Ohngeachtet aber ihre Anstalten und Handwerkszeuge sehr unvollkommen waren, so verfertigten sie damit dennoch die bewunderungswürdigsten Arbeiten. — Die Zimmerleute waren mit noch wenigerem Handwerkszeuge versehen. Denn Statt der großen Menge mannichfaltiger Geräthschaften, welche den Europäischen Zimmerleuten zu Gebote stehen, hatten die Peruanischen Handwerker dieser Art weiter nichts, als eine Art kupferner Hobel und Beile, Sägen und Meißel waren ihnen unbekannt. Statt der Nägel, das Zimmerwerk zu befestigen, hefteten sie es mit verschiedenen Bändern von Schilf zusammen. — Bei den Maurern bestand das ganze Handwerkszeug, Steine zu behauen, in gewissen schwarzen, sehr harten Kieselsteinen, Hihuana genannt, womit sie die Mauersteine mehr eben schlugen, als behaueten. Von Maschinen zur Aufhebung schwerer Steine wußten sie nichts, das alles verrichteten sie durch die Kräfte ihrer Hände, und dennoch führten sie Gebäude auf, deren Struktur die Spanier in Erstaunen setzte, denen es, so wie der Nachwelt, die es lieset, unbegreiflich vorkam, wie durch menschliche Kräfte allein, ohne Hülfe andrer Maschinen, dergleichen

chen Werke der Baukunst zu Stande gebracht werden konnten. — Statt der Nadel und des Zwirns bedienten sie sich gewisser langer Dornen, die im Lande wuchsen, die Fäden bestanden theils aus gehörig zubereitetem Baumbast, theils aus wildem Hanf, der im Ueberfluß wuchs. Aus eben diesen Dornen machten sie auch Kämme. — Spiegel brauchten die Mannspersonen gar nicht, vielmehr hielten sie es für schimpflich, sich im Spiegel zu besehen. Die Damen aus den höhern Ständen hatten dergleichen vom polirten Silber, Weiber aus den geringern Ständen hingegen bedienten sich blos kupferner oder messingener Spiegel.

Die Schifffarth der Peruaner war zu eben keiner großen Vollkommenheit gediehen. Auf den vielen Flüssen, die das Land durchschneiden, fuhren sie mit großen und kleinen Flößen, von Piroguen und Canots wußten sie nichts. Zur Erbauung dieser Flößen bedienten sie sich eines gewissen Holzes, das in der Dicke einer mäßigen Linde wuchs, und so leicht wie Feigenholz war. Die größern Bäume konnten sie dazu nicht benutzen, weil das Holz derselben so hart, wie Eisen, und sehr schwer zu verarbeiten ist, auch wegen seiner spezifischen Schwere im Wasser untersinkt. An dieses Floß banden sie ein Seil von Hanf gedreht, und der dies führte, schwamm voran, und zog es sammt der Ladung hinter sich her. War dies für einen allein nicht thunlich, so schwammen auch wohl einige andere hinterdrein, und stießen es fort. Da, wo sie mit diesen Flößen nicht gut fortkommen konnten, bedienten sie sich der Balzen oder Wasserballons, die im 1sten Bande, Seite 255 u. f. genauer beschrieben sind. — Ihre Fischerei verrichteten sie in kleinen Barken, die sie mit einem Ruder regierten, das an beiden Seiten breit war, mit dem sie also, zur Rechten und Linken ohne Mühe leicht fertig werden konnten. Die größern Fische fiengen sie mit kupfernen Spitzen, die

wie ein Pfeil gestaltet, und an einem Seile befestigt waren. Hatte der Fischer seinen Fisch getroffen, so ließ er das Seil los, dessen Ende er beständig in der Hand hielt. Der Fisch zog dann mit großer Schnelligkeit das Seil hinter sich her, bis er die Kraft verlor; dann zog ihn der Fischer allmälig an sein Fahrzeug. Die kleinern Fische fiengen sie mit Netzen und Angeln, welches Letztere aber eben nicht sonderlich von Statten gieng, weil sie blos Angeln von Kupfer aber nicht von Eisen hatten.

In der Hauswirthschaft der Peruaner, waren folgende Umstände die merkwürdigsten. Jede Gemeinheit einer Stadt war verbunden, das Haus neu verehelichter Personen vom Mittelstande einzurichten, und die nächsten Verwandten mußten das Hausgeräthe und alles, zur Wirthschaft Unentbehrliche, liefern. Die Einwohner einer Landschaft oder Stadt durften sich nicht außer den Grenzen ihres Gebiets verheirathen, sondern mußten in ihrer Landschaft oder Stadt, oder Familie bleiben. Wahrscheinlich war diese Einrichtung deshalb gemacht, daß die mancherlei Völkerschaften für sich jede abgesondert bleiben möchten. Alle Einwohner einer Stadt, ja sogar einer Provinz, waren daher Verwandte, zogen auch in keine andre Stadt oder Landschaft, um stets bei den Ihrigen zu bleiben.

In ihrem Essen und Trinken waren sie sehr mäßig, und nur selten fielen Unordnungen darinnen vor. Bei ihren gewöhnlichen Mahlzeiten genossen sie fast nichts als Kräuter, die auf dem Felde wuchsen, und alle möglichen Kräuter waren ihnen lieb, wenn sie nur nicht giftig waren. Die, so eine natürliche Bitterkeit hatten, kochten sie zwei bis dreimal in verschiedenen Wassern, trockneten sie sodann an der Sonne und hoben sie so zum Gebrauch auf. Nicht selten aßen sie, besonders die Landleute, ihre Kräuter ohne alle Zubereitung, ganz roh. Wollten sie

sich

sich aber etwas Besonderes zu Gute thun, so kochten sie dieselben mit einem Stück von dem Fleische, das ihnen nach einer gehaltenen allgemeinen Jagd von den Ynca's oder Curacas, zu Theil geworden war. Von den Gewürzen, womit sie ihre Speisen schmackhaft machten, imgleichen von den übrigen Gewächsen und Früchten, die den Peruanern zur Speise dienten, wird unten in der dritten Abtheilung umständlicher gehandelt werden. — Ihr Getränk bestand in einem Decoct von verschiedenen Kräutern, die in trüben Wasser, mit etwas Salz vermischt, zubereitet wurden. Die Ursache, warum sie gerade trübes Wasser dazu nahmen, war die, weil sie glaubten, daß sich dies Getränk dann desto länger halte. Man nannte dasselbe Aca; es war gesund und ziemlich nahrhaft, aber nicht berauschend. Aus Mais wußten sie indessen auch ein berauschendes Getränk zu verfertigen, das dem Brantewein nicht unähnlich war, und bei ihren Gastereien und Trinkfesten herum gegeben wurde.

Diese Gastereien und Trinkfeste, die, der Mäßigkeit der Peruaner ohngeachtet, zuweilen, besonders unter den Vornehmern, angestellt wurden, hatten folgende solenne Einrichtung. Wenn der Tag eines solchen Festes da war, zu dem der Capac Ynca die Aufforderung an die Curacas, Feldobersten und andre vornehme Unterthanen in der Nähe und Ferne hatte gelangen lassen, und die eingeladenen Gäste gegenwärtig waren, setzte sich jener auf seinen goldenen Thron unter freien Himmel, oder in einem der großen Säle seines Pallastes, und ließ den Yncas, seinen Anverwandten sagen, daß sie in seinem Namen den versammelten Edeln der Nation eins zutrinken möchten. *) Der Ynca, der bei dieser

*) Diese Gewohnheit des Zutrinkens war unter allen Peruanern, hohen oder niedrigen Standes, gemein. Jeder, der dem andern zutrinken wollte, hatte 2 Gefäße von gleicher Größe,

ser Aufforderung das Wort führte, sagte dann zu dem, den er aufforderte: Der Capac Ynca läßt dich zum Trinken nöthigen, und ich werde dir in seinem Namen zutrinken. — Der Curaca, oder Feldoberste, oder wer es war, nahm darauf das Geschirr mit Ehrerbietung an, erhob seine Augen zur Sonne, und dankte ihr mit diesem Blicke gleichsam für die Gnade, die ihm jetzt durch einen ihrer Söhne wiederfuhr. Sobald er getrunken hatte, gab er das Geschirr dem Ynca zurück, ohne ein Wort zu sagen, und ohne etwas weiteres zu thun, als einige Küsse mit der Hand in die Luft zu werfen, um seine Verehrung zu bezeugen. Der regierende Ynca ließ auch nie allen Curacas, oder Vornehmen, sondern nur einigen, die er besonders ehren wollte, in seinem Namen zutrinken. Den andern wurde nicht im Namen des Capac Ynca, sondern von dem Ynca, der das Wort führte, zuge-

Größe, Gestalt und Metall, entweder von Gold und Silber, oder, bei geringen Leuten, von Holz, in den Händen. Diese Gefäße mußten einander darum gleich seyn, damit sie es einander im Trinken gleich thun, und keine Betrügereien dabei vorfallen möchten. Derjenige nun, der einen andern zum Trinken aufforderte, hielt in jeder Hand ein solches Geschirr. War die Person, der er zutrank, von geringern Stande, als er selbst, so reichte er ihr das hin, was er in der linken Hand hielt; war sie aber von vornehmern Stande, oder auch seines Gleichen, so reichte er ihr das in der rechten Hand mit mehr oder weniger Ceremonieen, nachdem es die Umstände erforderten. Sobald er getrunken hatte, setzte er sich wieder an seinen Ort. Die erste Aufforderung bei solchen Trinkgelagen, geschah von oben herab, von dem Vornehmsten an bis zu dem Geringsten herunter, denn es war ein Zeichen der Ehre, die der Vornehmere dem Geringern erwies, wenn er ihm zutrank. Daher trank nie der Letztere dem Erstern zuerst zu, sondern erwartete dies von ihm. Dieser Gewohnheit gemäß ließen auch die Ynca's bei solchen Gelegenheiten ihren Unterthanen zutrinken, und dabei genau die Rangordnung beobachten.

zugetrunken. Einige Zeit nachher, wenn die erste Gesundheit ceremonieenmäßig getrunken war, so forderten denn die Feldobersten, Curacas und Edle aller Völkerschaften, einige den Ynca selbst, andere aber seine nächsten Verwandten, zum Trinken auf. Die gewöhnlichen Komplimente dabei bestanden darin, daß sie sich dem Capac Ynca näherten, ohne ein Wort zu sprechen, sondern blos einen Kuß in die Luft warfen. Der Capac Ynca empfieng sodann den Aufforderer mit besonderer Freundlichkeit und ergriff das Geschirr, das er ihm reichte. Weil er aber, den Wohlstand zu beobachten, nicht alles austrinken durfte, so hielt ers nur an den Mund, und trank viel oder wenig, je nachdem er dem, der vor ihm stand, seine Gnade bezeugen wollte. Sobald das geschehen war, gab er das Geschirr den übrigen Yncas, die es in seinem Namen austrinken, und alsdann dem Eigenthümer wieder geben mußten. — Diese Gefäße, woraus der Capac Ynca getrunken, die er mit Händen und Lippen berührt hatte, wurden von denen, die sie besaßen, für so heilig gehalten, daß sie nie wieder daraus tranken, sondern sie an einen schicklichen Ort in ihren Häusern hinsetzten, und als ein heiliges Andenken an den Sonnensohn, abgöttisch verehrten. — — Sobald das feierliche Gesundheitszutrinken der Reihe nach herum gegangen und zu Ende gebracht war, auch jeder sich wieder an seinen Platz begeben hatte, so erschien sodann eine Anzahl Tänzer, die ihre Tänze nach dem Tacte eines Liedes, das sie sangen, anstellten. Oft waren diese Tänzer, um das Vergnügen zu erhöhen, vermummt, und führten die Wappen und Kennzeichen der ausländischen Nationen, die sie durch ihre Larven und Kleidungen vorstellig zu machen suchten. Während dieser Maskerade hörten die Zuschauer, besonders die jungen Ynca's, Curacas und Feldobersten, nicht auf, zu trinken, und brachten sich unter einander allerlei

Privatgesundheiten, nach Beschaffenheit der Umstände, zu. Dies Fest, das, wie oben gesagt ist, Raymi genannt wurde, dauerte neun Tage, worin ein beständiges Wohlleben geführt und nur auf Vergnügungen Bedacht genommen wurde. Nach Ablauf des neunten Tages kehrten die Curacas wieder in ihre Länder zurück. Wenn in der Zeit dieses Festes der König etwa einen Feldzug vornehmen mußte, oder sonst sein Reich bereisete, so wurde dasselbe demohngeachtet von dem Ynca, seinem Vicekönige zu Cusco, von dem Oberpriester und den andern Ynca's aus königlichem Geblüte, gehalten. Der König selbst aber begieng es an dem Orte, wo er gerade war, nur freilich nicht mit der Pracht, wie in seiner Residenz. — Von diesem Feste, das der Sonne zu Ehren gehalten wurde, wird unten an seinem Orte umständlicher geredet werden. —

Sobald eine Frau verheirathet war, kam sie die wenigste Zeit aus dem Hause, worin sie ihre Zeit mit Spinnen und Weben des wollenen oder baumwollenen Zeuges zu Kleidungsstücken, für den Gebrauch ihres Mannes und ihrer Kinder, zubrachte. Diese Kleidungsstücke bestanden nicht, wie die Europäischen, aus mehreren zusammengenähten Stücken, sondern, so wie die Arbeit aufgezogen wurde, so gab man ihr gleich die gehörige Länge und Breite, so daß nichts davon abzuschneiden und wenig daran zu nähen war. Schneider, Schuster und Strumpfweber hatten sie also nicht, denn die Weiber verfertigten die Kleidung für die ganze Familie, die Männer hingegen besorgten das Fußwerk. Beide aber, sowohl Männer als Weiber, bearbeiteten gemeinschaftlich das Feld, und unterschieden sich dadurch sehr wesentlich von allen übrigen, in der Nähe und Ferne wohnenden Völkerschaften, wo die Männer es für schimpflich hielten, den Weibern in der Feldarbeit hülfliche

liche Hand zu leisten, und statt dessen lieber zu Hause sich mit Spinnen und Weben beschäftigten.

Die Peruanischen Weiber ließen sich das Spinnen so angelegen seyn, daß sie auch, wenn sie ausgiengen, einen Besuch abzustatten, ihre Arbeit mit sich nahmen, so wie unsere feinern Europäerinnen etwa ihr Strick- oder Nähzeug als eine, auch in Gesellschaften, wo sie mehr oder weniger Langeweile befürchten, unentbehrliche Beschäftigung bei sich führen. Ja sogar auf Spaziergängen, oder auf dem Wege nach dem Hause, das sie besuchten, lag die Arbeit nicht stille. Nur Damen aus königlichem Geblüte (die sogenannten Pallas) ließen, wenn sie einen Besuch machten, ihre Spindel durch Frauenzimmer bis an den bestimmten Ort, hinter sich her tragen, und dann spannen Besuchende und Besuchte eifrig um die Wette. Ein eigentliches Spinnrad hatten sie nicht, sondern nur eine Spindel, die nicht, wie die Europäische, auf einem eisernen Sticken, sondern auf einen von Schilf gemachten Stäbchen sich drehete. Den Hanf oder die Wolle hefteten sie mit einem breiten Bande an einen Stab, und nahmen ihn so in den rechten Arm. In der linken Hand hielten sie die Spindel, und die ersten Finger beider Hände brauchten sie dazu, den Hanf oder die Wolle in feine Fäden zu ziehen und über die Spindel zu drehen, ohne dabei einen Finger naß zu machen.

Wenn eine Frau aus den mittleren Ständen des Reichs eine Pallas, oder die Gemahlin eines Curacas besuchte, so nahm sie keine Arbeit mit sich. Gleich nach den ersten Empfangskomplimenten aber, bat sie die Pallas oder wer er war, um Beschäftigung. Dann gab ihr jene, zum Zeichen ihrer Gewogenheit, etwas von ihrer eignen, oder ihrer Töchter-Arbeit. — Diese unter den Peruanern übliche Gewohnheit, bei Abstattung eines

Besuchs, Arbeit mitzubringen, oder sich von der Dame, die man besuchte, dergleichen auszubitten, fand sogar bei den Spaniern in Peru Beifall und Nachahmung.

Weil die Peruaner, insbesondere die Weiber, außerordentlich viel auf langes, rabenschwarzes Haar hielten, so bedienten sie sich folgendes Mittels, um ihrem Haar diese Farbe, die es vielleicht von der Natur nicht erhalten hatte, zu geben. Sie kochten in einem Kessel verschiedene Kräuter und unter diesen eine Wurzel, die sie Chuchau nannten, und wenn alles gehörig durchgekocht war, hielten sie entweder ihr Haar in den Kessel selbst hinein, oder wuschen es mit der Lauge, so heiß es der Kopf nur vertragen konnte. Mit dieser Operation fuhren sie einige Stunden fort, dann hatte ihr Haar die Schwärze und den Glanz wie Rabenfedern.

Die Neigung, eine frische Gesichtsfarbe zu haben, war auch unter den Peruanerinnen so groß, daß sie, wenn die Natur in diesem Stücke sie nicht gehörig bedacht hatte, ihre Zuflucht zur Kunst nahmen, um dadurch dem natürlichen Mangel abzuhelfen. In ihren Bergwerken wurde ein rothes Pulver gewonnen, das mit unserm Zinnober viel Gleiches hatte. Dies war ihre Schminke, die sie aber nicht, wie Europäische Damen, auf die Wangen schmierten, sondern blos einen Strich, von den Augenwinkeln an, bis an die Schläfe damit machten. Diese Schönheitslinie machten sie mit einem Stocke, und etwa von der Breite eines Strohhalms. Auch bedienten sie sich, um eine feine Haut zu haben, einer gewissen Salbe, die so weiß, wie Milch war, die sie, wie ein Pflaster, aufs ganze Gesicht legten, und nach Verlauf etlicher Tage wieder abnahmen.

Die Kinderzucht der Peruaner war ungemein strenge und durchaus von aller Verzärtelung entfernt. Dies erstreckte sich vom regierenden Ynca bis auf den ärmsten

Land=

Landmann herunter. — Sobald ein Kind geboren war, wurde es mit kaltem Wasser gewaschen und darauf in Windeln gewickelt, das kalte Bad aber jeden Morgen wiederholt. Wollten Mütter ihren Kindern eine außerordentliche Liebkosung erweisen, so nahmen sie Wasser in den Mund und besprützten damit den ganzen Leib des Kindes, den Wirbel des Haupts ausgenommen. Sie ließen fast 3 Monate vorbeigehen, ehe sie ihnen die Arme einwickelten, weil sie glaubten, daß dadurch die Kinder nur schwache Glieder bekämen. Die meiste Zeit lagen die Kinder in den Wiegen, die in einer Art von Bank bestanden, und auf einem Fußgestelle ruhten, auf dem sie, nicht wie unsre Wiegen, von einer Seite zur andern, sondern, wie eine Schaukel, hinauf und hernieder gezogen wurden. Das Bette, worauf die Kinder lagen, war eine Art von groben Netze, womit die Wiege auf beiden Seiten umwickelt wurde, damit das Kind nicht herausfallen konnte. Die Mutter nahm das Kind nie, selbst dann nicht, wenn sie es stillen wollte, in die Arme, um es nicht zu verwöhnen. Wenn sie es aber ja für gut fand, es einmal aus der Wiege herauszunehmen, so machte sie ein Loch in die Erde und stellte es bis an den halben Leib hinein, legte allerhand Lappenwerk um dasselbe herum und gab ihm allerlei zu spielen, niemals aber ward ein Kind Tagelang auf den Armen getragen, und wenn es der Erbprinz des Ynca war. Wollte die Mutter ihrem Kinde die Brust reichen, so bückte sie sich auf dasselbe hernieder, und dies geschah des Tages nicht mehr als dreimal, Morgends, Mittags und Abends, außer der Zeit nie, das Kind mochte schreien, so viel es wollte, bis es endlich allmälig an diese Ordnung gewöhnt war. — Diese Gewohnheit beobachteten alle Weiber im ganzen Reiche aufs sorgfältigste, weil der allgemeine Glaube war, daß die Kinder durch das zu öftere Stillen bleich, und bei zunehmenden Jahren unersättlich würden. —

den. — So vornehm eine Dame auch seyn mochte, so vertraute sie ihr Kind doch nie einer Amme an, sondern stillte es selbst, wenn sie anders nicht durch Krankheit daran gehindert wurde. In der ganzen Zeit des Stillens enthielt sie sich von ihrem Manne, um nach ihrer Meinung die Milch nicht zu verderben und die Kinder nicht ungesund zu machen. Bei hinlänglicher Milch der Mutter, bekam das Kind vor der Entwöhnung nichts anders zu essen und zu trinken, denn das Gegentheil hielten sie für die Gesundheit der Kinder äußerst schädlich. Sobald das Kind sich aufrecht erhalten konnte, mußte es auf den Knieen die Mutterbrust fassen, so gut es konnte; wollte es die andre Brust, so wurde sie ihm vorgehalten, und es mußte darnach fassen, ohne in die Arme genommen zu werden. — Wenn eine Frau entbunden war, so brauchte sie weder für sich, noch für das Kind eine andre Erfrischung, als das Waschen mit Wasser. Nachher gieng sie an ihre Wirthschaft, als ob mit ihr nicht die geringste Veränderung vorgefallen wäre. — Da die Peruanischen Weiber ungemein leicht gebaren, so war es in der Regel nicht gebräuchlich, daß eine Frau der andern bei der Geburt zu Hülfe kam, so vornehm auch die Gebärerin war. Hebammen waren also nicht da, und nur selten wurde Hülfe bei andern Frauen gesucht.

Eilftes Kapitel.

Religion der Peruaner vor den Zeiten der Ynca's. — Ihre Gottheiten, Opfer und Gebräuche. — Ihre Ehen. — Große Religionsverbesseruug durch Manco Capac. — Seine Lehren. — Sonnendienst und Verehrung der Gottheit Pachacamac. — Glaube an Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung und kräftige Vergeltung in der Ober = und Unterwelt. — Sonnentempel zu Cusco, und große Hochachtung vor dieser Stadt. — Kapellen des Tempels. — Pracht und Reichthum darin. — Gottesdienstliche Gesetze. — Opfer für die Sonne. — Opferpriester. — Künstlicher Garten bei dem Tempel. — Berühmter Tempel auf Titicaca und Traditionen davon. —

Die Religion der Peruaner kann man, so wie ihre bürgerliche Verfassung, in 2 Alter oder Perioden eintheilen, in die Religion vor den Zeiten der Ynca, und in die seit dem Regierungsantritt dieser Regenten. Die Religion der ersten Periode war, wie man leicht denken kann, äußerst roh und ohne alle Ordnung, so wie es die Sitten der Völker selbst waren. Diese suchten sich ihre Gottheiten oft in den allerabscheulichsten und ungereimtesten Dingen, und ihre Anzahl war ungeheuer. Jede Landschaft, jedes Volk, jede Familie, jede Stadt, Straße, ja jedes einzelne Haus hatte seine besondern Götter, die von den Gottheiten der Uebrigen unterschieden waren. Einige beteten Kräuter, Blumen, Wurzeln, hohe Bäume, Höhlen, Berge, große Steine und kleine Kieselsteine von mancherlei Farbe, als Gottheiten an, und besonders wiederfuhr diese Ehre dem Smaragd. — Andere bewiesen den Löwen, Tigern und Bären, und zwar wegen ihrer Grausamkeit, göttliche Ehre, warfen sich vor ihnen nieder,

nieder, wenn sie ihnen begegneten, und ließen sich lieber von diesen Bestien zerreißen, ehe sie die Flucht ergriffen, oder sich vertheidiget hätten. Wieder andere hielten Affen, Füchse und Hunde, und noch andere, Adler und Reiher für Gottheiten. Einige Völkerschaften beteten sogar Schlangen, Kröten und Eidexen an. Mit einem Worte — es war nichts so häßliches oder schädliches anzutreffen, das nicht von Einigen zum Gegenstande der göttlichen Verehrung gemacht worden wäre.

Doch gab es auch in jener ältesten, finstern Periode einige Völker unter den Peruanern, die bei der Wahl ihrer Gottheiten ein gewisses Maas von Ueberlegung gebrauchten, indem sie nur solche Dinge anbeteten, die ihnen doch noch einige Vortheile gewährten. So machten einige die Flüsse und Bäche, andere die Erde, wieder andere die Luft, oder das Feuer, oder sonst etwas höchst Nützliches und Unentbehrliches, zu Gottheiten. Die Völker an den Seeküsten wählten das Meer zum Gegenstand ihrer Verehrung, und hielten die Fische, die sie fiengen und aßen, für wohlthätige Götter.

Die Opfer, die die meisten dieser rohen Völker ihren eingebildeten Gottheiten brachten, waren den fehlerhaften Begriffen, die sie von ihren Göttern hatten, vollkommen angemessen, und je grausamer sie sich dieselben dachten, desto blutiger waren die Opfer, durch die sie um ihre Gnade buhlten. Außer den gewöhnlichen Opfern von Früchten und Thieren, opferten sie auch Menschen ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht, und besonders traf dies Loos ihre Kriegsgefangenen. Waren aber solche nicht vorhanden, so mußten ihre eignen Kinder ihre Stelle ersetzen. Ihre Art zu opfern, hatte vieles mit der der Mexicaner gemein; sie öffneten dem Unglücklichen die Brust, rissen Herz und Lunge heraus, und bestrichen mit dem noch rauchenden Blute das schreckliche Bild des

Götzen,

Götzen, dem dies Opfer galt. Kaum war dies geschehen, so untersuchten ihre Wahrsager mit aller Genauigkeit Herz und Lunge, und prophezeiten Gutes oder Böses daraus. Dann ward beides zu Ehren des Götzen verbrannt, der Leichnam aber mit unglaublicher Begierde verzehrt. — Besonders gierig bewiesen sich darin die Einwohner der Landschaft Antis. Wenn diese einen Gefangenen machten, so zerstückten sie ihn augenblicklich und theilten die Stücke unter ihre Freunde aus. Doch geschah dies nur mit Gefangenen von geringem Stande. Bekamen sie aber einen Anführer der Feinde in ihre Gewalt, so war ein solcher noch weit übler daran. Dann versammelten sich Männer, Weiber und Kinder, banden ihn nackend an einen Pfahl, und schnitten ihm mit scharfen Steinen große Stücken Fleisch vom Leibe. Alles bestrich sich mit dem hervorströmenden Blute des Unglücklichen und verschlang dabei die abgelösten Stücken seines Fleisches in großen Bissen, so daß jener sich bei lebendigem Leibe aufzehren sehen mußte. Hatte er endlich seinen Geist aufgegeben, so hörten sie auf, sein Fleisch zu fressen, hielten das Uebrige in großen Ehren, setzten es ein, und aßen nur bei feierlichen Gelegenheiten davon. Machte der Unglückliche bei seiner Zerfleischung nur die geringste Geberde, seinen Schmerz auszudrücken, oder entfuhr ihm nur der leiseste Seufzer; so wurden nach seinem Tode seine Gebeine zerstoßen und mit Verachtung ins Wasser geworfen. Hielt er aber standhaft aus, so wurden seine Gebeine an der Sonne getrocknet, an einem hohen Berg oder Baum aufgehangen, und göttlich verehrt.

Andere Völkerschaften des Landes bewiesen zwar weniger Grausamkeit bei ihren Opfern, dennoch aber mußte stets Blut dabei vergossen werden, sollte es auch nur aus Armen und Hüften gewesen sein. War die Feierlichkeit recht groß, so wurden die Nasenlöcher durchstochen, oder Blut zwischen den Augenbraunen abgezapft.

Den Ehestand kannten jene barbarischen Völker vor ihrer religiösen und sittlichen Cultur fast gar nicht, und sie folgten in Befriedigung des Geschlechtstriebes blos dem, was die Sinnlichkeit und die rohe Natur ihnen gebot. Einige liefen zusammen, wie das Vieh, und keiner hatte ein eigenes Weib. Andre hingegen nahmen Schwester, Töchter, ja sogar Mütter zu Weibern. Bei einigen war es weibliche Tugend, recht ausschweifend zu leben, und solche Dirnen wurden höher geachtet, als die, denen eine etwas höhere Sittsamkeit natürlich war. Doch gab es auch einige Völker, bei denen das Gegentheil Statt fand, wo junge Frauenzimmer sehr sorgfältig vor Ausschweifungen bewahrt, und nur dann erst öffentlich sich sehen lassen durften, wenn sie ihrem Bräutigam zugeführt wurden.

So roh, so ohne alle Einförmigkeit verschieden waren die Religionsbegriffe und Ceremonieen, vor der Erscheinung jenes in allem Betracht merkwürdigen Reformators der Sitten und Meinungen. Mit ihm gieng ein zwar ungewohntes, aber höchst wohlthätiges Licht für jene irrenden und aus Unwissenheit grausamen und lasterhaften Naturmenschen auf, das mit seinem sanften Glanze zwar ihre Begriffe erhellete, und ihnen mildere Sitten als Mittel zu ihrer Glückseligkeit zeigte, aber dennoch ihnen nicht das geringste von dem Wohlstande raubte, den die gütige Natur über alle ihre Kinder, die ihr nur folgen, ausbreitet. Er lehrte sie nicht, der Natur untreu zu werden, und durch nichts als erkünstelte Sitten und Gewohnheiten in das entgegengesetzte Extrem der höchsten Verfeinerung, die so viel Laster im Gefolge hat, zu fallen; sondern er blieb bei seinen Lehren und Anweisungen, immer nur auf dem Pfade, den ihm die Natur selbst zeigte, und lehrte seine Zöglinge nur, diesen Weg auch finden, und auf ihm zum rechten Genuß aller natürlichen Glückseligkeit zu gelangen, den sie bisher gar nicht

gekannt hatten. — So wurde Manco Capac wirklich der größte Wohlthäter seiner Wilden, indem er durch wahre Verbesserung der Sitten, durch richtige, den Umständen angemessene Veränderung des Meinungssystems in der Religion, mehr Cultur unter sie brachte, und sie dennoch auf dem Wege der Natur bleiben lehrte, der eben so weit von thierischer Rohheit, als von höfischer Ueberfeinerung entfernt ist.

Manco Capac und seine Gemahlin Moqca Huaco, voll des edeln Vorsatzes, die Sitten der Wilden zu verbessern, sahen es ein, daß diese wohlthätige Revolution nicht anders, als durch eine edlere, vernunftmäßigere Verehrung der Gottheit, bewirkt werden könne, und sogar von dieser den Anfang nehmen müsse, wenn sie anders von Dauer sein und ihre seegensreichen Einflüsse auch auf die späteste Nachkommenschaft verbreiten sollte. Sie sahen es ein, daß der Glaube an Gottheiten, deren Gunst nur von blutigen Menschenopfern abhieng, ohnmöglich menschliche, wohlwollende Gesinnungen erzeugen, sondern vielmehr die heiligsten Bande der Menschheit zerreißen, und jeden Menschen als Feind zu hassen und zu fliehen, lehren müsse. Diesem, Unmenschlichkeit lehrenden Glauben abzuhelfen, und ihn aus dem Herzen der Barbaren, worin er seit so vielen Menschenaltern hindurch Wurzel geschlagen hatte, gänzlich auszurotten, fieng Manco Capac an, seine Zuhörer auf die Seegnungen und Wohlthaten aufmerksam zu machen, die ihnen und der Welt durch die Einflüsse der Sonne zu Theil wurden, und daß daher dieses seegnende Wesen nichts anders, als eine wohlthätige Gottheit sein könne, da sie alles belebe und alles mit ihren Stralen beglücke. „Und „eben darum — fuhr er fort — hat Pachacamac, „der große, unsichtbare Werkmeister und Erhalter der „Welt, ihr einen solchen Glanz und so hohe Schönheit „mitgetheilt, daß ihr sie als Gottheit verehren und an-

„beten

„beten sollt. Sehet nur das Heer von Wohlthaten, das „täglich durch ihren Einfluß sich über euch verbreitet; „denkt an das Glück, das euch jetzt durch sie angeboten „wird, daß sie ihre Kinder zu euch sendet, um euch zu „belehren, und euer Wohlsein zu befördern. Warum „wolltet ihr nun noch ferner eure Hoffnung auf Dinge „setzen, die in Ansehung ihrer Vollkommenheiten weit un„ter euch stehen, und die, so wie ihr selbst, nicht da sein „würden, wenn nicht die alles belebende Sonne sie hervor„gebracht hätte. Haben nicht alle Pflanzen, Kräuter und „Bäume, und alle Dinge, die ihr bis jetzt für Gotthei„ten hieltet, von ihr Leben und Wachsthum, und was „würden sie ohne sie sein? Und dann betrachtet nur die „Schönheit der Sonne gegen eure übrigen Götter, ge„gen Schlangen, Kröten und Eidexen, und fragt eure „eigne Empfindung, ob sie nicht schon dieses Vorzugs „wegen eure Verehrung mehr, als jene häßlichen Raub„thiere verdient." — Durch diese und ähnliche Vorstellungen erreichte Manco Capac seine Absicht, seinen Zuhörern die Sonne als eine Gottheit kennen zu lehren, und seine Lehren fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. — Auf dem Grunde, den Manco Capac einmal gelegt hatte, baueten seine Nachfolger fort, und sehr bald kam es dahin, daß man ihr zu Ehren Tempel erbauete, und diese mit den köstlichsten Schätzen des Landes ausstattete. — Den Mond hielt man zwar auch als Schwester der Sonne für ein höheres Wesen, doch aber verehrte man ihn nicht, wie jene. Den beiden Stiftern dieser neuen wohlthätigen Lehre that man aber göttliche Ehre an, und setzte sie, als Kinder der Sonne, in einen fast gleichen Rang mit ihr.

Den Lehren dieses Manco Capac zufolge beteten nun die Peruaner die Sonne zwar als die erste sichtbare Gottheit an, brachten ihr Opfer und feierten ihr zu Ehren große Feste, dennoch aber verehrten sie außer derselben

noch

noch ein höheres Wesen, das sie Pachacamac nannten, obgleich ihre Begriffe davon ziemlich dunkel und verworren sein mochten. Dieser Name aber stand bei ihnen in einer solchen Heiligkeit, daß sie sich fast gar nicht unterstanden, ihn zu nennen; mußten sie es aber ja thun, so geschah es nicht anders, als mit den deutlichsten Zeichen der größten Ehrfurcht, sie hoben die Achseln in die Höhe, beugten das Gesicht zur Erde, schlossen die Augen zu, legten die offne linke Hand auf die rechte Schulter und gaben verschiedene Küsse in die Luft. Diese Stellungen waren unter den Ynca's und ihren Unterthanen Kennzeichen einer vollkommnen Anbetung und außerordentlichen Ehrfurcht, und wurden blos bei Nennung des Namens Pachacamac, bei Anbetung der Sonne und bei Verehrung ihrer Könige gebraucht, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Nennung des erstern Namens diese Zeichen weit lebhafter als bei dem andern, ausdrückten. Befragte man sie, wen sie sich unter Pachacamac dächten; so gaben sie zur Antwort, daß er es sei, der die Welt gemacht habe, sie belebe und erhalte. Weil sie ihn aber nie zu sehen Gelegenheit gehabt hätten, so erbaueten sie ihm auch keine Tempel, brächten ihm auch keine Opfer, sondern beteten ihn nur im Herzen an.

So hatten also die Peruaner zur Zeit der Ynca's, keine andern Götter, als den Pachacamac, dem sie, so zu sagen, nur ihre Herzen zum Tempel gewidmet hatten, nächst dem die Sonne, der sie prächtige Tempel erbauten und Opfer brachten. Dann folgte der Mond, als die Gemahlin der Sonne und die Sterne als die Begleiter dieser Gottheiten. Weil aber die Spanier die Religion des ersten und zweiten Alters nicht unterscheiden konnten, und also die Erzählungen, die sie davon hörten, aus Unkunde der Sprache oft mit einander verwechselten, so dichteten sie diesem Volke eine Menge von Götzen an, die zwar vorhin unter ihnen Statt gefunden

hatten,

hatten, seit ihrer Cultur aber durch den Manco Capac und seine Nachfolger gänzlich abgeschaft waren *)

Die Religion der Peruaner lehrte wirklich eine Unsterblichkeit der Seele, und ihre Amautas oder Philosophen, dehnten diese Lehre noch weiter aus. Sie zeigten, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, daß die Seele nichts anders, als ein unsterblicher Geist seyn könne, daß

*) Höchstwahrscheinlich rührten jene unrichtigen Relationen der Spanier von dem ganz mißverstandenen Worte Huaca her. Denn dieses hatte, je nachdem es accentuirt wurde, eine sehr verschiedene Bedeutung. Zuerst hieß es freilich einen Götzen, dann aber auch irgend eine heilige Sache, ein Opfer, das sie der Sonne brachten, und das in güldenen, silbernen und hölzernen Bildern von Menschen oder Thieren, bestand. Auch bezeichneten sie damit Tempel, Gräber und geheiligte Plätze, wo ihre Priester vorgebliche Offenbarungen bekamen. Ferner nannten sie alles, was in seiner Art besonders schön war, sogar Bäume, Früchte und Blumen, Huaca. Sogar häßliche und ungestalte Dinge, besonders die großen Schlangen, bekamen diesen Namen. Kurz, sie gebrauchten diesen Ausdruck, um irgend etwas Ungewöhnliches und Außerordentliches zu bezeichnen. Wenn z. B. eine Frau von Zwillingen entbunden ward, so nannten sie sowohl die Kinder, als die Mutter, Huaca, besteckten sie mit Blumen und führten sie mit großen Freudensbezeugungen durch den Ort. Eben so nannten sie aber auch Kinder, die gebrechlich zur Welt kamen, ingleichen seltene Steine. Endlich hatte auch das große Gebirge, das sich durch ganz Peru bis an die Magelhanische Meerenge erstreckt, denselben Namen. Demohngeachtet aber beteten sie diese Dinge, die sie Huaca nannten, nicht an, sondern sie bezeichneten damit nur etwas Außerordentliches und Auffallendes. — Da nun die Spanier keine andere Bedeutung des Worts Huaca, als die, wodurch ein Götze angedeutet wurde, kannten, so glaubten sie, daß alle die andern Dinge, die man eben so nannte, eben so viele Götzen wären, und von den Peruanern auf eben die Art, wie vor den Zeiten der Ynca's, angebetet würden.

daß hingegen der Leib von Erde sei, und wieder zu Erde werde. Deswegen nannten sie ihn auch Alpacamasca oder beseelte Erde; und wenn sie den Unterschied zwischen Menschen und Thier anzeigen wollten; so bedienten sie sich der Ausdrücke Runa und Llama, wovon der erstere ein menschliches, der andere ein blos thierisches, unvernünftiges Wesen bezeichnete. Nach diesem Leben statuirten sie ein anders, das für Gute glücklich, für Böse unglücklich sei. Die Welt theilten sie in drei Theile; den ersten, oder die Oberwelt, nannten sie Hanan Pacha, die Mittelwelt, auf der alles lebte, Hurin Pacha, und die Unterwelt Veu Pacha oder auch, als Aufenthalt der Lasterhaften, Cupäypa Huachin. Ihre Meinung von dem andern Leben war aber sehr materiell, denn die Glückseligkeit desselben in der Oberwelt setzten sie in einem ruhigen, sorgenfreien Leben, und die Unglückseligkeit der Unterwelt in einem Beisammensein aller möglichen Ungemächlichkeiten und Unglücksfälle, die schon auf der wirklichen Welt angetroffen werden. Doch schlossen sie von jener Glückseligkeit der Oberwelt, Wollust und andere gröbere sinnliche Genüsse aus, und setzten sie nur in Ruhe der Seele und des Leibes. Eben so glaubten sie auch eine allgemeine Auferstehung der Leiber an einem bestimmten Tage, ohne jedoch ihre Begriffe darüber recht deutlich und bestimmt ausdrücken zu können. Diesem Glauben zufolge hoben sie alle Theile des menschlichen Leibes, so gering sie auch schienen, sorgfältig auf, und versteckten sie an besondere Oerter. Fielen z. B. Haare oder Nägel, die man abgeschnitten hatte, von ohngefähr auf die Erde, und ein Anderer sahe es, so hob er dergleichen augenblicklich auf und versteckte es aufs neue. Denn man behauptete, daß alle Menschen in eben dieser Welt aufs neue lebendig, und die Seelen aus den Gräbern mit allem, was ihnen von den Leibern übrig geblieben sei, aufstehen würden. Damit nun auch die unbe-

deutendern Theile des Leibes, als Nägel und Haare, nicht weit gesucht werden möchten, so huben sie dieselben auf, um allen Lerm und alle Verwirrung an dem Tage der Auferstehung desto sicherer zu vermeiden.

So viel von ihren allgemeinen Religionsbegriffen, — jetzt das Besondere derselben.

Die Stadt Cusco war bei den Peruanern einer der verehrungswürdigsten Plätze, und wurde sogar für heilig gehalten, theils, weil sie vom Manco Capac selbst angelegt, theils aber auch, weil sie die Residenz der Sonnensöhne war. Wie hoch sie die Stadt schätzten, kann man aus der Ehrerbietung beurtheilen, die sie unter allen Umständen den Einwohnern derselben wiederfahren ließen. Begegneten sich z. B. zwei Peruaner, wovon der eine von und der andere nach Cusco reisete, so erwiesen sie sich einander mehr oder weniger Ehrerbietung, je nachdem sie entweder aus der Stadt selbst gebürtig, darin wohnhaft, oder aus ihrer Nachbarschaft waren. Dies wurde sogar auf die Früchte ausgedehnt, die von Cusco kamen. Denn obgleich diese nicht besser, als an andern Orten waren, so wurden sie dennoch darum höher geschätzt, eben weil sie aus dieser Stadt herkamen. Die Ynca's nun, die diese, gleichsam abgöttische Verehrung ihrer Residenz kannten, die ihr von den Unterthanen gezollet wurde, sparten keine Mühe und Kosten, sie so glänzend als möglich zu machen, und besonders solche Gebäude darin zu errichten, die das Erstaunen und die Bewunderung der Nation ganz erregen konnten. Das prächtigste dieser Gebäude war der Sonnentempel, und in diesem befanden sich die unsäglichsten Schätze. Jeder Ynca suchte seine Vorgänger in Erweiterung und Verschönerung dieses Gebäudes zu übertreffen, wodurch es denn endlich in einen solchen Stand gesetzt ward, daß die auf uns gekommenen Nachrichten davon,

faſt alle Vorſtellungen überſteigen. Der Ynca Yupanki brachte dieſen Tempel zu ſeiner höchſten Vollkommenheit und Schönheit, worin ihn noch die Spanier bei ihrer Ankunft fanden. Das Dach deſſelben war von Stroh, weil die Peruaner den Gebrauch der Dachſteine nicht kannten. Die vier Mauern des Tempels waren von unten bis oben mit Goldblech getäfelt. Ueber dem Altar, der gegen Morgen ſtand, prangte das Bild der Sonne aus dicken, maſſiven Golde gearbeitet. Dieſe Figur, die aus einem Stücke beſtand, hatte ein rund Geſicht, und war um und um mit einem flammenden Stralenkranze umgeben, ſo wie ſie von den Malern gewöhnlich vorgeſtellt wird. Sie war von ſolcher Größe, daß ſie ſich von einer Mauer bis zur andern mit den Spitzen der Strahlen erſtreckte, und in dem Tempel ſelbſt war weiter kein Bild zu ſehen. Auf beiden Seiten dieſer Sonne waren die verſtorbenen Könige nach ihrem Alter und ihrer Regierungsfolge, in der prächtigſten Kleidung, die ſie bei Lebzeiten getragen, hingeſetzt, und auf eine ſolche, leider ganz verloren gegangene Art einbalſamirt, daß ſie mehr lebendig, als todt zu ſeyn ſchienen. Sie ſaßen insgeſammt auf goldenen Stühlen, die auf eben ſolchen Fußgeſtellen ruhten, und hatten ihren Blick zur Erde niedergeſchlagen; *) der einzige, Huayna Capac,

 den

*) Bei Ankunft der Spanier wurden dieſe Leiber der Könige verſteckt, ſo daß man ſie nicht hat wiederfinden können, bis endlich 1559 noch fünfe davon, nemlich 3 Könige und 2 Königinnen, entdeckt wurden. — Neuere Nachrichten melden auch, daß 1751 in dem 15—16 Meilen von Cuſco entlegenen Dorfe Urcos, eine Höhle entdeckt ſei, worin man Kiſten von dickem Golde angetroffen habe, worinnen noch Gebeine von 3 alten Königen verwahrt geweſen ſeyn ſollen. Man habe darauf alle Winkel der Höhle ſorgfältig durchſucht und verſchiedene Eingänge entdeckt. Daraus habe man denn die Hoffnung geſchöpft, die unſäglichen Schätze zum Theil wenigſtens wieder zu finden, die bei Ankunft der Spanier von den Peruanern bei Seite geſchafft worden waren.

den man, seiner hervorstechenden Regentenfugenden wegen, für einen von der Sonne vorzüglich geliebten Sohn hielt, hatte den Vorzug, dem Sonnenbilde gerade gegenüber, und zwar mit aufgerichtetem Blicke, zu sitzen. — Der Tempel selbst hatte verschiedene Thüren, die insgesammt mit Goldblech beschlagen waren. Der vornehmste Eingang war gegen Mitternacht. Rund um die Mauer, inwendig im Tempel, war eine goldene Verzierung in Form eines Kranzes angebracht, welche mehr als eine Elle in der Breite hielt. — An den Seiten des Tempels herum standen fünf Kapellen, die pyramidenförmig in die Höhe giengen. Die erste davon war dem Monde, als der Gattin der Sonne, geheiligt. Die Thüren und Mauern derselben waren inwendig mit Silberblech überzogen, und das Bild des Mondes von Silber, dem man ein weibliches Gesicht gegeben hatte, prangte an der Hauptwand. Als Mutter der Ynca's nannte man ihn Mama Cuilla, doch brachte man ihm, außer der gewöhnlichen Verehrung, keine Opfer, wie der Sonne. An beiden Seiten der Kapelle sahe man die einbalsamirten Leichname der verstorbenen Königinnen nach eben der Ordnung, wie die der Könige in dem Sonnentempel; auch hatte die einzige Mama Ocllo, die Mutter des vor allen andern geliebten Huayna Capac, ihr Gesicht gerade auf die Mondscheibe gerichtet. — Die zweite Kapelle war dem Stern der Venus besonders, übrigens aber auch dem Siebengestirn und allen Sternen überhaupt gewidmet. Sie war, wie die des Mondes, inwendig mit Silberblech getäfelt, und ihre Kuppel stellte inwendig einen prächtig gestirnten Himmel vor. — Die dritte Kapelle nächst jener gehörte dem Blitz und Donner, als Dienern der Sonne. Weil sie aber diese Dinge nicht wohl durch ein Bild darstellen konnten, so sahe man in der ganzen Kapelle auch nichts, einem Bilde ähnliches. Sie war blos mit goldenen Blechen ausgeschla-

schlagen, und ihr Name hieß Yllapa. — Die vierte Kapelle war dem Regenbogen, als einer Wirkung der Sonne, gewidmet. Sie war ganz mit Gold ausgeschmückt, und das Bild des Regenbogens sahe man mit allen sieben Farben auf einer großen goldenen Tafel, die eine ganze Wand einnahm. Die Peruaner nannten den Regenbogen Cuychu, und hatten sehr viel Ehrerbietung vor ihm. Sobald sie ihn am Himmel sahen, hielten sie sogleich den Mund mit der Hand zu; denn sie besorgten, daß, wenn sie dies nicht thäten, und den Mund offen ließen, ihre Zähne verfaulen und ausfallen würden. — Die fünfte und letzte Kapelle war zum Aufenthaltsort der am Tempel dienenden Priester (die alle von königlichem Blute abstammen mußten) bestimmt. Sie war, wie der Tempel selbst, inwendig von unten bis oben mit Gold ausgetäfelt, es durfte aber darin weder gegessen noch geschlafen werden, und sie diente gleichsam zum Audienzzimmer, worinnen die Opfer und andre, zum Dienste des Tempels erforderlichen Umstände von den Priestern verabredet wurden. — Auswärts an den Mauern dieser Kapellen waren an jeder Seite vier große Nischen von gebackenen Steinen erbauet und inwendig mit Gold verziert. Die Winkel des äußern Leistenwerks, welches die Nischen einschloß, waren mit verschiedenen Edelsteinen, besonders mit Smaragden und Türkissen besetzt. Bei den Sonnenfesten, von denen in der Folge ausführlicher geredet wird, setzte sich der Ynca bald in diese, bald in jene, nachdem es die Feierlichkeit des Festes erforderte. — Außer diesen 5 Kapellen befanden sich in der Nähe des Sonnentempels noch verschiedene andere Wohnungen und Zimmer für die Priester und Tempeldiener, die alle aus dem Geschlechte der Ynca's waren. Denn kein Peruaner, so vornehm er auch seyn mochte, durfte in den Tempel gehen, wenn er nicht ein Ynca war. Frauenzimmer, selbst

die

die Gemahlinnen und Töchter des Königs, durften gar nicht hineinkommen. — Die Priester dieneten Wochenweise im Tempel, mußten sich unterdessen ihrer Weiber enthalten, und durften weder bei Tag noch bei Nacht den Tempel verlassen. Das Personale der Aufwärter und Diener aller Art, war sehr zahlreich und aus eben den Städten und von eben den Völkern genommen, welche diejenigen liefern mußten, die in dem Pallaste des Königs dienten. Der Oberpriester, der Villac Umu hieß, hatte das Geschäft, die Opfer genau zu prüfen, und den zum Opfer bestimmten Theilen das zu erforschen, was er als gute oder böse Vorbedeutungen dem Volke bekannt zu machen hatte. Diese Opfer wurden an verschiedenen Plätzen verrichtet, je nachdem es die Beschaffenheit des Festes erforderte. Die allgemeinen Opfer des vornehmsten Sonnenfestes, Ynti Raymi, geschahen auf einem großen Platze mitten in der Stadt, die andern aber, die nicht so feierlich waren, wurden im Vorhofe des Tempels verrichtet, wobei das zahlreich versammelte Volk aus allen Provinzen und Landschaften durch Tänze und andere öffentliche Lustbarkeiten, sich ergötzte. Doch mußten sie in einer mäßigen Entfernung vom Tempel ihre Schuhe ablegen und barfuß erscheinen.

Die Opfer, die der Sonne gebracht wurden, bestanden in großen und kleinen Hausthieren, am meisten in Lämmern, Schaafen, großen Vögeln, Fett, Korn und Hülsenfrüchten. Auch brachten sie das allgemein beliebte Kraut Cuca (wovon unten mehr gesagt worden wird) und verschiedene feine Kleidungsstücke. Alles, ausgenommen die Kleidungsstücke, wurde zu Ehren der Sonne verbrannt, und ihr dabei gedankt, daß sie dergleichen zum Nutzen der Menschen wachsen und entstehen lasse. Ueberdies opferten sie auch ein gewisses Getränk, das aus Mais und Wasser gemacht war, wobei sie sich folgendergestalt verhielten. Wenn sie Lust hatten, eins

zu

zu trinken, so aßen sie vorher erst etwas Trockenes, dann steckten sie die Spitze eines Fingers in das Gefäß mit dem Getränk, sahen andächtig gen Himmel, sprützten mit dem Finger die wenigen Tropfen des Getränks, die daran hängen geblieben waren, in die Höhe und opferten sie der Sonne, wobei sie ihr den Dank abstatteten, daß sie durch ihre Beihülfe dies trinken konnten. Dann küßeten sie zum Zeichen ihrer Verehrung einigemal die Luft, und nach Vollendung dieser Ceremonieen tranken sie erst, so viel ihnen beliebte. — Menschenopfer wurden von den Ynca's nie geduldet, noch weniger das Essen von Menschenfleisch, und beides war seit Manco Capac aufs schärfste verboten. — Wenn ein Ynca krank wurde, so durften, seiner Genesung halber, keine Opfer angestellt werden. Denn sie betrachteten die Krankheit eines Ynca nicht als eine Folge von der Hinfälligkeit des menschlichen Körpers; sondern als Boten der Sonne, ihres Vaters, durch den sie ihren Sohn vielleicht zu sich rufen wolle. War der Ynca von seiner Krankheit wieder genesen, so gieng er sogleich in den Sonnentempel, riß sich einige Haare aus den Augenbraunen und blies sie vor dem Bilde der Sonne, zum Zeichen seiner Dankbarkeit, in die Luft.

Zu den Oberpriestern wurden nur Oheime oder Brüder des Königs genommen, wenigstens mußten sie aus königlichen Blute abstammen. Zu dem andern Opferpriestern aber in den Provinzen, wo Sonnentempel waren, nahm man auch wohl Anverwandte von dem Herrn der Landschaft dazu. Doch auch selbst da konnte kein andrer, als ein geborner Ynca, Oberpriester werden.

Der Sonnentempel zu Cusco lag beinahe mitten in der Stadt und 4 große Hauptstraßen führten zu ihm. In dem Bezirk desselben waren 5 Brunnen, aus denen das Wasser durch goldene Röhren in Becken von Stein,

von Silber oder von Golde geleitet wurde, worin man die zum Opfer bestimmten Geschenke waschen und reinigen konnte. Nicht weit von dem Tempel befand sich ein künstlicher Garten, wie in dem Pallast des Königes (s. 6tes Kap. Seite 80.), worin Bäume, Früchte, Kräuter, Thiere, und alles, was zu einem Garten gehört, von Gold und Silber äußerst schön und natürlich nachgebildet war. Nicht nur ein ganzes Feld mit Mais, Quinoa und andern Feldfrüchten, war in derselben Manier angelegt, sondern sogar in einigen dazu erbaueten Vorrathshäusern sahe man nichts als eine große Menge von goldenen Früchten aller Art, zu denen das Gold an den verschiedenen Festen als Geschenk gegeben wurde. Die für den Dienst des Tempels verpflichteten Gold- und Silberarbeiter waren ohne Unterlaß mit dergleichen Arbeiten beschäftigt, und beflissen sich um die Wette, ihre Arbeiten der Natur so treu als möglich nachzubilden. Nimmt man nun noch die ungeheure Menge von Gefäßen und Geräthschaften, die zum Dienste des Tempels bestimmt und bis auf die kupfernen Schaufeln und Spaten, alle von Gold oder Silber waren, so konnte der Tempel mit Recht Caricancha, oder goldenes Magazin genannt werden. — Alle Sonnentempel in den übrigen Landschaften waren nach demselben Modell erbauet, und jeder Curaca suchte den Tempel seiner Provinz so prächtig und reich auszuschmücken, als es der vorhandene Vorrath an Silber und Gold nur immer gestatten wollte, um dadurch theils seine Verehrung der Landesgottheit, theils seine Achtung gegen die Ynca's an den Tag zu legen.

Derjenige Sonnentempel aber, der dem in Cusco an Größe, Pracht und Reichthum am meisten gleich kam, befand sich auf der Insel Titicaca. Diese Insel liegt ohngefähr 1000 Schritt vom festen Lande und hält 6 Meilen im Umfange. Von jeher stand dieselbe bei den ersten Urvölkern von Peru in dem größten Ansehen, denn

sie

sie glaubten, daß sie vor allen Ländern zuerst von der Sonne sein beschienen worden, und Manco Capac, der diesen Glauben sehr wohl kannte, benutzte ihn dazu, seinen und seiner Schwester göttlichen Ursprung dadurch recht ins Licht zu stellen, daß er behauptete, von der Sonne zuerst auf diese Insel niedergesetzt zu seyn. (S. 6tes Kap. Seite 109 f. in der Note.) Diese wohlausgesonnenen Traditionen waren Ursache, daß die Ynca's und ihre Unterthanen diese Insel für einen heiligen Ort hielten und der Sonne einen überaus prächtigen Tempel da erbaueten, der auch sogar von außen mit Goldblech überzogen war. In diesem Tempel fanden dieselben gottesdienstlichen Verrichtungen, wie zu Cusco, Statt, und fast alle, dem Ynca unterworfene Landschaften brachten aus Dankbarkeit für die Wohlthaten der Sonne reiche Geschenke an Gold, Silber und Edelsteinen hieher, deren Vorrath zuletzt so groß war, daß davon füglich noch ein andrer Tempel hätte erbauet werden können, ohne irgend etwas anderes dazu zu nehmen. Und alle diese unsäglichen Schätze wurden bei der Ankunft der unersättlichen Spanier von den Einwohnern ins Meer geworfen. —

Weil nun diese Insel Titicaca das erste Land war, auf welches die Sonne den ersten König über Peru herabgelassen hatte, so wurde der größte Fleiß von der Nation angewandt, dieselbe auf alle nur mögliche Art zu verschönern und fruchtbar zu machen. An und für sich war sie nichts weiter als eine bloße Felseninsel, und nur wenig fruchtbares Erdreich bedeckte den steinigen Boden. Allein der unermüdbare Eifer der Peruaner hatte die Felsen abgetragen, und eine ungeheure Menge der besten Erde von dem festen Lande hinaufgeschafft, so daß Mais und andere Feldfrüchte gebauet werden konnten. Die Früchte, die hier wuchsen, wurden vor allen andern für

heilig

heilig und seegensreich gehalten, und wenn ein Peruaner nur einige Körner davon erhalten konnte, so war er fest versichert, daß es ihm in seinem Leben nie an Unterhalt mangeln werde.

Zwölftes Kapitel.

Vornehmstes Sonnenfest und Opfer dabei. — Andere Sonnenfeste. — Das Fest Hatunoaci, oder Reinigungsfest. — Haus der auserlesenen Sonnenjungfrauen. — Ordnungen und Arbeiten derselben. — Andrer Jungfrauen Häuser und Bestimmung. — Heirathsgebräuche. — Gebräuche bei der Geburt und dem Namensfeste eines Kindes. — Leichenceremonieen, besonders bei den Ynca's.

Von den Festen, die in Peru der Sonne zu Ehren gefeiert wurden, ist schon hin und wieder beiläufig geredet worden; wir wollen also jetzt die nähere Beschreibung davon geben.

Es waren hauptsächlich 4 hohe, feierliche Feste, die im Reiche begangen wurden, die alle mehr oder weniger unmittelbaren Bezug auf die Sonne hatten. Das vornehmste darunter fiel, nach unserm Calender, im Junius, und hieß Ynti Raymi, oft auch nur Raymi schlechtweg. Es dauerte 9 Tage, und ward mit vielen Opfern, Gebeten, auch Lustbarkeiten, besonders Trinkgelagen, Tänzen und Mummereien, verbunden. (S. 10tes Cap. Seite 163.) Fast alle Nationen im ganzen Reiche waren dabei versammelt, und eine suchte es der andern an Pomp und glänzenden Aufzug zuvor zu thun, alle aber bereiteten sich durch ein dreitägiges Fasten, wo sie weiter nichts, als etwas Mais und Wasser genossen, zu diesem Feste vor. Nach Verlauf dieser 3 Tage, worinnen sie sich auch

der

der Weiber enthalten und kein Feuer angezündet hatten, waren die zu Priestern geheiligten Yncas die ganze Nacht hindurch mit dem Aussuchen der Schaafe und Lämmer zum Opfer, und mit Zubereitung der Speisen und Getränke beschäftiget, die der Sonne dargeboten und nachher vertheilt werden sollten. Auch sogar die Sonnenjungfrauen waren in rastloser Thätigkeit, kneteten und bucken einen gewissen Teig, Cancu genannt, zu kleinen runden Brodten. Niemand als diese Jungfrauen durften den Teig zurechte machen und die Speisen, die die Ynca's während des Festes aßen, zurichten. Das Brod für das übrige Volk wurde von andern Jungfrauen, jedoch mit eben der Sorgfalt und Reinlichkeit gebacken, durfte aber bei keiner andern Gelegenheit, als bei einem solchen Feste, gegessen werden.

Wenn alles zum Opfer Erforderliche zubereitet und geordnet war, so erschien bei Anbruch des großen Festtags selbst, der Capac Ynca öffentlich, von allen seinen Verwandten, die ihm nach Rang und Alter folgten, begleitet, und alles zog mit diesem an der Spitze, nach dem großen Platze der Stadt, der Haucaypata hieß. Hier erwartete man den Aufgang der Sonne mit starrem, nach Morgen gerichtetem Blick, und kaum schimmerten die ersten Stralen derselben am Horizont herauf, als alles auf die Knie fiel, die Arme ausbreitete und Küsse in die Luft gab. Nach diesen Zeichen der innigsten Ehrfurcht und Anbetung, stand der Capac Ynca zuerst auf und ergrif zwei große goldene Gefäße, die mit gewöhnlichem Getränk angefüllt waren. Das Gefäß in seiner rechten hielt er, als erstgeborner Sohn der Sonne, ihr entgegen und bat sie, zu trinken. Dann goß er es in einem dazu bereit stehenden goldenen Topf, trank etwas aus dem Geschirr, das er in der linken Hand hielt, und das übrige ward in die kleinern Schaalen, die die Ynca's in den Händen hatten, ausgegossen und vertheilt. Auf diese

diese Weise wurde des Königs Schaale allmählich ausgeleert, und das Getränk, das durch ihn und die Sonne geheiliget ward, wurde mit großer Ehrerbietung von den Ynca's ausgetrunken. Die Curacas aber, die keine gebohrne Ynca's waren, bekamen von diesem Getränk nichts, sondern blos von dem, das die Sonnenjungfrauen zwar auch zubereitet hatten, das aber nicht in den Händen des Königs gewesen war.

Nach Endigung dieser Ceremonie, die als eine Einleitung zu den folgenden religiösen Handlungen angesehen werden konnte, verfügte sich alles nach dem Sonnentempel, und legte, — den König ausgenommen — etwa 200 Schritte davon, die Schuh ab. Der König und alle rechtmäßigen Ynca's giengen sodann in den Tempel, und warfen sich vor dem Sonnenbilde nieder. Die Curacas aber, die nicht zur Zahl der Sonnensöhne gehörten, blieben auf dem großen Platze vor dem Tempel, bis der König und die übrigen Ynca's die geheiligten Gefäße in die Hände der Priester zum Opfer für die Sonne abgegeben hatten. Dann giengen die Opferpriester an die Thür des Tempels und nahmen die Geschenke und Gaben der Curacas in Empfang, die entweder in kostbaren Gefäßen oder in goldenen Bildern verschiedener Vögel und andrer Thiere bestanden. Waren diese zum Opfer bestimten Kleinodien alle in die Hände der Priester abgeliefert, so zog das Volk, eben so processionsmäßig, wie es gekommen war, wieder auf den großen Platz in der Stadt, und die Opferpriester folgten mit einer großen Menge von Lämmern. Um zu erfahren, ob die Vorbedeutungen zu dem Feste glücklich oder unglücklich wären, ward ein Lamm von schwarzer Farbe ausgesucht, weil diese Farbe ihrer Meinung nach, der Sonne am angenehmsten war. Dem Opferthiere dreheten sie den Kopf nach Morgen, und drei Männer mußten es halten, ohne ihm die Beine zu binden. Dann öffnete ein Opferpriester dessen linke

Seite, holete mit der Hand das Herz, die Lunge und dann das übrige Eingeweide heraus, ohne jedoch das Geringste daran zu verletzen. Wenn die Lunge, nachdem sie herausgerissen war, noch zuckte, so war dies eine gute Vorbedeutung, und machte alles übrige, was etwa zu bösen Zeichen Anlaß geben konnte, vollkommen gut. Für ein sehr böses Omen aber ward es gehalten, wenn an der Lunge oder am Herzen beim Herausreißen etwas beschädigt wurde. Dann schlachtete man sogleich ein anderes Schaaf, um bessere Zeichen zu erhalten. Mißglückte dies auch dann, so ward ein drittes geopfert, und wollten auch bei diesem keine bessern Vorbedeutungen sich zeigen, so wurde nun zwar weiter keins in dieser Absicht geschlachtet, und man fuhr fort, das Fest zu begehen, allein ein geheimes Mißvergnügen bemeisterte sich aller Gemüther, und alle sonstige Freude verschwand, weil man den Unwillen der Sonne über irgend ein gemachtes Versehen bei ihrer Verehrung, befürchtete, und blutigen Kriegen, Mißwachs, Viehsterben und andern dergleichen allgemeinen Unglücksfällen, angstvoll entgegen sah. Waren hingegen die Zeichen glücklich, so entstand die allgemeinste Freude, denn man versprach sich von der Zukunft viel Gutes. — Sobald die Lämmer, aus deren Eingeweiden man die guten oder bösen Vorbedeutungen erkannte, geschlachtet waren, so wurden hinterher die andern Opferthiere getödet, denen man aber, nicht, wie jenen, die Seite öffnete, sondern die Kehle durchschnitt. Das Blut, und Herz und Lunge ward der Sonne dargeboten, und zu Asche verbrannt. Das Feuer zu solchen Opfern mußte ihnen von der Sonne selbst gegeben werden, und um dies zu bekommen, bedienten sie sich eines concav gearbeiteten und hell polirten goldenen Gefäßes, das, seiner Form und glatten Oberfläche zufolge, dieselbe Wirkung, wie unsre Brennspiegel, hervorbrachte. Es fieng die Sonnenstrahlen auf, und concentrirte sie durch die Re-

pers

percussion auf einen gewissen Brennpunkt, in welchen geschabte Baumwolle gelegt und damit das Feuer angezündet wurde. Mit dem auf diese Weise angezündeten Feuer wurden die Opfer verbrannt und das Fleisch, das an dem Feste gegessen werden sollte, gebraten. Auch wurde etwas davon in den Sonnentempel gebracht, und in dem Hause der auserlesenen Jungfrauen ein ganzes Jahr lang aufbewahrt. Die Jungfrauen mußten dafür sorgen, daß es nicht verlöschte; geschahe dies aber dennoch, es mochte sein, aus welcher Ursache es wollte, so ward dies für ein böses Omen gehalten. — Wenn aber an dem Tage vor dem Feste, (worin alles, und auch dies in gehöriger Bereitschaft sein mußte), die Sonne etwa nicht heiter genug schien, und folglich kein Feuer durch sie angezündet werden konnte; so nahmen sie zwei Daumensdicke, etwa einer halben Elle langen Stäbe, von einem gewissen Holze, Viaca, rieben sie heftig aneinander, und ließen die Funken, die zuletzt durch das schnelle Reiben entstanden, auf Baumwolle, statt des Zunders, fallen. Doch gebrauchten sie nur höchst ungern diese Art von Feuerzeug bei ihren Opfern, und hielten es allemal für eine ungünstige Vorbedeutung, wenn sie, in Ermangelung des Sonnenscheins, dazu ihre Zuflucht nehmen mußten. — War denn endlich auf den vornehmsten Plätzen der Stadt das Opferfleisch gahr gebraten, so theilten sie es, nebst dem Brod Caucu unter die Anwesenden aus. Nächstdem wurden noch andere Gerichte aufgetragen, welche alle, ohne dazwischen zu trinken, von den Anwesenden verzehrt werden mußten. Nach völlig vollendeter Mahlzeit wurde erst das Getränk herumgereicht, und das Fest endigte sich mit einem völligen Trinkgelag, wie es Seite 116 und folgende, bereits beschrieben ist.

Dieselben gottesdienstlichen Gebräuche, Opfer und Gebete, fanden bei den übrigen beiden Sonnenfesten,

Citua

Citua Raymi und Cusini Raymi, jedoch mit einigen kleinen, unbedeutenden Abänderungen, Statt, je nachdem die besondere Absicht des Festes es erforderte.

Das vierte große und wichtige Fest hieß Hatuncaci und hatte die Absicht, alle Krankheiten, Schwachheiten und Beschwerden des Lebens aus der Stadt und ihrer Nachbarschaft zu verbannen, war also gewissermaßen ein Reinigungsfest. Es fieng mit einem dreitägigen großen Fasten an, worin durchaus nichts weiter, als etwas roher Mais und Wasser genossen werden durfte, und eben von dieser strengen Enthaltsamkeit hatte es seinen Namen.*) In der Nacht nach dem ersten Festtage bereiteten die unverheiratheten Frauenspersonen einen Teig, aus dem sie das Brod Caucu bucken. Von diesem Teige hatten sie eine zwiefache Art. Die eine war ganz simpel und bestand aus nichts als Mehl und Wasser, zwischen die andere aber wurde Blut von jungen, 10 jährigen Knaben, das zwischen den Augenbraunen und aus den Nasenlöchern abgezapft war, gemischet. Beide Arten von Teig wurden, da ihnen der Gebrauch der Backöfen unbekannt war, in großen Kochtöpfen gahr gebacken; weil indessen dies Brodt zu verschiedenen Zwecken diente, so wurde jede Art besonders gebacken, wobei sich alle Mitglieder der Familie einfanden. Alle Brüder giengen in das Haus ihres ältesten Bruders, und die, welche keine Brüder hatten, giengen in die Wohnung des nächsten

*) Es war ein doppeltes Fasten unter den Peruanern Mode. Die strengste Art war die, die hier beschrieben ist. Die andere, minder strenge, hieß Caci, und an dieser durfte man den Mais rösten, verschiedene Kräuter kochen, und eine Art gewürzhafte Speise, die Acci oder Huchu hieß, mit Salz vermischt, zu sich nehmen, so viel man wollte. Auch war es erlaubt, das gewöhnliche Getränk zu trinken, nur Fleisch und Fischwerk, auch andre, besonders nahrhafte, Kräuter durften sie nicht anrühren, und nur einmal des Tages essen.

sten und ältesten Verwandten. Alle, welche gefastet hatten, wuschen sich in der letzten Nacht vor dem Feste, kurz vor Tagesanbruch, den ganzen Leib. Dann nahmen sie etwas von dem mit Blut vermischten Teig, rieben sich Kopf, Gesicht, Magen, Schultern, Arme und Lenden, um sich zu reinigen, und alle Krankheiten und Gebrechen von sich entfernt zu halten. War dies geschehen, so nahm der Aelteste und Vornehmste der Familie ein Stück dieses Teiges, bestrich die Hausthür damit, und ließ es, zum Zeichen der in diesem Hause beobachteten Reinigung des Leibes, daran kleben. Während dies in allen Häusern geschah, beobachtete der Oberpriester im Sonnentempel dieselben Gebräuche, und schickte gleich darauf einige Priester in das Haus der Sonnenjungfrauen und in den Tempel Haunacauri (der eine Meile von der Stadt entfernt war, und sehr heilig gehalten wurde, weil sich Manco Capac, ehe er nach Cusco kam, hier zuerst soll aufgehalten haben), denn hier glaubten sie, besonderer göttlicher Offenbarungen gewürdigt zu werden. — Die Reinigungsceremonie im königlichen Schlosse verrichtete der älteste Oheim des Königs, nach eben den Gesetzen, die in jedem Privathause Statt fanden. Sobald nun die Sonne ihre ersten Strahlen sehen ließ, fiel alles zu ihrer Anbetung nieder, und nach verrichtetem Gebete hörten die Fasten damit auf, daß ein Jeder von dem nicht mit Blute vermischten Brodt zu sich nahm. Dann kam ein festlich geschmückter Ynca von Geburt, aus dem Pallast, mit einer Lanze in der Hand, die mit dem schönsten, buntfarbigsten Federn und mit viel goldenen Ringen geziert war. *) In diesem Aufzuge

*) Daß dieser Ynca, der als ein Bote der Sonne angesehen wurde, nicht aus dem Tempel, sondern aus der Festung kam, hatte den Sinn: In dem Tempel wurde von nichts, als friedlichen Dingen gehandelt; weil also der Ynca für diesmal nicht ein Friedens- sondern ein Kriegsbote war, so durfte

zuge stieg er aus der Festung bis zu dem vornehmsten Platz herunter. Hier stieß er auf vier andre Ynca's von ächter Geburt, die eben solche Lanzen führten, und so wie er, ihre Röcke aufgeschürzt hatten. Mit seiner Lanze berührte er dann die in den Händen der Viere, und sagte dabei: „daß die Sonne ihnen als ihren Boten, den „Befehl ertheile, alle Ungemächlichkeiten und Krankhei„ten von der Stadt und aus ihrem Gebiete zu vertrei„ben." Auf diesem Befehl kehrten die 4 Ynca's um, und giengen durch die 4 Heerstraßen, die durch die Stadt ins Freie führten. Bei ihrem Durchgange trat Jung und Alt, Mann und Weib, vor die Thüren, erhoben ein großes Freudengeschrei, schütteten den Staub von den Kleidern, und rieben Kopf, Arme und Hüften mit den Händen, in der Meinung, daß sie auf diese Weise alles Uebel aus ihren Häusern trieben, welches dann von den Boten der Sonne aus der ganzen Stadt verwiesen würde. — Beim Ausgang aus der Stadt trafen jene Viere wieder 4 andere Ynca's (die es aber nicht von Geburt, sondern durch die ihnen ertheilten Privilegien waren) an, mit denen eben dieselbe, vorhin erzählte Ceremonie vorgenommen wurde. Sobald auch deren Lanzen berührt, und die Befehle der Sonne ihnen kund gethan waren, liefen sie wohl eine Viertelmeile fort, und beobachteten, mit 4 andern Ynca's, auf die sie stießen, dasselbe. Dies gieng so fort, bis es an die 4 letzten kam, die wenigstens auf eine Entfernung von 5 — 6 Meilen von der Stadt standen. Hatten auch diese die gesetzmäßige Berührung und die vorigen Aufträge im Namen der Sonne erhalten;

durfte er in seinem kriegerischen Aufzuge den feindlichen Tempel nicht betreten, sondern von einem Orte kommen, wo über Kriegsangelegenheiten gesprochen, und Krieg und Frieden beschlossen wurde. Denn der Ynca sollte ein Sinnbild der gewaltsamen Vertreibung aller Landplagen seyn.

ten; so steckten sie ihre Lanzen in die Erde, zum Zeichen, daß nun alle Uebel hier ihre Grenzen finden, und sich stets außerhalb dieser Schranken aufhalten sollten. — Bei diesen Ceremonieen aber ließen sie es noch nicht bewenden, sondern, um das Fest vollkommen zu machen, wurde auch die nächste Nacht zu Hülfe genommen. Sobald diese anbrach, nahmen sie von Stroh künstlich und fest gedrehte Fackeln, die sie Pancucu nannten, zündeten sie an, und zogen sie brennend an einer hanfenen Schnur durch alle Straßen der Stadt, um, wie sie sagten, damit die Uebel der Nacht zu vertreiben, wie sie durch die Lanzen die Uebel des Tages verjagt hätten. Die noch brennenden Fackeln wurden sodann in den Fluß geworfen, mit dessen Wasser sich die Einwohner den Tag zuvor gewaschen hatten, damit sein Strom die Unglücksfälle, die sie aus den Häusern der Stadt durch die Fackeln in das Wasser geworfen hatten, mit ins Meer nehmen und da ganz ersaufen möge. Fand irgend jemand an einem der folgenden Tage noch ein Ende von einer solchen Fackel am Ufer liegen, so eilte er so geschwind als möglich, davon, aus Furcht, daß ein etwas längeres Verweilen dabei, ja sogar der bloße Anblick einer Sache, wodurch das Unglück vertrieben worden sei, ihm leicht gefährlich werden und ihn anstecken möchte. Hatten sie nun auf diese Weise durch Lanzen und Feuer alles Elend, das ihnen in einer gewissen Zeit hätte begegnen können, ihrer Meinung nach gänzlich vertrieben, so überließen sie sich der Freude, wobei sie durch öffentliche Opfer von Schaafen und Lämmern, (von denen Blut, Fett und Eingeweide ins Feuer geworfen, das Fleisch aber gebraten und unter die Anwesenden vertheilt wurde) der Sonne ihre Dankbarkeit für die Befreiung von allem Uebel bezeugten. Die ganze Zeit ward mit Tanzen und Singen hingebracht, und an diesen Belustigungen nahm alles Theil, um dadurch die allgemeine Freude über die Wohlthaten der Sonne aus-

zudrücken. — Andere kleinere Feste feierte jeder Peruaner in seinem Hause. Sobald z. B. die Erndte vorbei, und das Getreide in ihren Vorrathskammern aufgeschüttet war, so verbrannten sie der Sonne zu Ehren das Fett von Schaafen, und die, so reicher waren, opferten Kaninchen, wobei sie den eingeerndteten Vorrath dem Schutze der Sonne empfahlen. Die Priester verrichteten in dem Sonnentempel für die Wohlfahrt des Volks von Zeit zu Zeit mehrere Gebete und kleinere Opfer, die aber von denen, die an jenen hohen Festen geschahen, merklich verschieden waren. — Es gab auch außerordentliche Feste, wenn z. E. ein Sieg erfochten, oder eine neue Landschaft zu dem Reiche der Ynca's hinzugekommen war. Dergleichen Feierlichkeiten wurden zwar auch in dem Sonnentempel, doch aber nicht mit eben der Solennität, wie jene vier hohen Feste, gehalten.

Unter die Gebräuche, die auf die solenne Verehrung der Sonne zunächst Bezug hatten, gehörte vor allen andern die von Alters her eingeführte Gewohnheit, eine Anzahl Jungfrauen ganz eigentlich zum Dienste der Sonne zu widmen, und sie als solche, zu einer unverletzbaren Keuschheit und gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt, zu verpflichten. Für diese waren kostbare Häuser, besonders in Cusco erbauet, in welchen sie, wie Nonnen in Klöstern, eingezogen leben mußten. Ein solches Gebäude hieß das Haus der Auserlesenen, und das darum, weil die Bewohnerinnen desselben nicht nur sehr schön, sondern auch aus dem Geschlechte der Ynca's abstammen mußten. Ihre Anzahl belief sich in Cusco allein über 200, und schon im 8ten Jahre ihres Alters kamen sie in diesen Orden, damit kein Zweifel an ihrer unverletzten Jungfrauenschaft entstehen könne. Keine Mannsperson durfte sich ihren Zimmern nähern, sie hatten weder Sprachzimmer noch Refectorium, doch konnten sie unter einander so viel sprechen, als sie wollten. Man war in der sorgfältigen

Beobachtung dieser hergebrachten Wohlstandsgesetze, so gewissenhaft, daß selbst dem regierenden Ynca nicht verstattet war, diese Jungfrauen zu besuchen. Niemand, als die Coya (rechtmäßige Königin) und die Prinzessinnen, hatten die Erlaubniß, hinzugehen. Wollte der König von ihrem Befinden Nachricht haben, oder sonst wissen, womit er ihnen dienen könne, so ließ er durch diese mit ihnen reden. Sie standen unter der unmittelbaren Aufsicht mehrerer Matronen, die im Dienste der Sonne grau geworden waren, und Mamacuna hießen. Zu ihrer Aufwartung hatten sie eine Menge andrer junger Frauenzimmer, die alle von den ersten Geschlechtern, und ebenfalls unbescholtene Jungfrauen seyn mußten. Das Volk hatte vor ihnen die größte Ehrerbietung, und obgleich keiner davon sie zu sehen bekam, so sprach man doch nicht anders, als mit der sichtbarsten Verehrung von ihnen. — Das Haus, worinnen sie wohnten, hatte folgende Einrichtung. Quer durchs Gebäude lief ein Gang, so breit, daß 2 Personen neben einander durchgehen konnten, auf dessen beiden Seiten Zellen für die Aufwärterinnen und andern Arbeiterinnen waren. Jede Abtheilung hatte ihre Pförtnerin, die ihr Amt mit ungemeiner Wachsamkeit verwalteten. In der hintersten Abtheilung des Hauses, zu welcher man durch diesen schmalen Gang ganz allein gelangen konnte, hielten sich die Sonnenjungfrauen selbst auf. Die 20 Pförtner, die vorn am ersten Eingange den Dienst hatten, beförderten die Sachen und Bedürfnisse für die Jungfrauen bis an das Thor am Ende des Ganges, wo sie von den Aufwärterinnen in Empfang genommen und an Ort und Stelle gebracht wurden. — Die vornehmste Verrichtung dieser geheiligten Jungfrauen bestand im Spinnen, Weben und Verfertigung der Kleidungsstücke, die der König und seine Gemahlin trug, und weil alles, was aus den Händen dieser Auserlesenen kam, für göttlich

und

und heilig gehalten wurde, so durfte der König nichts von dem, was sie verfertigt hatten, an einen andern schenken, der nicht ebenfalls ein rechtmäßiger Ynca war. Außerdem verfertigten sie das heilige Brodt Cauca für die hohen Sonnenfeste, Ynti- und Citua-Raymi, so wie auch das Getränk Aca für den König und dessen Verwandte. — Die Mobilien dieses Sonnenhauses waren eben so kostbar und schön, wie die im königlichen Pallaste selbst, auch fehlte es nicht an einem schönen goldenen Garten, wie wir ihn bei dem Sonnentempel und bei dem Pallaste gesehen haben. — Von den strengen Ordensregeln dieser heiligen Jungfrauen ist schon im ersten Bande, Seite 12 geredet worden.

Außer diesen auserlesenen Sonnenjungfrauen, die sich ihr ganzes Leben hindurch von aller menschlichen Verbindung gänzlich absondern mußten, und nie einen Mann, selbst den König nicht, zu sehen bekommen durften, gab es aber noch eine andere Art heiliger Mädchen, die zwar auch der Sonne gewidmet waren, doch aber die Hoffnung haben konnten, daß sie durch den König aus ihrer Einkerkerung vielleicht erlöst werden konnten. Die Gebäude, worin diese zweite Klasse der Sonnenjungfrauen wohnte, waren nicht blos in Cusco, sondern auch in verschiedenen Städten der vornehmsten Landschaften erbauet. In diese Wohnungen wurden allerlei Jungfrauen aus vornehmen Familien, wenn sie auch nicht zu den Ynca's gehörten, aufgenommen, wenn sie nur jung und schön und unbescholtene Jungfrauen waren. Ihre Einrichtung, Lebensart und Beschäftigung war mit allem, wie bei den Auserlesenen, völlig übereinstimmend, nur wurden ihre Zeuge und Kleidungsstücke, die sie machten, nicht blos für die Ynca's, sondern auch für andere königliche Bediente, besonders für die Curacas in den Provinzen, verfertiget. Der Hauptunterschied zwischen jenen bestand aber doch darin, daß sie nicht blos zum

Dienste

Dienste der Sonne, sondern auch des Ynca gewidmet waren, der die Freiheit hatte, alle, die er wollte, zu seinen Beischläferinnen zu nehmen. So lange sie dies waren, durften sie ohne seine Erlaubniß nicht wieder nach Hause gehen, sondern zum Dienste der Königin im Pallaste bleiben, bis es ihnen von dem Könige gestattet wurde, zu den Ihrigen zurückzukehren, von denen sie sodann als geheiligte Personen angesehen und mit den größten Ehrenbezeugungen überhäuft wurden. Doch nicht nur ihre Angehörigen, sondern die ganze Landschaft schätzte sich glücklich, in ihrem Gebiete eine Beischläferin des Ynca zu haben. Sich anderweitig verheirathen durften sie aber nicht, und thaten es auch nicht, weil sie dies für eine große Herabwürdigung ihrer Personen hielten, die durch die Umarmungen des Ynca eine solche Heiligkeit erlangt hatten. Die andern Jungfrauen, denen das glänzende Glück, in den Armen des Ynca geruht zu haben, nicht hatte zu Theil werden können, mußten zeitlebens unverheirathet bleiben, doch war es ihnen gestattet, wenn sie alt geworden waren, zu den Ihrigen zurückzukehren.

Alle zwei Jahre ließ der König alle Prinzen und Prinzessinnen aus dem Geschlecht der Ynca's zusammenkommen, und suchte die, so das gehörige Alter von 18 — 24 Jahren erreicht hatten, aus, um sie mit einander zu vermählen. Er stellte sich mitten unter sie, und rief sie mit Namen, nahm dann die Hand des Jünglings und des Mädchens, legte sie in einander, und von dieser Zeit an hießen sie rechtmäßig verheirathet. Dieselbe Ceremonie verrichteten die in die Provinzen abgeschickten Commissärs an den Ehepaaren, die sich bei ihnen als Verlobte einfanden. Opfer und andre gottesdienstliche Gebräuche wurden bei Verheirathungen nicht angestellt.

Als ein unverletzbares Gesetz von dem ersten Ynca, Manco Capac, an, galt die Vermählung des Thronerben mit seiner ältesten Schwester. Hatte er keine, so

mußte er die nächste Verwandtin heirathen. Erfolgten keine Kinder von seiner ersten Gemahlin, so heirathete er die zweite Schwester, dann die dritte, bis Erben kamen. Außer der rechtmäßigen Gemahlin, die Coya hieß, hatten die Ynca's noch eine Menge von Kebsweibern, von denen einige Fremde, andere aber ihre Verwandtinnen waren. Die Kinder der letztern wurden für rechtmäßige Ynca's gehalten, die von den Fremden aber für Bastarde; jene wurden als Götter, diese als Menschen geehrt.

Bei der Geburt eines Kindes stellte man große Freudenfeste an, besonders bei dem Erstgebornen männlichen Geschlechts. Sobald ein Kind 2 Jahr alt war, dann erst gab man ihm, indem man ihm zugleich die Haare abschnitt, seinen Namen. Diese Ceremonie hatte viel Feierliches. Alle Verwandte versammelten sich im Hause der Eltern, und der älteste davon that den ersten Schnitt mit einem sehr scharfen Feuerstein. Ihm folgten die Uebrigen nach Alter und Rang, legten dem Kinde den Namen bei, und brachten ihm allerhand Geschenke von Kleidungsstücken, Vieh, Waffen, auch wohl goldene und silberne Trinkgeschirre, je nachdem das Kind von vornehmer Abkunft war. Waren die Geschenke abgegeben, so wurde fleißig herumgetrunken, weil sonst das Fest nicht vollständig gewesen wäre, auch wurde bis tief in die Nacht gesungen und getanzt. Das währte 3—4 Tage, je nachdem die Eltern des Kindes von Ansehen waren. — Wenn der Thronerbe seinen Namen bekommen sollte, so wurden eben dieselben Gebräuche, nur mit mehr Aufwand und königlicher Pracht, beobachtet. Der Oberpriester that im Namen der Sonne den Schnitt in die Haare, und die Curacas, die gemeiniglich in Person sich einfanden, brachten dem Prinzen große Geschenke von Gold und Edelsteinen, oder was sie sonst Kostbares aus ihren Provinzen auftreiben konnten. Das Fest selbst währte oft 20 Tage und wurde mit Trinken und andern Belustigungen beschlossen.

Das Leichenbegängniß, das die Peruaner zu Ehren ihrer Könige anstellten, dauerte mehrere Tage und war sehr feierlich. Den Leichnam verstanden sie so künstlich einzubalsamiren, daß er mehr einem lebendigen, als einem todten Menschen glich, und der Verwesung nicht ausgesetzt war. Die Eingeweide wurden herausgenommen, und nach dem Tempel der Stadt Tampu, die ohngefähr 5 Meilen von Cusco liegt, gebracht, wo man sie begrub. Die Kunst der Peruaner, die Leiber ihrer Könige unverweslich zu machen, ist nie den Europäern bekannt geworden. — So sehr bei den Peruanern aber auch alle Menschenopfer verboten und verabscheuet waren, so geschahe es gleichwohl nicht selten, daß bei dem Tode des Königs eine Menge Personen beiderlei Geschlechts sich fanden, die ihr Leben mit ihm zu beschließen wünschten, weil sie ihm noch in der andern Welt nützliche Dienste leisten zu können wähnten, und diese freiwilligen Opfer wurden sodann lebendig begraben. — Die einbalsamirten Leichen der Könige wurden in dem Sonnentempel zu Cusco aufgestellt und ihnen als Söhnen der Sonne geopfert. Der ganze Monat nach dem Tode eines Königs war der tiefsten Trauer gewidmet, Trauerprocessionen und Klagelieder wechselten unaufhörlich mit einander ab, und noch ein ganzes Jahr hindurch wurde dies alles jeden Monat zweimal wiederholt. Am Ende des Jahres setzten sie endlich ihrer Betrübniß Grenzen, und besangen noch zu guter Letzt einmal alle Thaten und Tugenden des Verstorbenen aufs feierlichste. Dies geschah nicht blos in der Residenz, sondern auch in den Provinzen. Alles, von dem Vornehmsten bis zum Geringsten, trauerte und klagte, und die Zimmer in den hin und wieder im Lande stehenden Pallästen, worinnen der König selbst gewesen war, wurden mit allen darin befindlichen Geräthschaften vermauert.

Zweite Abtheilung.

Geschichte
der Entdeckung und Eroberung der Reiche Mexico und Peru.

I.

Entdeckung und Eroberung von Mexico, durch Fernando Cortez.

Erstes Kapitel.

Erstes Unternehmen des Velasquez zu weitern Entdeckungen. — Ausrüstung des Geschwaders unter Anführung des Fernandez. — Abreise desselben. — Entdeckung von Yucatom. — Die Campechebay. — Gefecht bei Potoncham. — Folgen desselben. — Tod des Fernandez von Cordova. —

Zu der Zeit als Carl I. (der hernach als Römischer Kaiser den Namen Carl. V. führte) in Spanien als König herrschte, und von diesem alle innerlichen Unruhen sowohl, die sich durch den Tod des Königs Ferdinand entsponnen, als auch die, so sich in die entferntesten Provinzen, sogar auch in jene neu entdeckten Länder in Westen fortgepflanzt hatten, glücklich seit seinem Regierungsantritt 1516 gedämpft waren, und Statt ihrer eine erwünschte Ruhe und Stille im ganzen Reich, so wie auf den bereits eroberten Inseln des Oceans sich verbreitete, — zu der Zeit regierte Dom Diego Velasquez als Gouverneur auf der Insel Cuba. Er war als Lieutenant unter Dom Diego Colombo mit nach Westindien gegangen, und dieser hatte ihn, im Vertrauen auf seine Klugheit, Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit zum Eroberer jener großen und schönen Insel ausersehen und abgeschickt. Auch war er wirklich so glücklich gewesen, den ihm gegebenen Auftrag nach seinem ganzen Umfange zu erfüllen, und er würde noch weit mehr Ruhm und Ehre von seinen gelungenen Unternehmungen gehabt haben,

ben, wenn etwas mehr Menschlichkeit seinen Muth geleitet, und nicht Grausamkeit und Blutvergießen jeden seiner Schritte bezeichnet hätte. (S. ersten Band, zweite Abth. S. 388 und dritte Abth. Seite 428 u. f.) Die Mühe, die er sich um Eroberung dieser Insel im Namen seines Gebieters gegeben hatte, wollte er nicht umsonst angewandt haben, und deswegen gieng er mit nichts andern um, als wie er den Vorsatz, sich von dem Statthalter auf Hispaniola ganz und gar unabhängig zu machen, ins Werk richten könnte. Er hatte den Oberschatzmeister Passamonte zu Domingo gänzlich auf seiner Seite, und vielleicht würde unter der Mitwirkung dieses damals vielgeltenden Mannes sein Plan durchgegangen sein, wenn nicht Diego Colombo, der gerade damals in Spanien sich befand, durch seine Freunde auf Hispaniola davon noch früh genug Nachricht erhalten, und es sowohl durch seine persönlichen Verdienste, als durch seine wichtigen Connexionen am Hofe, dahin zu bringen gewußt hätte, daß durch ein ausdrückliches Decret des Hofes Velasquez zwar als Gouverneur auf Cuba bestätiget, aber dennoch den Befehlen des Statthalters zu Domingo stets untergeordnet sein sollte. — Dadurch ward nun freilich der Plan des Velasquez für diesmal vereitelt, dennoch aber ließ er ihn keinesweges fahren, sondern hofte noch, mit der Zeit ihn durchzusetzen, wenn er nur erst durch mehrere Eroberungen seine Verdienste vergrößert und sich seinem Hofe wichtiger gemacht haben würde. Um die Insel selbst hoffte er sich dadurch verdient zu machen, wenn er aus andern, bisher noch nicht besuchten Gegenden, Sclaven herzubrächte, die den Boden urbar machen und dadurch der Colonie die gehörige Unterstützung, Dauer und Festigkeit geben sollten. — Dies alles ins Werk zu setzen, nahm er sich vor, ein klein Geschwader auszurüsten und in See gehen zu lassen, und kaum hatte er dies Vorhaben bekannt gemacht, als auch eine

eine Menge Freiwilliger sich einfand, welche entweder von der Begierde nach neuen Abentheuern oder nach Ehre und nach unbekannten Schätzen angetrieben wurden, diese Reise mitzumachen. Einer der reichsten Colonisten auf der Insel Franz Fernandez von Cordova machte sich sogar anheischig, einen großen Theil der Kosten zur Ausrüstung herzugeben, wenn ihm die Führung dieses Unternehmens anvertrauet wurde. Velasquez nahm dies Erbieten an, ließ zu St. Jago, als der Hauptstadt auf Cuba, zwei Schiffe und eine Brigantine ausrüsten, und mit 110 Soldaten besetzen. Fernandez gieng unter Seegel, wandte sich zuerst nach Habana, dem andern Hafen dieser Insel, seine Equipage in vollkommneren Stand zu setzen, und verließ denselben völlig ausgerüstet am 8 Febr. 1517. Sein Steuermann Anton Alaminos, der in seiner Jugend schon unter Christoph Colombo gedient hatte, that den Vorschlag, gerade nach Westen zu segeln, weil er aus dem Munde seines Admirals mehrmals gehört hatte, daß nach dieser Richtung hin, gewiß noch weitläuftigere Länder liegen müßten; und Fernandez, der wegen seines Laufs noch keinen festen Entschluß gefaßt hatte, ließ sich diesen Vorschlag sehr gern gefallen und folgte der Richtung nach Westen. Nach Verlauf von 3 Wochen erblickte man Land, und dies war nichts anders als Yucatan, dem Colombo der erste ehedem sehr nahe gewesen, allein durch falsche Nachrichten verleitet, wieder davon weggesegelt war, ohne das Land selbst betreten zu haben. (S. des ersten Bandes zweite Abth. 4tes Cap. Seite 360.)

Als Fernandez sich diesem Lande ziemlich genähert hatte, so entdeckte er einen großen Flecken, der dem Ansehen nach, etliche Meilen vom Ufer entfernt lag. Der Strand ward auch augenblicklich von einer Menge Indianern besetzt, die über die Ankunft der Fremdlinge sehr vergnügt zu sein schienen. Die Spanier, durch den Anschein

schein betrogen, stiegen ans Land, wo sie aber sehr übel empfangen wurden, und mit 15 Verwundeten sich schnell wieder zurückziehen mußten. — Diese Indianer waren nicht nackend, sondern sehr gut bekleidet und gewafnet. Ihre Waffen bestanden in Schildern und in einer Art von Panzerhemd mit Baumwolle gefuttert. Sie hatten auch Bogen und Pfeile, und eine Art steinerne Schwerdter, nebst Schleudern und kurzen Spießen, und hielten bei ihren Gefechten eine sehr gute Ordnung. Nahe bei dem Platze, wo dieses Gefecht vorfiel, befanden sich einige von Steinen aufgeführte Gebäude, und unter andern ein Tempel, in dem man eine Menge von Götzenbildern aus Thon, von scheußlicher Gestalt, antraf. Fernandez nannte diesen Ort die Spitze oder das Vorgebirge Cotoche. Von den Indianern konnten die Spanier nicht einen zum Gefangenen machen, ausgenommen zwei kleine Knaben, die sie auffiengen, die nachher auch in der christlichen Religion unterrichtet und getauft wurden, wovon der eine Julius und der andere Melchior genannt ward.

Um allen weitern Verlust vorzubeugen, berief Fernandez seine Mannschaft wieder zu Schiffe, seegelte am Ufer fort, und erblickte von neuem einen ansehnlichen Flecken, der, wie er hernach erfuhr, von den Einwohnern Kimpesch genannt wurde, wo man nachher die Stadt Campeche erbauet hat. Bei den schönen Quellen, die man hier vorfand, nahmen die Spanier einen Vorrath von frischem Wasser ein, und als sie im Begriff waren, wieder zu Schiffe zu gehen, näherte sich ihnen ein Haufen von etwa 50 Indianern, die sich sorgfältig bei ihnen durch Zeichen erkundigten, ob sie nicht vom Morgen herkämen; auch nöthigte man sie dringend, in den Flecken zu kommen. Weil aber den Spaniern diese Einladung verdächtig vorkam, so begnügten diese sich blos damit, einige Tempel in der Nähe in Augenschein

zu

zu nehmen, in denen sie hin und wieder Spuren von Blut und an den Wänden abentheuerlich gemahlte Figuren erblickten. Gleich beim Eintritt in die Tempel, wurden sie von einer großen Menge Menschen von allen Altern und Geschlechtern umringt, die sich alle über ihre Gestalt sehr zu verwundern schienen. Wenig Augenblicke darauf erschienen zwei starke Haufen, die in guter Ordnung auf sie einrückten, und eben so, wie die Bewohner zu Cotoche, bewaffnet waren. Auch traten aus einem der Tempel etwa zehn mit langen weißen Röcken bekleidete Priester, von denen Jeder ein irdenes Feuerbecken mit glühenden Kohlen trug. Auf dieses warfen sie ein gewisses wohlriechendes Baumharz, ließen den Rauch auf die Spanier gehen, und bedeuteten sie dabei, sich hinwegzubegeben, weil sie sonst leicht umgebracht werden dürften.

Diese Ceremonie war nicht sobald vorbei, als sich schon verschiedene lauttönende Blasinstrumente hören ließen, die das Zeichen zum Angriff gaben. Weil nun die Spanier sich viel zu schwach befanden, als mit einer sowohl bewaffneten Menge sich in ein ordentliches Treffen einzulassen, zogen sie sich eiligst und in aller Ordnung zurück, und bestiegen ohne Verlust ihre Schiffe. Sie seegelten 6 Tage lang immer Südwärts, ohne ans Land zu gehen. Am siebenten Tage aber wollten sie in einer Bay, die von den Einwohnern Potonchan genannt wurde, frisch Wasser einnehmen. Jedoch dieser Versuch lief äußerst unglücklich für sie ab. Denn eine Menge wohlbewaffneter Indianer stellte sich ihnen entgegen und empfing sie mit einem solchen Regen von Pfeilen, daß gleich 40 Spanier auf der Stelle todt niederfielen, die übrigen alle aber, bis auf einen einzigen, schwer verwundet wurden. Fernandez selbst bekam 12 Pfeilschüsse. Die Verwundeten erreichten zwar endlich mit

Noth ihre Schiffe, aber fast kein einziger war im Stande, die auf dem Schiffe unentbehrlichen Dienste zu verrichten.

So sehr sich Fernandez, nach diesem Unfall bemühete, Cuba wieder zu erreichen, so waren ihm doch Sturm und Wetter so heftig entgegen, daß er, anstatt nach Cuba zurückzukommen, an die Küste von Florida hingetrieben wurde, die man am vierten Tage nach der Abfahrt erblickte. Er stieg, nebst dem Steuermann und 22 von seiner Mannschaft, die am leichtesten verwundet waren, ans Land. Der Steuermann erkannte es für dasselbe, wo er ehedem mit Ponce von Leon gewesen sei, und rieth, daß man auf seiner Hut seyn möchte. Die Schiffe hatten indessen frisch Wasser durchaus nöthig, und Fernandez ließ die Anker auswerfen. Zur Sicherheit für die Schöpfenden ließ er an alle Zugänge des Waldes, in dem die Quellen waren, Schildwachen ausstellen. Demohngeachtet aber fiel eine starke Menge Indianer heraus und griff die Spanier an. Der Steuermann Alaminos ward am Halse verwundet, und der Soldat, der ganz allein in dem Gefecht bei Potonchan nicht verletzt worden war, und jetzt auf dem entferntesten Posten stand, wurde unsichtbar. Die Uebrigen wurden von den Indianern bis auf die Schiffe verfolgt, die nun sogleich wieder unter Seegel giengen. Unterwegens scheiterte eins davon an einer kleinen Insel, mit dem andern aber erreichte Fernandez unter vielen Mühseligkeiten endlich den Hafen von Havana. Von hier aus schrieb er an den Velasquez, daß er, sobald es sein Zustand, in den er durch die vielen Wunden versetzt sei, zuließe, von seiner Reise und deren Erfolg ihm ausführliche Rechenschaft ablegen werde. Dazu kam es aber nicht. Vielmehr gesellte sich zu den Schmerzen von den Wunden noch ein heftiges Entzündungsfieber, das ihn nach wenig Tagen dem Tode in die Arme warf.

Zweites Kapitel.

Zweites Unternehmen des Velasquez durch Grijalva 1518. — Entdeckung von Neu-Spanien. — Grijalva's Anträge an die Eingebohrnen. — Kluges Benehmen der Letztern. — Fortsetzung der Entdeckungen. — Die Opferinsel. — Folgen von dem Verbot des Velasquez, nirgends eine Niederlassung zu errichten. — Die Landschaft Panuco. — Die Landschaft Tlascala. — Rückreise des Grijalva nach Cuba. — Unwürdiger Empfang desselben bei Velasquez. — Drittes Unternehmen des letztern zur Fortsetzung der gemachten Entdeckungen. — Seine Wahl eines Befehlshabers in der Person des Cortez.

So unglücklich das Unternehmen des Fernandez sowohl für ihn selbst, als für seine Begleiter ausgefallen war, und so wenig Vortheil für den Gouverneur auf Cuba daraus entspringen konnte, so war Velasquez doch viel zu sehr mit dem Gedanken an neue Entdeckungen und Eroberungen beschäftigt, als daß ein mißlungener Versuch, — der ihn doch wenigstens von dem Daseyn zu erobernder Länder überzeugte — ihn hätte bewegen können, seinen Vorsatz aufzugeben. Vielmehr war er fest entschlossen, alles zu wagen, seine Absicht zu erreichen. Dem zufolge rüstete er von Neuem 3 Schiffe und eine Brigantine aus, und bemannte sie mit 250 Spaniern und etlichen Insulanern von Cuba. Die drei Befehlshaber der Schiffe hießen Pedro de Alvarado, Franzesco de Montejo und Alonso de Avila; der erste Anführer und Admiral dieses Geschwaders, unter dessen Befehlen die übrigen standen, war ein Landsmann des Velasquez, mit Namen Dom Juan Grijalva. Unter den ausdrücklichen Befehlen, die Velasquez

den Schiffen ertheilte, war auch der: nirgends auf dem festen Lande eine Niederlassung zu errichten.

So seegelte denn dies Geschwader am 8ten April 1518 von Cuba ab, und befand sich nach einer ruhigen Fahrt von 8 Tagen nahe bei einer Insel, welche die Eingebohrnen Cozumel nannten. Grijalva wollte sie zwar zum Andenken an das Fest des heil. Creuzes, an dem er sie zuerst sah, Santa Cruz nennen, allein ihr eigenthümlicher Name ist ihr geblieben. — Endlich erblickte man das feste Land, und kam am achten Tage nach der Abfahrt von Cozumel nach Potonchan, an dessen Küste auch schon bewaffnete Einwohner sich haufenweise eingefunden hatten, die entschlossen schienen, den Spaniern die Landung streitig zu machen. Grijalva aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern schiffte seine Mannschaft aus. Es kam auch sogleich zu einem Gefecht, in welchem er 3 Tode und mehr als 60 Verwundete erhielt. Trotz dessen, und ohngeachtet er selbst, Grijalva, eine beträchtliche Wunde davon getragen hatte, rückte er gleichwohl nebst den Uebrigen auf einen ansehnlichen Flecken an, den er aber ledig fand. Die Einwohner desselben hatten sich bei Annäherung der Fremdlinge heraus und in einen Wald begeben, in dem man von weitem ihre Bewegungen sehen konnte. Grijalva schickte zwar ein paar Abgeordnete mit allen Zeichen des Friedens und der Freundschaft an sie, und versuchte es, sich mit ihnen in Handelsverkehr einzulassen, und sie dadurch zur Rückkehr zu bewegen; allein sie schienen unüberwindlich mißtrauisch zu sein, und nichts konnte sie vermögen, ihren Schlupfwinkel zu verlassen. Als er sahe, daß seine Bemühungen alle, mit ihnen in gutes Vernehmen zu kommen, vergeblich waren, hielt ers, um ihren vielleicht vorhabenden Feindseligkeiten zu entgehen, fürs Beste, sich wieder einzuschiffen.

Je weiter er an der Küste hinseegelte, desto volkreicher und angebauter schien ihm das Land, desto schöner und regelmäßiger wurden die Gebäude, die man von weitem erblickte. — Als einem Soldaten bei dieser Gelegenheit die Aeußerung entfuhr, daß es ihm vorkäme, als ob er sich in einem andern oder neuen Spanien befinde; so gieng diese Rede aus einem Munde in den andern, und weil sie ihnen allen so wohl gefiel, und sie selbst die Wahrheit davon im Stillen bei sich empfanden, so gab dies Veranlassung, diese Landschaft wirklich Neu-Spanien zu benennen, ein Name, den sie noch jetzt führt. — Grijalva wünschte einen schiffbaren Strom zu entdecken, auf dem er weiter ins Land hineinfahren, und nähere Erkundigungen davon einziehen könnte. Er war auch wirklich so glücklich, einen zu finden, der sich in zwei Mündungen in den Meerbusen ergoß, der nachher der Mexicanische genannt ward. Er näherte sich mit seinen Schiffen der einen Mündung desselben, fand ihn aber nicht tief genug, um mit seinen drei großen Schiffen hineinseegeln zu können. Er ließ also die Equipage der Brigantine und des kleinsten der drei andern Schiffe soviel als möglich verstärken, und war entschlossen, auf diesem Fluß, so hoch er könnte, hinaufzugehen. Es kostete ihn aber sehr viel Mühe und Anstrengung, gegen den schnellen Lauf desselben zu seegeln, und die vielen Untiefen darin zu vermeiden. Diese Beschwerlichkeiten des Weges wurden dadurch noch vermehrt, daß eine Menge Canots mit bewaffneten Indianern den Schiffen jede Landung zu verwehren bereit waren. Weil aber die Spanier sich weder durch das entsetzliche Geschrei, das jene Indianer erhoben, noch durch die drohenden Bewegungen, die sie machten, irre machen ließen, sondern ohne alle Feindseligkeiten (denn diese hatte der Admiral gänzlich untersagt) ruhig und unerschrocken vorwärts rückten, so machte dies Benehmen so wie auch die Gestalt

der Fremdlinge und ihrer Schiffe bei den Indianern einen sehr guten erwünschten Eindruck, und ihre bisherige laute Wuth verwandelte sich in stilles Erstaunen und hohe Verwunderung.

Diese ruhigen Augenblicke machte sich der Admiral auch sogleich dadurch zu Nutze, daß er alles Schiffsvolk ans Land steigen und sich in Schlachtordnung stellen ließ. Dabei steckte er die königliche Fahne auf, und nahm von der Gegend, die er betreten hatte, im Namen des Gouverneurs auf Cuba feierlich Besitz. Die Indianer, die den Sinn dieses Beginnens nicht einsahen, standen mit offnen Mäulern stumm und staunend am Ufer, und machten keine Bewegung. Nach Endigung dieser Ceremonie schickte Grijalva die beiden jungen Leute Julian und Melchior, (die Fernandez mit nach Cuba gebracht hatte, und die jetzt als Dollmetscher sich bei dem Geschwader befanden,) an die staunenden Indianer ab, und ließ ihnen bekannt machen, daß er aus keiner bösen Absicht zu ihnen gekommen sei, sondern daß er nichts als Frieden bringe, und den eifrigen Wunsch habe, mit ihnen ein Freundschaftsbündniß zu errichten.

Auf diese Versicherung sonderten sich 30 der vornehmsten Indianer von den Uebrigen ab, und näherten sich ihm mit einem Wesen, in welchem Zutrauen und Zweifel gemischt zu sein schien. Grijalva gieng ihnen ehrerbietig entgegen, überhäufte sie mit Gunstbezeugungen, und machte ihnen einige kleine Geschenke, wodurch denn ihr Mißtrauen sich verlor. Und nun eröffnete er ihnen den eigentlichen Zweck seiner Ankunft bei ihnen. Er ließ es ihnen deutlich machen, „daß er der Unterthan „eines mächtigen Königs sei, dem eine unzählige Menge „von Völkern zu Gebote ständen; er wolle sie also einladen, diesen König gleichfalls für ihren Herrn zu erkennen. Und da derselbe stets die Wohlfahrt seiner Unter-

„thanen

„thanen zu befördern suche, so hoffe er, daß ihnen ihre „Unterwerfung unter seiner Herrschaft nicht gereuen „werde." —

Bei diesen Worten stieg den Indianern Zorn und Erstaunen ins Gesicht, daß sie einige Augenblicke stumm und starr da standen, und nicht wußten, was sie sagen sollten. Endlich nahm der Aelteste unter ihnen das Wort, wandte sich zum Grijalva und sagte: „Du bietest „uns keinesweges Frieden, sondern kündigst uns Krieg „an. Denn wer hat wohl jemals einen Friedensantrag „gehört, dessen hauptsächlichste Bedingung darin bestand, „eine solche Unterwürfigkeit zu verlangen, die man blos „von völlig überwundenen Völkern fordern kann? — „Ehe du also deinen Monarchen uns zum Herrn in Vor„schlag brachtest, hättest du dich zuvor erkundigen sollen, „ob wir auch Ursache hätten, über den Unsrigen mißver„gnügt zu sein. — Da ich indessen keine Vollmacht habe, „dir eine entscheidende Antwort zu geben, so will ich „meine Obern von deinem Antrage benachrichtigen, und „dir ihren Entschluß sobald als möglich mittheilen."

Nach dieser äußerst klugen und zweckmäßigen Aeußerung zog sich der Redner nebst den Uebrigen zurück, und ließ die Spanier in nicht geringer Verlegenheit, die dergleichen Antwort gar nicht erwartet hatten. Sie sahen daraus, daß sie mit Leuten zu thun hatten, die viel zu klug waren, als sich von ihnen ins Garn locken zu lassen. Doch legte sich ihre Unruhe einigermaßen wieder, als sie nach 2 Tagen eben den Indianer, der vorhin so nachdrücklich mit ihnen gesprochen, wieder zurückkommen sahen. Er hatte ein zahlreiches Gefolge hinter sich, und verschiedene Träger mit allerhand Lebensmitteln, die er den Spaniern im Namen der Cazikén in der umliegenden Gegend, mit folgenden Worten überreichte. „Hier ist „das Unterpfand, daß wir den uns angetragenen Frie-

„den

„den annehmen. Meine Befehlshaber fürchten zwar kei„nesweges den Krieg; demohngeachtet aber halten sie doch „dafür, daß der Friede allemal dem glücklichsten Kriege „vorzuziehen sei." — Diese Erklärung verursachte den Spaniern die größte Freude, und schon fingen sie an, mit den Indianern sich in einen kleinen Tauschhandel und andere Freundschaftsbeweisungen einzulassen, als der Cazike des Landes mit einem kleinen, unbewaffneten Gefolge erschien. Sein Anstand war edel und schön, und verrieht in allen Bewegungen und Reden den Befehlshaber. Er kramte einige Seltenheiten des Landes, die er dem Admiral zum Geschenk machen wollte, vor ihm aus, und sagte, ohne erst einen Dank von diesem abzuwarten: „Ich liebe den Frieden, und damit dieser unter uns „erhalten werde; so bitte ich dich, diese Geschenke anzu„nehmen, dich aber auch sogleich von hier zu entfernen, „damit nicht etwa zwischen meinen Unterthanen und den „Deinigen Mißhelligkeit entstehe." — Hierauf erwiderte Grijalva: „daß es nie seine Absicht gewesen sei, „ihm einiges Mißvergnügen zu verursachen, er würde „daher nichts unterlassen, seine Abreise soviel als mög„lich zu beschleunigen." — Auf diese Versicherung verließ ihn der Cazike, und die Spanier giengen noch an demselben Tage wieder zu Schiffe. Der Fluß, auf welchem sie sich befanden, hieß Tabasco; die Spanier aber nannten ihn, dem Befehlshaber zu Ehren, Grijalvafluß; doch behielt die Landschaft ihren ersten ursprünglichen Namen. — Weil unter den Geschenken, die der Cazike dem Admiral gemacht hatte, auch viel Gold und goldene Zierrathen befindlich waren; so hatte man sich sorgfältig bei den Indianern erkundigt, woher dies Metall käme. Diese hatten mit der Hand gegen Abend gezeigt, und dabei das Wort Culica oft ausgesprochen. Um diesem goldreichen Lande so nahe als möglich zu kommen, wünschte das Schiffsvolk, daß hier eine

Nie-

Niederlassung möchte angelegt werden; doch setzte der Admiral jederzeit den vom Velasquez deshalb erhaltenen Befehl ihnen entgegen.

Als Grijalva den Fluß verließ, wandte er sich mehr westlich und seegelte an der Küste so lange fort, bis er an die Mündung eines andern Flusses kam, den er Rio de Banderas nannte. Die Landes Eingebohrnen, die sich hier zeigten, hatten kein kriegerisches Ansehen, und alle ihre Bewegungen, die sie machten, deuteten auf nichts als Freundschaft und Frieden. Sie winkten sogar den Fremdlingen, zu ihnen ans Land zu kommen. Montejo erhielt auch sogleich Befehl von dem Admiral, zu ihnen hinzugehen, und sie etwas genauer zu prüfen. Er ward auch wirklich, sammt seinen Leuten, sehr wohl aufgenommen, und es entspann sich sogleich ein Handel unter ihnen, worin die Spanier gegen die elendesten Europäischen Kleinigkeiten eine ansehnliche Menge Gold in Platten und allerlei Zierrathen, eintauschten. Auch von dieser Gegend nahm Grijalva mit allen Feierlichkeiten Besitz, und das Merkwürdigste dabei bestand darin, daß alles im Namen des Velasquez geschahe. Weil indessen die Bay, in welcher die Schiffe sich befanden, vor den stürmenden Nordwinden nicht gesichert war, so hielt es der Admiral für rathsam, sich nicht länger darin aufzuhalten.

Auf seiner weitern Fahrt fand er verschiedene Inseln von geringer Größe und Fruchtbarkeit, bis er endlich an eine andere kam, die ihm ziemlich volkreich zu sein schien. Um sie näher in Augenschein zu nehmen, gieng er mit einiger Mannschaft dahin. Er traf verschiedene Gebäude von schlechtem Mauerwerk, unter andern aber einen Tempel von besonderer Bauart an. Er war auf allen Seiten offen und in der Mitte desselben befand sich eine kleine steinerne Treppe, auf der man zu einem Altare hinauf

stieg,

stieg, worauf eine Bildsäule von scheußlicher Gestalt gestellt war. Grijalva gieng hinein, um ihn genauer zu besehen, und traf fünf bis sechs menschliche Leichname darin an, die erst vor kurzem geopfert zu sein schienen; die Brust war ihnen geöffnet, und das Herz herausgerissen. Die Spanier schauderten vor diesem Anblick, fuhren wieder ab, und Grijalva nannte diese Insel die Opferinsel. Auf einer andern nicht weit davon traf er dasselbe an. Er hielt sich aber da nicht lange auf, sondern seegelte weiter und nannte sie St. Johann d' Ulua.

Es würde dem Grijalva sehr angenehm gewesen seyn, wenn er in den Ländern, die er auf seiner Reise besucht hatte, durch etwas mehr, als eine bloße Ceremonie, nemlich durch eine ordentliche Niederlassung, hätte Besitz nehmen können. Davon aber hielt ihn der ausdrückliche Befehl des Velasquez zurück, der doch im Grunde es sehr gern gesehen haben würde, wenn Grijalva etwas weniger Gewissenhaftigkeit gehabt, und den Befehl nicht so streng befolgt hätte. Denn daß er das Verbot gab, keine Niederlassung irgendwo zu errichten, daran war die Besorgniß vor einer Verantwortung schuld, in die er vielleicht, wenn der Erfolg auf irgend eine Weise für ihn nicht erwünscht ausfiel, bei der königlichen Audienz zu St. Domingo gerathen könnte, denn von ihr hieng seine Befehlshaberstelle ab. Diese Besorgniß gebot ihm, alle Behutsamkeit anzuwenden, und keine Befehle zu Niederlassungen zu geben, von deren guten Erfolg er nicht vorher überzeugt seyn könnte. Dabei setzte er aber voraus, daß seine Befehle eben nicht so sehr genau befolgt, sondern daß seine Worte nach Befinden der Umstände ausgelegt werden würden. Entsprach denn auch der Erfolg den Erwartungen nicht, so war er, der Gouverneur, gänzlich außer Verantwortung, und die Schuld ruhete lediglich auf dem, der seine Befehle übertreten hatte.

Fiel

Fiel aber das Unternehmen erwünscht aus, so konnte er, ohne sein Verbot zu einer Niederlassung zu erwähnen, noch dazu auf den Dank der königlichen Audienz Rechnung machen, und sich als den Urheber einer glücklichen Niederlassung ansehen. Allein zu seinem Unglück mußte er das ganze Unternehmen einer Entdeckungsreise einem Manne anvertrauen, der nach dem Buchstaben des ihm zugetheilten Befehls gieng, ohne über den geheimen, ganz entgegengesetzten Sinn desselben nachzugrübeln. Ohngeachtet also Grijalva an irgend einem der entdeckten vortrefflichen Plätze sehr gern eine Niederlassung veranstaltet hätte, so getraute er sich dennoch nicht, den Befehl zu überschreiten. Weil ihn aber auf der andern Seite alles dazu einlud; so sandte er den Pedro Alvarado mit einem der Schiffe nach Cuba, der nebst dem Golde und andern Kostbarkeiten, die er dem Gouverneur überliefern sollte, den Auftrag hatte, umständlichen Bericht über den bisherigen Erfolg der Reise abzustatten, und anderweitige, günstigere Befehle von dem Gouverneur einzuholen. Alvarado kam auf Cuba an, leistete aber dem Grijalva sehr schlechte Dienste, und verläumdete ihn als einen solchen, der die schönsten Gelegenheiten, von den entdeckten reichen und fruchtbaren Ländern, durch Anlegung einiger Colonieen, Besitz zu nehmen, vorsetzlich habe vorüber gehen lassen, und Velasquez, der ohnehin die pünktliche Befolgung seiner eignen Befehle für Eigensinn hielt, lieh den vorgebrachten Beschuldigungen, so unstatthaft sie auch waren, willig das Ohr, und faßte den Entschluß, sogleich ein ander Geschwader auszurüsten, und einen andern, als Grijalva, zum Befehlshaber zu ernennen.

Während der Zeit auf Cuba so verderbliche Pläne und Anstalten gegen den Grijalva entworfen und ins Werk gesetzt wurden, fuhr dieser mit aller Emsigkeit fort, seine Entdeckungen in dem Mexicanischen Meerbusen zu verfol-

verfolgen. Er hatte sich nach der Abreise des Alvarado wieder in neue Bewegung gesetzt, und befand sich jetzt in der Landschaft Panuco. Er seegelte in einen Fluß, in der Absicht, tiefer ins Land auf demselben hineinzudringen; allein das Schiff des Alonso de Avila, das sich weiter vorwärts gewagt hatte, ward unvermuthet durch eine Menge Indianischer Canots angefallen, und es kam zwischen beiden zu einem Gefechte, das wegen der Uebermacht der Indianer höchst wahrscheinlich für die Spanier von üblen Folgen gewesen seyn würde, wenn nicht Grijalva mit seiner ganzen Macht zur Hülfe herbeigeeilt wäre. Er griff die Feinde mit solcher Heftigkeit an, daß er die meisten derselben durch sein Geschütz tödtete, und den Uebrigen kaum Zeit ließ, sich durch die Flucht zu retten. Dieses Vorfalls wegen nannte er den Strom den Fluß der Canots.

Als er diesen Fluß wieder verlassen hatte, beschiffte er die Landschaft Tlascala, und näherte sich einer Landspitze, wo ihm aber die heftigsten Seeströme so sehr entgegen waren, daß sein Steuermann, Alaminos, nach vieler, vergeblichen angewandten Bemühung, die Größe der Gefahr bei weiterm Andringen, zu erkennen gab. Die Schönheit und vortheilhafte Lage der Landschaft lockte den Grijalva an, troz des erhaltenen Verbots, dennoch hier den Grund zu einer Colonie zu legen, und es würde diesmal auch wirklich dazu gekommen seyn, wenn nicht verschiedene von der Schiffsgesellschaft ihm entgegen gewesen wären. Durch sie an den ausdrücklichen Befehl des Velasquez aufs neue erinnert, gab er also seinen Vorsatz auch hier auf, und enschloß sich zur Rückreise nach Cuba, wo er auch im Monat October wieder ankam.

Gleich bei seiner Landung im Hafen Matanca erfuhr er die große Zurüstung des Gouverneurs zu einem

neuen

neuen Unternehmen, und weil er von der feindseligen Gesinnung desselben gegen ihn noch nicht unterrichtet war, so schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß man ihm die Führung davon übertragen werde. In dieser Hoffnung begab er sich bald darauf nach der Residenz des Gouverneurs. Allein wie erstaunte er, als von diesem, statt des gehofften und verdienten Dankes mit den bittersten Vorwürfen und den empfindlichsten Stachelreden empfangen ward. Er hatte seine Rechtfertigung, den schriftlichen Befehl des Gouverneurs, in der Hand. Und doch konnte ihm dieser nichts helfen, denn Velasquez sah ihn nun einmal als seinen Gegner an, der seine schönsten Pläne, wo nicht gänzlich vereitelt, doch wenigstens unnöthigerweise über die Gebühr weiter hinaus geschoben habe, und deswegen seinen ganzen gerechten Haß verdiene, dem er ihm denn auch in voller Maaße zuwarf und fühlen ließ. Die Nachrichten übrigens, die Grijalva von seiner Reise schriftlich und mündlich mitgebracht hatte, wollte er sich bei der bevorstehenden neuen Unternehmung zu Nutze machen, worüber er die Genehmigung bereits von der königlichen Audienz eingeholt hatte.

Die Ausrüstung der Flotte war beinahe vollendet, und noch wußte Niemand, selbst Velasquez nicht, wem die Führung derselben übergeben werden solle, denn die Bedingungen, die der Gouverneur bei einem Befehlshaber eines solchen Geschwaders forderte, wurden nicht so leicht in einer Person vereinigt angetroffen. Er verlangte nemlich einen Mann, der alle Eigenschaften eines Helden und Eroberers haben sollte, ohne jedoch dabei die geringste Spur von Begierde nach Ehre und Unabhängigkeit zu haben; einen Mann, der fähig wäre, die größten Schwierigkeiten durch seinen Muth zu besiegen, der aber dabei dennoch so uneigennützig seyn sollte, ihm und seiner Ehre allein seine Kräfte zu opfern. Grijalva

jalva war der Einzige, in dem sich dies alles vereinigt fand, und das war eben dem Velasquez nicht recht, denn er hassete ihn nun einmal, und wollte durchaus nichts mehr von ihm wissen; aber eben dieser Haß kam dem Velasquez, wie die Folge zeigen wird, selbst am theuersten zu stehen.

Des Gouverneurs Unschlüssigkeit in der Wahl eines Anführers der Schiffe wußten sich ein paar Männer zum Vortheil ihres gemeinschaftlichen Freundes zu Nutze zu machen. Diese beiden waren Amador de Laritz, königlicher Schatzmeister, und Andreas Duero, Secretär des Velasquez. Und ihr gemeinschaftlicher Freund, der den Forderungen des Gouverneurs nur in so weit entsprechen konnte, als Klugheit und Muth, aber keinesweges Mangel an Ehrgeitz und an Begierde, sich unabhängig zu machen, ihn characterisirte, war kein anderer, als der berühmte und berüchtigte Fernando Cortez, der Eroberer des mächtigen Reiches Mexico. — Velasquez mochte seine geheimen Ursachen haben, warum er seine Wahl durch die Empfehlungen des Laritz und Duero leiten und bestimmen ließ; aber so viel ist gewiß, daß er gerade diesen Mann wählen mußte, wenn er sein ganzes Ansehen und seine ganze Herrschaft vernichtet, und sich gänzlich gestürzt sehen wollte. Indeß er wählte ihn, und nun öffnen sich mit der Laufbahn dieses Cortez Scenen voll Interesse und Wichtigkeit, die den, der sie herbeiführte, unter die Zahl der merkwürdigsten Menschen seines Zeitalters stellen.

Drittes Kapitel.

Schilderung des Cortez. — Reue des Velasquez über seine Wahl, und verkehrte Mittel, seinen Fehler zu verbessern. — Zurüstung des Cortez zur Abreise. — Vergeblicher Befehl des Velasquez zu seiner Verhaftnehmung. — Letzter Versuch des Erstern, sich der Person des Cortez zu bemächtigen. — Cortez Abreise. — Ankunft auf der Insel Cozumel. — Musterung der Armee. — Bemühungen des Cortez, einige gefangene Spanier in Yucatan zu befreien. — Hieronimus Aquilar. — Blutige Schlacht am Grijalvafluß, und darauf erfolgter Frieden. — Donna Marina. — Gesandtschaft des Kaisers von Mexico an den Cortez. — Pilpatoë und Teutile. — Mexicanische Mahler. — Neu erbauter Flecken in der Nähe des Spanischen Lagers. — Wiederholtes Begehren des Cortez, mit dem Kaiser Montezuma zu reden. —

Ehe wir den Mann, von dem nun die Rede seyn wird, als Helden und Eroberer auf den Schauplatz treten und handeln lassen, wird es nicht überflüssig seyn, eine kurze Biographie und Charakteristik von ihm, als einem in jedem Betracht merkwürdigen Manne, vorauszuschicken.

Fernando Cortez ward zu Medellin, einer Stadt im Spanischen Estremadura im Jahre 1485 geboren. Sein Vater, Martin Cortez von Monroi, sowohl, als seine Mutter, Catharina Pizarro Altamirano, waren beide aus den ältesten und ersten adlichen Familien des Landes. Bis ins vierzehnte Jahr seines Alters war der junge Cortez überaus kränklich und schwach und versprach kein langes Leben. Jedoch von der Zeit an stärkte sich seine Gesundheit mit jedem Tage, und so hinfällig er bis dahin gewesen war, so

stark

stark und dauerhaft war seine Natur in der Folge. Sein Vater wollte einen Rechtsgelehrten aus ihm haben, und schickte ihn deshalb auf die berühmte Academie zu Salamanca. Für den äußerst lebhaften Geist des Jünglings war aber das Studium der Rechte viel zu trocken, denn seine Seele dürstete nach Thaten, die ihn berühmt machen konnten. Im Kriegsfach hoffte er diesen Durst so recht stillen zu können, und sein Entschluß, Dienste zu nehmen, war gefaßt. Ehe er ihn aber ausführen konnte, überfiel ihn eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes führte. Seine Jugend und die Stärke seiner Natur behielten aber endlich die Oberhand, und kaum war er wieder völlig hergestellt, als er seine ganze Aufmerksamkeit auf jene Länder richtete, die vor kurzem durch Colombo in Westen entdeckt worden waren. Er sahe, wenn er dorthin gieng, eine Laufbahn vor sich, in der seine Begierde nach Ehre und Glanz eine reichliche Nahrung finden würde. Dieser Sporn trieb ihn, und sein Vater, der den ehrgeitzigen Absichten des Sohnes kein Hinderniß in den Weg legte, gab nicht nur seine Einwilligung, sondern empfahl ihn auch noch seinem Vetter, dem Ovando, damaligen Generalgouverneur auf Hispaniola. Im Jahre 1504 kam Cortez zu St. Domingo an, und Ovando empfieng ihn mit Herzlichkeit und verschaffte ihn bald darauf eine einträgliche Stelle. Drei Jahr nach Zurückberufung seines Vetters (s. 1ster Band, 2te Abth., Seite 365.) nemlich im Jahre 1511 gieng er mit dem Velasquez nach Cuba und wurde dessen Secretär. Im folgenden Jahre entstanden Klagen über den Velasquez, und als die Mißvergnügten sich nach einem Manne umsahen, der Klugheit und Muth genug besäße, ihre Beschwerden bei der königlichen Audienz zu St. Domingo zu führen, erbot sich Cortez, der selbst mit dem Gouverneur nicht zufrieden war, zu diesem mißlichen Geschäft. Schon war er in einem Ca-

not

not auf der Reise nach Hispaniola begriffen, als Velasquez von seinem Vorhaben Nachricht erhielt, ihm nachsetzen und ihn wieder zurückbringen ließ. Der erbitterte Gouverneur machte ihm als einen treulosen Verräther den Proceß und erkannte ihm den Strang zu. Dagegen aber setzten sich alle seine Freunde, und trieben den Velasquez durch die Furcht vor der königlichen Audienz so in die Enge, daß er endlich nachgeben und dem Cortez das Leben schenken mußte. Und dieser wußte sich durch seine Geschmeidigkeit und seinen Diensteifer so sehr bei dem Gouverneur zu empfehlen, daß nicht nur der böse Streich bald in Vergessenheit kam, sondern ihm auch das Amt eines Alcalden in der Hauptstadt der Insel übertragen ward, ein Amt, das ihm Ehre und Reichthümer verschaffte.

Bei dem Cortez waren geistige und körperliche Vorzüge aufs glücklichste vereinigt. Sein Wuchs war schlank, seine Bildung angenehm, sein Anstand edel und empfehlend. Eine gewisse Großmuth, ein hoher Grad von Klugheit und Verschwiegenheit waren die Grundlagen seines Characters. Sein Umgang war äußerst interessant und belehrend, ohne daß er sich deshalb Mühe zu geben schien. Er verstand die Kunst, gefällig zu seyn und sich Jeden, den er wollte, verbindlich zu machen, in einem hohen Grade. Aber sein Ehrgeitz kannte auch keine Grenzen, nur wußte er ihn sehr geschickt vor aller Augen zu verbergen, und in eine Bescheidenheit einzuhüllen, die alles bezauberte.

Dies war der Mann, den Velasquez zu dem Geschäft in seinem Namen Eroberungen zu machen, erwählte, und mit allem, was zu dieser Unternehmung erforderlich war, hinlänglich versahe. Doch begieng der Geuverneur bei der ganzen Sache einen Fehler über den andern, wodurch denn freilich die eigentliche Absicht derselben

für

für ihn und seinen Vortheil wenigstens, gänzlich verfehlt wurde. Schon das war ein großer Fehler von ihm, daß er mit seiner Wahl gerade auf diesen Cortez gefallen war, und ihm auf die Empfehlung Anderer so viel Ansehen und Gewalt übergeben hatte. Denn das konnte er sich, da er ihn ohnehin von dieser Seite schon hinlänglich kannte, im Geiste vorstellen, daß Cortez diese schöne Gelegenheit, seiner Begierde nach Ehre auf Unkosten des Velasquez die reichlichsten Opfer zu bringen, nicht würde vorbeigehen lassen. Und je höher jener stieg, desto mehr mußte dieser sinken, weil alle Umstände so geeignet waren, daß jenes Glück und Ansehen nur auf den Ruinen der Wohlfahrt des Letztern erbauet werden konnte. Schon also durch diese übereilte Wahl handelte Velasquez, indem er die Befriedigung seines Eigennutzes zum Zweck hatte, seinem Vortheile geradezu entgegen, und vernichtete in demselben Augenblick seine eignen Pläne, in welchem er sie so recht nach Wunsch zu befördern glaubte. Noch weit schlimmer wurde dieser erste Fehler durch einen zweiten gemacht, der vollends alles über den Haufen warf, was Cortez vielleicht außerdem noch nicht niedergerissen hätte. Es reuete den Velasquez seine Wahl, er sah ein und überlegte, daß er einen solchen Grad von Ansehen und Macht nicht in die rechten Hände gelegt habe. Und diese Reue bewog ihn zu einem Schritte, der den Cortez berechtigte, jenen nicht mehr als den Beförderer seines Glücks, sondern als den Feind und Störer desselben zu betrachten, und so sich alles gegen ihn zu erlauben. Velasquez wollte ihn wieder von dem Posten, auf den er ihn selbst erhoben hatte, herabgestürzt wissen, und dazu sollte kein Mittel unversucht bleiben, und wenn alles nicht helfen wollte, die Verhaftnehmung des Cortez auf der Stelle erfolgen. Dieser aber hatte seine Ausrüstung mit solcher Schnelligkeit und solchem Eifer betrieben, daß er schon völlig in

seegelfertigem Stande war, ehe der Gouverneur Befehle und Anstalten zu seiner Entfernung von der nun schon betretenen Bahn geben und machen konnte. Schon am 8ten Nov. 1518 hatte er die Stadt St. Jago verlassen, und sich nach dem Hafen von Trinidad begeben. Hier fand er bei seinen vielen Freunden eine mächtige Unterstützung an Geld und andern zur Reise unentbehrlichen Nothwendigkeiten, und aus der nicht sehr entfernten Stadt Spirito Santo kam eine ansehnliche Verstärkung an Mannschaft.

Während des Cortez Aufenthalt zu Trinidad kam bei dem Gouverneur Velasquez die Reue, sich einen so mächtigen, und ihn selbst so sehr verdunkelnden Nebenbuhler an die Seite gesetzt zu haben, und er beschloß, denselben von seinem Befehlshaberposten wieder abzurufen. Franz Verdugo, der Schwager des Velasquez und Oberalcalde zu Trinidad, erhielt Befehl, dem Cortez den Willen des Gouverneurs zu eröfnen, und ihm seines Amtes zu entsetzen. Allein Verdugo, der dem Cortez gewogener war, als es der Vortheil seines Schwagers heischte, zögerte mit Vollziehung des Befehls, und ließ dem Cortez Zeit, sich in völlig seegelfertigen Stand zu setzen. Um indessen doch etwas in der Sache zu thun, machte er ihm den Willen des Gouverneurs bekannt, und überließ es ihm, sich darnach zu richten, ohne zu seiner Absetzung Anstalten zu machen. Die Offiziere der Flotte, die unter keines andern als des Cortez Befehlen zu stehen wünschten, schrieben hierauf sehr angelegentlich an den Gouverneur zum Vortheile ihres Befehlshabers. Cortez selbst erließ ein Schreiben an ihn in den gemäßigtsten Ausdrücken, in welchem er, ohne die Subordination zu überschreiten, eine edle Art zu denken, und einen gewissen Grad der Empfindlichkeit blicken ließ, die einer verkannten und verdächtig gemachten Tugend nicht unanständig ist. Und weil er leicht denken

konnte, daß der Gouverneur, der so übel auf ihn zu sprechen war, gewiß noch zu ernstlichern Maasregeln schreiten werde, eilte er, was er konnte, den Hafen zu Trinidad und die ganze Insel sobald als möglich zu verlassen. Den größten Theil seiner Soldaten ließ er zu Lande nach Havana gehen, er selbst aber begab sich zu Schiffe dahin. Hier bekam er noch eine ansehnliche Verstärkung von Freiwilligen, und weil sich eine große Anzahl junger und reicher Edelleute zu ihm gesellten, die sich aufs beste in Stand gesetzt hatten, so war wirklich nichts prächtigers, als seine Ausrüstung zu sehen.

Cortez hatte sich indessen in dem Velasquez nicht geirrt. Denn als er die letzte Ausrüstung zu Havana mit solchem Eifer zu betreiben, und sich täglich immer mehr in seinem Ansehen zu befestigen bemüht war, ergieng ein neuer, weit schärferer Befehl an den Kommandanten zu Havana, Pedro Barba, der nichts andres, als die augenblickliche Verhaftnehmung des Cortez zum Inhalt hatte. Diesem Befehle zufolge sollte der Kommandant mit Hülfe des Diego de Ordaz und Juan Velasquez de Leon dem Cortez mit gewaffneter Hand angreifen und ihn, sei es mit Güte oder mit Gewalt, als Arrestanten nach der Hauptstadt liefern. Es gieng aber diesem Befehle nicht besser als dem erstern zu Trinidad; — er ward nicht befolgt, sondern sogar bitter getadelt; und Cortez selbst hatte sich durch seine Klugheit und Vorsichtigkeitsanstalten schon so sehr in Ansehen und Achtung zu setzen gewußt, daß es nicht nur Keiner wagen mochte, ihn anzugreifen, sondern ihm vielmehr Jeder Hülfe und Unterstützung gegen alle Beleidigungen von Seiten des Gouverneurs versprach. Und so von allen Seiten gedeckt, konnte Cortez nun ohne alle Gefahr seine Ausrüstung vollends zu Stande bringen und einen Mann öffentlich verachten, den seine aus

Habsucht

Habsucht entstandene Eifersucht zu so niedrigen feindseligen Handlungen verleitete.

Velasquez konnte sich indessen schlechterdings nicht eher beruhigen, bis er den Mann, den er sich selbst so unvorsichtigerweise zum Feinde gemacht hatte, in seiner Gewalt und außer Thätigkeit gesetzt sahe. Und weil er Niemanden finden konnte, der ihm den Dienst der Verhaftnehmung leisten wollte, so machte er sich selbst mit einer ansehnlichen Suite auf den Weg nach Havana, um in eigner Person desto kräftigere Maasregeln zur Erreichung seiner Absicht zu treffen. Das Gerücht seiner Ankunft hatte sich aber früher, als er selbst, zu Havana gemeldet, und da Cortez mit seiner Ausrüstung bereits ganz zu Stande gekommen war, so verlachte er die letzten Bemühungen seines Feindes, und seegelte, ohne dessen Ankunft abzuwarten, mit dem ersten günstigen Winde am 10ten Febr. 1519 von der Insel ab.

Seine Mannschaft hatte er in eilf Compagnieen und auf eben so viel Schiffe vertheilt, und jeder Hauptmann hatte das unbedingteste Kommando sowohl zu Wasser als zu Lande über seine ihm untergeordnete Compagnie. Cortez selbst übernahm das Kommando der ersten Compagnie. Im Fall einer Trennung durch Sturm, ward die Insel Cozumel zum Sammelplatze bestimmt. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, das zeigte sich schon gleich im Anfange. Denn das Schiff des Alvarado, das vor den andern einigen Vorsprung hatte, weil es leichter seegelte, ward durch einen Sturm tiefer in den Meerbusen hineingeworfen, als es verlangte, und so von den andern getrennt. Alvarado wandte sich also, der erhaltenen Anweisung gemäß, nach Cozumel, stieg ans Land, und betrat einen Flecken, den sowohl er, als die übrige Schiffsmannschaft vorhin auf der Fahrt des Grijalva wahrgenommen hatte. Sie trafen ihn aber, da

die Einwohner sämmtlich mit all ihren beweglichen Kostbarkeiten bei der Nachricht von Annäherung eines Schiffs, geflohen waren, ganz ledig an. Der junge feurige Alvarado, der die Zeit hier nicht müssig zubringen wollte, machte sich die Gelegenheit zu Nutze, nebst einem Theile seiner Mannschaft die Gegend in Augenschein zu nehmen. Eine Meile tiefer ins Land hinein trafen sie auf ein anderes Dorf, das auch von den Einwohnern ganz verlassen war, doch aber einen ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln in sich schloß, die sich denn die Soldaten zu Nutze machten. In einem Tempel fanden sie neben einem Götzenbilde einige Edelsteine und andre Dinge, die sie gleichfalls mit sich nahmen. Am andern Tage, als sie nach ihrem Schiffe zurückgekehrt waren, kam auch Cortez mit seiner Flotte an, und ließ die zwei Indianer und die eine Indianerin, die Alvarado aufgefangen hatte, vor sich bringen. Diesen ließ er die Sachen, die Alvarado aus dem Tempel genommen hatte, durch seinen Dolmetscher Melchior (Julian war bereits gestorben) wieder zustellen, redete freundlich mit ihnen, gab ihnen auch einige kleine Geschenke für ihren Cazifen mit, und schickte sie so zu den Ihrigen zurück.

Die Armee hatte sich am Ufer des Meeres gelagert und ruhete 3 Tage lang, ohne das Geringste zu unternehmen, wodurch die Indianer beunruhigt werden konnten. Um in dieser Zeit nicht ganz müssig zu seyn, hielt Cortez Musterung über seine Völker, und fand 508 Soldaten, 17 Pferde, 900 Mann an Matrosen und Bootsknechten und 2 Capelläne, Johann Diaz und Bartolomeo de Olmedo. Beide begleiteten den General bis ans Ende der Eroberungen. — Bei dieser Musterung hielt Cortez eine feierliche Rede an seine Soldaten, worin er, ohne die Gefahren zu verringern oder zu verbergen, die ihnen bevorstånden, ihnen sein Zutrauen auf ihre Tapferkeit zu erkennen gab, sie zur

Ehr-

Ehrbegierde anfeuerte, und ihnen den Ruhm und Vortheil vormahlte, den sie gewiß als den Preiß ihrer Unerschrockenheit und Anstrengung einerndten würden.

Nicht lange darauf erschienen verschiedene kleine Haufen von Indianern, bei denen die Zurücksendung der Gefangenen und anderer Habseligkeiten eine gute Wirkung hervorgebracht hatte. Cortez verbot bei ihrer Erblickung alle Feindseligkeiten, doch traf er alle Anstalten, die ihm seine Vorsichtigkeit rieth, um nicht selbst unvermuthet überfallen zu werden. Die Indianer kamen ohne alle Zeichen von Furcht und Besorgniß zu den Spaniern heran, denn sie waren schon gewohnt, Menschen von allerlei Gattungen zu sehen, da ihre Insel einen Tempel hatte, der von Ausländern aus allen Gegenden und Inseln, selbst auch vom festen Lande herüber, besucht wurde. Ihr Cazike selbst näherte sich dem Cortez, von dem er sehr ehrerbietig empfangen ward. Man unterredete sich mit mehreren durch Hülfe des Dollmetschers, und einer der Indianer nannte im Laufe der Unterredung den Namen Castilien. Cortez stutzte darüber, und erkundigte sich sehr angelegentlich, wodurch dies Wort unter ihnen bekannt geworden sei. Da erfuhr er denn zu seiner Verwunderung, daß in der Landschaft Yucatan sich verschiedene Gefangene aufhielten, die aus einem Lande wären, daß sie Castilien nenneten, die ihm und seinen Leuten vollkommen gleich an Bildung und Kleidung wären. Sie befänden sich in den Händen einer Nation, die etwa 2 Tagereisen tiefer ins Land hinein wohnte. — Cortez wollte sich diese Nachrichten zu Nutze machen, und diese Castilianer mit Gewalt aus den Händen ihrer Herrn befreien. Als er aber diesen Entschluß dem Caziken merken ließ, gab ihm dieser den vernünftigen Rath, sie lieber durch Geschenke auszulösen, weil sonst, wenn er mit gewaffneter Hand erschiene, die Indianer ihre Gefangenen gewiß umbringen würden.

Um die Spanier nach jener Gegend hinzubringen, bot der Cazike acht seiner Unterhanen an. Diese reiseten auch wirklich unter Anführung eines gewissen Ordaz, den Cortez dazu beorderte, ab, schifften nach dem festen Lande hinüber und hatten den Befehl, die gefangenen Castilianer einzulösen; Ordaz aber sollte acht Tage lang auf ihre Zurückkunft warten. Diese Zwischenzeit benutzte der Admiral dazu, den Caziken und seine Unterthanen im Christenthume zu unterrichten; aber freilich fieng er dies ganz auf die verkehrte Art an, er ließ nemlich zuerst ihre Götzenbilder umreißen und zertrümmern. Die Indianer staunten über diese bis dahin unerhörte Verwegenheit, und dachten nichts gewissers, als daß ihre Götter an den Zerstörern ihres Heiligthums augenblicklich die schrecklichste Rache nehmen würden. Da dies aber natürlich nicht geschah, so fiengen sie an zu glauben, daß die Gottheiten der Spanier mächtiger, als die ihrigen, seyn müßten, und schienen auch nicht abgeneigt, ihre bisherigen Götter abzuschaffen und sich den Spanischen zu unterwerfen. Doch konnten in so kurzer Zeit ihnen die nöthigen Grundbegriffe der christlichen Religion nicht beigebracht werden; das sahe Cortez denn auch wohl ein, und beschloß, sein Belehrungsgeschäft entweder bei mehrerer Muße fortzusetzen, oder es einem andern zu überlassen. Vor der Hand beschäftigte ihn die Erwartung von der Zurückkunft der abgeschickten 8 Indianer. Die von ihm zu dieser Expedition ausgesetzten 8 Tage waren bereits verflossen, und sie kamen immer noch nicht wieder. Ordaz selbst hatte die ganze Zeit über vergeblich auf sie gewartet, endlich glaubte er, es sei Zeit, wieder umzukehren, weil seine Ordre dahin lautete. Er stieß also nach Verlauf dieser bestimmten Tage wieder zur Flotte, und Cortez argwöhnte, daß er von den Indianern betrogen sei, die sich die zur vorgespiegelten Auslösung bestimmten Geschenke nur hätten

zu

zu Nutze machen wollen. Doch ließ der Admiral auf keine Weise diesen Verdacht gegen die Einwohner von Cozumel blicken, sondern gieng, um keine Zeit zu verlieren, sogleich wieder unter Seegel, in dem Vorsatze, denselben Weg zu nehmen, den Grijalvo kurz zuvor befahren hatte. Der Wind war günstig und man versprach sich eine glückliche Fahrt, als das Schiff des einen Capitäns, mit Namen Escalante, Nothschüsse that, und eiligst nach Cozumel zurückkehrte. Cortez kehrte mit den übrigen Schiffen gleichfalls wieder um, dem nothleidenden Schiffe zu helfen, und gerade noch zu rechter Zeit kam es ans Land, einen Augenblick später würde es wegen eines großen Lecks, den es erhalten hatte, ohnfehlbar untergegangen seyn. So aber wurde durch die schleunigen und klugen Veranstaltungen des Cortez dasselbe nebst seiner sämmtlichen Equipage noch gerettet.

Gerade, als man mit Rettung des Schiffs am eifrigsten beschäftigt war, entdeckte man in der Ferne ein Canot mit Indianern, und das waren eben die, welche man zur Auslösung der gefangenen Spanier abgeschickt hatte. Sie brachten nur einen einzigen derselben, mit Namen Hieronymus Aquilar aus Encija gebürtig, mit sich zurück. Dieser war vor etwa 9 Jahren durch den Schiffbruch einer Caravelle, die von St. Domingo aus den Fluß Darien passirte, an die Küste geworfen worden. Er und 19 andere hatten sich bei diesem Schiffbruch durch Schwimmen gerettet, waren aber in die Hände der Caraiben gerathen, welche sie mehrere Monate lang mit allerlei wohlschmeckenden und äußerst nahrhaften Speisen reichlich bis zum Ueberfluß versorgt hatten. Als nun die Spanier durch diese reichliche Bewirthung dick und fett geworden, und so zu sagen ordentlich gemästet waren, fiengen die Caraiben an, einen nach dem andern ihren Göttern zu opfern und sein Fleisch zu verzehren. Aquilar, mit dessen Fettwerden es am langsam-

sten von Statten gieng, der also auch am längsten aufbewahrt wurde, fand endlich Gelegenheit, zu entwischen, und so dem Opfertode zu entgehen, der das Loos aller seiner Unglücksgefährten gewesen war. Er entlief von den Caraiben und traf bei einem andern Volke ein, das nicht so grausam war, dessen Cazike ihn zum Sclaven annahm. Während seines achtjährigen Aufenthalts unter dieser Nation hatte er ihre Sprache sehr wohl begriffen, sich in ihre Gewohnheiten schicken gelernt, und sein Herr hielt ihn sehr wohl, schenkte ihm auch, durch des Cortez Geschenke bewogen, die Freiheit. Er erzählte, daß in jenem Lande sich noch ein Spanier befände, der sich aber diese Gelegenheit, zu seinen Landsleuten zurückzukehren, nicht habe zu Nutze machen wollen, weil er dort ordentlich eingerichtet, schon längst verheirathet und Vater von 4 Kindern sei. — Dieser Aquilar war für den Cortez ein großer Gewinn; denn weil er die Sprache vieler Indianischer Stämme verstehen und reden gelernt hatte, so konnte er nun desto besser zum Dollmetscher gebraucht werden.

Einige Tage nach Ankunft des Aquilar, und nach vollendeter Ausbesserung des leck gewordenen Schiffes, fuhr Cortez von Cozumel ab, und versuchte, auf den Grijalvastrom tiefer ins Land einzudringen. Er fand aber sehr viele Hindernisse seines Vorhabens in der feindseligern Gesinnung der Völker an diesem Flusse. Sie hatten zwar vorhin den Grijalva freundlich aufgenommen und begegnet, jetzt aber machten sie ernstliche Anstalten, sich zu widersetzen. Eine ungeheure Menge derselben versammelte sich am Ufer, und schickten einen Regen von Pfeilen auf die landenden Fremdlinge. Allein die gute Anführung des Cortez, nebst dem geschickten Gebrauche seiner wenigen Reuterei, brachten sie dennoch in Unordnung, und verschafften den Spaniern den Sieg. Ohngeachtet der Indianer eine sehr große Menge war,
die

die sich immer zu vermehren schien, so verloren dennoch die Spanier nicht mehr als 2 Mann an Todten, und bekamen gegen 70 Verwundete. Der Flecken Tabasco ward eingenommen, und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Unter diesen befanden sich auch einige Befehlshaber, die eben die Grausamkeit an sich selbst zu erfahren besorgten, die sie gegen ihre Kriegsgefangenen auszuüben gewohnt waren. Cortez aber redete durch den Aquilar sehr freundlich mit ihnen, gab ihnen einige Geschenke und setzte sie wieder in Freiheit. Durch diese in jenen Gegenden unerhörte und beispiellose Güte gewann Cortez ganz natürlich die Zuneigung und Liebe der ganzen, vorher so feindselig gesinnten Nation. Dies zeigte sich schon in wenig Stunden, nach deren Verlauf einige Indianer mit Lebensmitteln, und gleich nachher noch andre als Gesandte sich einfanden, die im Namen ihres Caziken um Frieden baten. Man gab diesen einige Europäische Kleinigkeiten zum Geschenke und sie giengen froh und zufrieden zu den Ihrigen zurück. Endlich stellte sich sogar der Cazike selbst persönlich ein, und schenkte dem Cortez 20 junge Indianerinnen, deren Geschicklichkeit in Zubereitung des Maisbrodts er vorzüglich anprieß. Eine darunter war die Tochter des Caziken von Guazacoalco, einer dem Reiche Mexico unterworfenen Landschaft, die nahe bei Tabasco lag. Sie war in ihrer Kindheit, man weis nicht wie, aus ihren väterlichen Hause entführt, und an den Caziken von Tabasco verkauft worden, der sie dem Cortez zum Geschenk machte. Sie verschaffte demselben in der Folge ungemein viel Vortheil, indem sie die Spanische Sprache sehr bald begriff, und so zur Unterhandlung mit den Völkern des ganzen Reichs gebraucht werden konnte. Die Vertraulichkeit, in der Cortez nachher mit ihr lebte, war dabei nicht ohne Folgen, denn sie gebahr ihm einen Sohn, der Martin genannt, und Ritter des St. Jacobsordens wurde.

Cortez trug bei dem Caziken darauf an, daß er den König von Spanien für seinen Oberherrn erkennen, und die christliche Religion annehmen möchte. Gegen das Erstere wurden nicht viel Schwierigkeiten gemacht; das Letztere aber erforderte zuvor gehörigen Unterricht, und dazu war die Zeit zu kurz. Man begnügte sich also damit, es auf zukünftige gelegenere Zeit zu verspar en. Vor der Hand suchte man durch einige prachtvolle religiöse Ceremonieen, die man den Caziken sehen ließ, ihm Geschmack und Wohlgefallen an der neuen Religion, die man ihn lehren wollte, beizubringen.

Als die Spanier den Palmsonntag in der Landschaft Tabasco gefeiert hatten, begaben sie sich wieder zu Schiffe, und setzten ihren Lauf immer weiter nach Westen fort. Sie berührten die Landschaften Guazacoalco, Rio de Banderas und die Opferinsel, und kamen auf demselben Wege, dem Grijalva vor ihnen genommen hatte, auf der Insel Juan d'Ulua an. Kaum hatten sie hier die Anker ausgeworfen, so erschienen in der Ferne zwei Piroguen, die immer näher an die Spanischen Schiffe heran fuhren. Als sie nahe genug waren, versuchte man es, sich mit ihnen zu unterreden. Allein zu aller Erstaunen verstand Aquilar nicht ein Wort von ihrer Sprache. Glücklicherweise redete Marina, (so ward die vorhin erwähnte Indianerin in der Taufe, die man ihr gegeben hatte, genannt worden) ihre Sprache; diese theilte sie dem Aquilar in ihrer Muttersprache mit, und dieser gab die erhaltenen Nachrichten dem Cortez auf Spanisch zurück. Auf diese Weise ward die Unterhaltung angeknüpft, und man konnte sich mit Hülfe dieser zwei Dollmetscher hinlänglich mit einander verständigen.

Die in den Piroguen befindlichen Indianer waren von dem Pilpatoe und Teutile abgeschickt. Der erstere war Gouverneur der Landschaft, der letztere aber Ober-

Oberfeldherr des Montezuma, Kaisers von Mexico. Sie hatten den Auftrag, sich zu erkundigen, warum Cortez sich ihrem Gebiete genähert habe, und ihm zugleich ihre Beihülfe in allem, was zur Fortsetzung seiner Reise dienlich sein könnte, anzubieten. Cortez behandelte diese Indianer sehr liebreich, machte ihnen einige kleine Geschenke, und bewirthete sie mit Confect und spanischen Wein. Er erklärte ihnen demnächst, daß er in keiner andern als friedlichen Absicht und als Freund zu ihnen gekommen sei, und daß er mit ihrem Oberherrn Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu verhandeln habe. In dieser Absicht werde er auch Gelegenheit nehmen, sowohl mit dem Gouverneur als dem Feldherrn sich zu unterreden, und hoffe von ihnen eben so gütig aufgenommen zu werden, als im verflossenen Jahre einigen seiner Nation wiederfahren sei. Mit dieser Erklärung wurden die Indianer entlassen, die höchst vergnügt wieder abfuhren.

Am folgenden Tage begab sich Cortez mit seiner ganzen Mannschaft ans Land. Pferde, Geschütz und alles was auf den Schiffen war, wurde ausgeladen, und ein festes Lager errichtet. Zu dieser Arbeit waren selbst verschiedene Indianer behülflich. Sie halfen Holz fällen, verfertigten Pallisaden, und errichteten Häuser auf Indianische Manier. Sogar eine Capelle von eben der Bauart wurde aufgebauet, vor welche Cortez ein Kreuz hinpflanzen ließ. Es schien den Umständen angemessen zu sein, sich so zu verschanzen, weil man doch nicht ganz sicher vor Ueberfall sein durfte, indem man erfuhr, daß alle von Seiten der Indianer erwiesenen Höflichkeiten und Hülfsleistungen blos eine Wirkung der Furcht und des Schreckens gewesen wären, die der erfochtene Sieg bei Tabasco verbreitet hatte.

Endlich erschienen sowohl der Gouverneur Pilpatoe als der Feldherr Teutile im Spanischen Lager,

und ihre Ankunft hatte keine andere Absicht, als unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Besuches, die Fremdlinge selbst näher in Augenschein zu nehmen, um dem Kaiser ausführliche Nachrichten über sie geben zu können. — Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und Freundschaftsversicherungen von beiden Seiten, erklärte Cortez: daß er von dem großen Monarchen des Orients, dem König Carl, sei abgeschickt worden, mit dem Kaiser Montezuma Sachen von der äußersten Wichtigkeit abzuhandeln, die nicht nur des Kaisers eigne Person, sondern sein ganzes Reich und seine Unterthanen beträfen. Er könne auch sein Gewerbe Niemanden anders, als dem Kaiser selbst eröffnen; folglich sähe er sich genöthiget, um Audienz zu bitten. — Bei diesem Antrage geriethen die beiden Indianischen Herrn in das größte Erstaunen; doch getraueten sie sich nicht, den Cortez durch eine abschlägige Antwort zu erzürnen. Sie schwiegen vielmehr ehrerbietig still, und um das Bittere, das sie ihm zu sagen nicht umhin konnten, vorher zu versüßen, und ihn zur Genehmigung ihres Verlangens geneigt zu machen, ließen sie 30 mit Geschenken beladene Indianer herzutreten, die Geschenke selbst auf Teppichen ausbreiten, und sie sodann dem Cortez anbieten, der sie anzunehmen sich auch nicht weigerte. Nach dieser günstigen Vorbedeutung rückten sie dann mit dem unangenehmen Theile ihrer Antwort heraus, der darin bestand, daß sie die Schwierigkeiten zeigten, die sich dem Vorsatze des Generals, den Kaiser selbst zu sprechen, entgegenstellen würden. Und damit verbanden sie die zwar höfliche aber ernstliche Vorstellung, daß Cortez doch von seinem Vorhaben abstehen, und sich je eher desto lieber von den Grenzen des Mexicanischen Reichs wieder entfernen möchte. Allein mit wahrer Spanischer Grandezza antwortete ihnen Cortez: „daß man dem Gesandten eines großen Königs nie ein Gehör zu versagen „pflege.

„pflege. Er wolle ihnen indessen Zeit lassen, sich nach „den Gesinnungen des Kaisers zu erkundigen, ihnen „aber zugleich feierlich erklären, daß er als der General „eines so mächtigen Monarchen nicht eher sich aus dem „Lande entfernen werde, bis er mit dem Beherrscher „desselben persönlich gesprochen und dasjenige selbst er„öffnet haben würde, wozu ihm der Auftrag gegeben sei.„

Dies alles in einem stolzen und gebieterischen Tone ausgesprochen, setzte die Abgesandten des Montezuma in solches Erstaunen, daß sie sich nicht unterstanden, weitere Einwendungen zu machen, sondern nur in einem demüthigen Tone baten, daß vor eingelaufener Antwort vom Hofe nicht Weiteres vorgenommen werden möchte. Unterdessen aber waren verschiedene Maler, die sich in ihrem Gefolge befanden, eifrigst beschäftigt, die Kleidung und Schiffe der Spanier in Gemählden auf Cattun darzustellen, um diese als eine genaue Relation über die Anzahl und Beschaffenheit der neuen Ankömmlinge nach der Hauptstadt zu befördern. Cortez, der dies bemerkte, und ihnen Gelegenheit geben wollte, ihre Geschicklichkeit recht zu zeigen, und ihre Pinsel in Uebung zu setzen, ließ einen Theil seiner Armee die Waffen ergreifen, und kriegerische Uebungen anstellen, die Reuter mußten ein Ringelrennen halten, und einige Salven aus dem groben Geschütz und kleinen Gewehre beschlossen den Act. Die Indianer erstaunten und erschraken über den ungewohnten und ihnen ganz fremden Anblick dieses militärischen Spielwerks und hielten die ganze Handlung für wirklichen Ernst, bis Cortez sie von dem Gegentheil versicherte. Da ihre Pinsel dies alles darzustellen nicht vermögend waren, so begaben sie sich voller Verwunderung hinweg, nachdem Cortez sie beschenkt und ihnen auch einige ansehnliche Geschenke für den Kaiser mitgegeben hatte. Dabei aber bestand er auf seinem Vorsatz, selbst mit dem Montezuma zu reden, und entließ sie.

Der Gouverneur und der Feldherr blieben nicht weit vom Spanischen Lager stehen, und aus ihren Bewegungen schien es, als ob sie über die Art ihres Verhaltens mit einander zu Rathe giengen. Endlich gieng Teutile weg, und Pilpatoë blieb allein zurück. Nicht lange währte es, als eine Menge Indianer herbeikamen, die auf Befehl des Pilpatoë eine Grenzlinie zwischen dem Lager der Spanier und ihrem Gebiet, zogen, und auf der Stelle in der größten Geschwindigkeit Hütten errichteten, so daß in wenig Stunden mitten auf ebenen Felde ein großer, volkreicher Flecken entstand. Cortez, dem dies verdächtig vorkommen mußte, ließ den Pilpatoë fragen, was dies zu bedeuten habe, und bekam zur Antwort: Dies Dorf sei zu dem Ende hier errichtet worden, damit man im Stande wäre, die Spanier desto geschwinder und bequemer mit den erforderlichen Lebensmitteln versorgen zu können. Mit dieser Antwort mußte sich Cortez vor der Hand, wenigstens zum Schein begnügen, besonders da wirklich Lebensmittel im Ueberfluß herbeigebracht wurden.

Inzwischen kam in 8 Tagen die Antwort des Montezuma zurück, und Teutile brachte sie ins Spanische Lager. Sie war mit ansehnlichen Geschenken begleitet, die Cortez mit besondrer Ehrerbietung empfing. Desto weniger aber war er mit der Antwort selbst zufrieden, weil ihm darin sein Gesuch um eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser selbst, durchaus abgeschlagen wurde. Ohne sich durch diese abermalige abschlägige Antwort im Geringsten abschrecken zu lassen, erklärte er mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit: „daß er, ohne „die Ehre seines Landesherrn zu verletzen, nicht eher zurückgehen könne, bis er den Monarchen von Mexico „selbst gesehen und gesprochen hätte; er hoffe daher, daß „man ihn durch längere Weigerungen nicht nöthigen „werde, zu ernsthaftern Maaßregeln zu greifen.“ —

Darauf stellte er den Mexicanern ein ander Geschenk für ihren Herrn zu, und entließ sie mit der Bitte, ihre Bemühungen für eine persönliche Zusammenkunft zu verdoppeln; und wenn für den Kaiser und dessen Gesandte etwa der Weg bis zu ihm zu weit und zu beschwerlich sei, so wolle er diesen Platz verlassen, und auf einen bequemern, der der Hauptstadt näher wäre, die letzte Antwort erwarten. — Um diesen Platz auszusuchen, schickte er den Montejo mit 2 Schiffen ab, und gab ihm den Befehl, den Fluß Grijalva so weit er schiffbar sei, hinaufzusegeln, und wo möglich innerhalb 10 Tagen wieder zurückzukommen.

Viertes Kapitel.

Schrecken und Furcht des Montezuma vor der Ankunft der Spanier. — Abschlägige Antwort desselben, wegen verlangter Audienz. — Meuterei unter des Cortez Armee. — Kluge Anstalten des Cortez, sein Ansehen zu befestigen. — Seine Vereinigung mit dem Cazików von Zempoala und andern. — Verhaftnehmung der neuen Gesandten des Montezuma. — Erbauung der Festung Vera Cruz. — Unvermuthete Erscheinung eines Spanischen Schiffs von Cuba. — Abgeschickte Deputation nach Spanien. — Neue Verschwörung und Entdeckung derselben. — Klugheitsmaasregeln des Cortez, die Annäherung an Mexico zu beschleunigen. — Unternehmung des Gouverneurs Garay von Jamaica, auf die Landschaft Panuco. — Weiteres Fortrücken des Cortez nach Zocotlan. — Die Republik Tlascala. — Krieg mit den Tlascalanern und darauf erfolgter Frieden. — Bemühung des Montezuma, die Vereinignng mit den Tlascalanern zu verhindern. — Cortez triumphirender Einzug in Tlascala.

Der Mexicanische Monarch Montezuma, gerieth durch die unerhörte Hartnäckigkeit der Fremdlinge, in nicht

nicht geringe Unruhe. Er beherrschte ein weitläuftiges Reich, das unter einer Menge Caziken vertheilt war, die aber alle von seinen Vorfahren und ihm unterjocht waren. Unter diesen Caziken befanden sich verschiedene, die des Mexicanischen Jochs schon lange überdrüssig waren, und die jede Gelegenheit, sich wieder unabhängig zu machen, mit Begierde ergriffen. Weil nun die Ankunft der Europäischen Fremdlinge der Macht des Mexicanischen Throns sehr leicht gefährlich werden konnte, wenn sich die Vasallen des Reichs mit ihnen gegen den Montezuma vereinigten; so erregte diese Betrachtung in der Seele des Monarchen Furcht und Schrecken; Gebete und Opfer, um Abwendung der drohenden Gefahr, wurden verdoppelt, und endlich, da durch dies alles die kühnen Abentheurer von den Grenzen des Reichs nicht entfernt wurden, ward eine neue Gesandtschaft mit neuen, weit mehrern und kostbarern Geschenken ins Spanische Lager geschickt, die im Namen des Monarchen Entfernung aus dem Lande gebieten sollte. Pilpatoë und Teutile waren die Ueberbringer dieses Befehls. Cortez aber ließ sich durch das alles nicht aus seiner Fassung bringen, sondern sprach von Annäherung an die Hauptstadt, und vom Niederreißen der Götzenbilder. Bei dieser Aeußerung stand Teutile entrüstet auf, und sagte mit Verdruß und Zorn im Gesichte: „der große Montezuma hat dich bisher „als seinen Gast betrachtet, und dir alle Rechte der Gast„freundschaft wiederfahren lassen. Willst du aber auf „deinem Sinn beharren, und stets einerlei Antwort ge„ben, so hast du dir es selbst beizumessen, wenn er dich „von nun an als seinen Feind behandelt." Mit diesen Worten verließ er, nebst dem Pilpatoë ohne eine Antwort abzuwarten, den erstaunten Cortez, der eine so herzhafte Sprache nicht vermuthet hatte. Alles im Spanischen Lager stutzte, und versahe sich nichts Gutes, und Cortez hatte seine ganze Verstellungskunst und Gewandtheit

heit nöthig, um seine eigene Verlegenheit zu verbergen, und diese drohende, herzhafte Antwort für ein Zeichen der Furcht und Besorgniß zu erklären.

Am folgenden Morgen war in dem Flecken selbst keine Seele mehr anzutreffen, und so lebhaft es noch den Tag vorher darin gewesen war, so gänzlich todt und ausgestorben schien er jetzt. Alles war darin wie ausgekehrt, und was das Uebelste für die Spanier war, die Herbeibringung der Lebensmittel hörte mit einemmale gänzlich auf. Dies war das Signal zur Unzufriedenheit und Meuterei, die sich sehr schnell und laut genug äußerte. Diejenigen besonders, die noch immer heimliche Anhänger des Velasquez waren, brachen nun mit ihrer Klage ohne Rückhalt hervor, und sagten laut: „daß „Cortez sie seinem Ehrgeitze aufopfere; denn es sei doch „offenbar die größte Verwegenheit, einen so mächtigen „Monarchen, wie Montezuma, mit einer Hand voll „Soldaten angreifen und bewingen zu wollen. Sie „müßten sich daher insgesammt vereinigen, auf die „Rückreise nach Cuba zu dringen, damit sowohl die „Flotte als Armee verstärkt, und ein weit dauerhafterer „Grund zu diesem wichtigen Unternehmen gelegt werden „könnte." — Cortez sah und hörte dies Murren deutlich genug, aber seine Klugheit ließ ihn auch in dieser wirklich mißlichen Lage nicht im Stiche. Zu seinem Glück waren die Angesehensten und Herzhaftesten seiner Mannschaft auf seiner Seite, und gestützt auf das Bewußtseyn davon, erlaubte er, durch einen öffentlichen Ausruf, allen Mißvergnügten, ihre Beschwerden vorzutragen. Der Wortführer dieser Rebellen, Diego de Ordaz, verlangte sodann im Namen seiner Partbei, und ohne große Bescheidenheit, die augenblickliche Rückkehr nach Cuba, weil man nicht Lust habe, sich dem gewissen Tode, sei es durch Hunger, oder durch die überlegene Macht der Feinde, Preiß zu geben. Cortez

hörte die Bitterkeiten, die ihm bei dieser Gelegenheit gesagt wurden, mit großer Gelassenheit an, und schien gar nicht abgeneigt, dem Verlangen der Mißvergnügten gemäß, nach Cuba zurückzuseegeln. Und um sie in diesem Glauben noch mehr zu bestärken, ließ er wenige Stunden darauf durch einen Ausrufer im ganzen Lager bekannt machen: „daß Jeder des andern Morgens sich „bereit halten solle, zu Schiffe zu gehen und die verlangte „Rückreise anzutreten.“ — Kaum war dieser Befehl publicirt, als die ganze Armee, so weit sie nicht zu den Mißvergnügten gehörte, auf heimliches Anstiften gewisser Vertrauten, die allein um die Sache wußten, sich versammelte, vor den Cortez trat, und ihm die bittersten Vorwürfe machte, „daß er höchst unbesonnen und thö„richt handle, sie jetzt, mitten im glücklichen Laufe ihrer „angefangenen Eroberungen, und der dabei zu hoffen„den Ehre und Reichthümer, aufzuhalten, und sich nach „dem Willen einiger feiger Schwindelköpfe zu richten, „die ihn dazu verleiten wollten, einen ähnlichen Fehler, „wie Grijalva, zu begehen. Sie würden es für nichts „anders, als die schimpflichste Feigheit halten können, „wenn er jetzt zurücktreten, und durch die Rückkehr nach „Cuba alle errungenen Vortheile sowohl, als alle noch „zu hoffenden Eroberungen mit einemmale vernichten „wollte.“ — Diese Aeußerungen, so bitter und voller Vorwürfe sie auch schienen, waren dennoch Music in den Ohren des Cortez, und er beschloß, den günstigen Zeitpunkt ganz zu benutzen, seine Macht und das Ansehen seines Amtes auf einen unerschütterlichen Fuß zu setzen. Dies fieng er mit aller möglichen Klugheit auf folgende Weise an: Er ließ seine ganze Mannschaft, Freunde und feindselig Gesinnte, sogleich zusammen berufen, und hielt an sie folgende Anrede: „ich bin es müde, länger „euer Anführer zu seyn, da sich so ganz entgegengesetzte „Meinungen unter euch äußern. Zudem ist das Ansehen,

„zu

„zu welchem mich der Statthalter auf Cuba hat erheben „wollen, in euren Augen viel zu geringe, als daß ihr „aus Achtung gegen diesen, euch die Befehle eines Man„nes gefallen lassen solltet, der doch nichts anders, als „euren Ruhm und eure Bereicherung zur Absicht hat. „Doch genug; ich sehe, daß selbst der Wille eures Gou„verneurs euch nicht heilig ist, wie sollten es denn meine „Anordnungen seyn? — Da mir nun selbst die vom „Gouverneur ertheilte Bestallung nicht das durchaus nö„thige Ansehen eines Anführers bei euch geben kann; „so lege ich die Stelle eures Anführers, die ich bisher „unter euch bekleidet habe, feierlich nieder, und meine „letzte Anordnung, die ich von dieser Stunde an, noch „mache, ist diese, daß ich von den Angesehensten unter „euch eine Rathsversammlung ernenne, deren Anord„nungen ihr alle euch gefallen zu lassen verpflichtet seid, „und deren Willen ich selbst, so gut, wie Jeder von „euch, aufs heiligste respectiren werde." — Mit diesen Worten berief er zwei aus der Versammlung zu Alcalden, vier zu Räthen, einen zum Secretär, und einen zum General-Procurator, ertheilte ihnen öffentlich die nöthigen Instructionen, ließ sie schwören, und befahl ihnen, am folgenden Tage ihre erste gerichtliche Sitzung zu halten.

Als sich dieser Rath am folgenden Tage versammelt hatte, bat Cortez — der seit gestern alle Ehrenzeichen eines Anführers abgelegt, und dagegen blos das Ansehen des geringsten Colonisten angenommen hatte, ohngeachtet nichts ohne seine oder seiner Freunde Veranstaltung vorgenommen wurde — um Erlaubniß, dieser Versammlung beizuwohnen, die ihm auch zugleich zugestanden ward. Man bat ihn, den obersten Platz darin einzunehmen; er begnügte sich aber damit, daß er sich neben einen der Räthe niederließ. Mit wohl berechneter Ehrerbietung legte er der Versammlung den Titel gnädige

Herrn bei, und bat ehrfurchtsvoll und unterwürfig um Anhörung seines Gesuchs, die man ihm natürlich sogleich bewilligte. Dann stand er auf und hielt eine Rede an die Versammlung, worin er vorstellete, „daß „er sich als Oberhaupt an der Spitze einer Armee befän„de, bei der es ihm an dem erforderlichen Ansehen man„gele, indem die von dem Gouverneur Velasquez „ihm ertheilte Ordre durch eben denselben sei widerrufen „worden. Er habe also nur bis jetzt die freiwillige Un„terwerfung derjenigen verwaltet, die ihn gleich an„fänglich für ihren Befehlshaber erkannt hätten. Jetzt „sähe er sich also genöthigt, den Schritt zu thun, den „die Umstände nothwendig machten, weil die Armee „nicht befugt sei, sich eigenmächtig einen andern General „zu wählen. Er wolle also den Rath ersuchen, sich sei„nes Rechts zu bedienen, und bei einer so wichtigen „Wahl hauptsächlich auf die Ehre der Nation unver„werfliche Verdienste allein Rücksicht zu nehmen." — Mit diesem Worten legte er die vom Velasquez erhaltene Bestallung auf den Tisch und verließ die Versammlung. Der Rath brauchte keiner längern Berathschlagung, denn aller Stimmen giengen dahin: „daß man „zwar seine Abdankung aus des Velasquez Diensten „annehmen, und ihm in dieser Hinsicht die erbetene Ent„lassung nicht versagen wolle; doch müsse er es sich ge„fallen lassen, die neuen Aufträge und Befehle des Raths „zu respectiren, und dem zufolge die Anführung der Ar„mee fernerhin übernehmen, wozu ihm Bestallung und „Instructionen nächstens eingehändigt werden sollten."

So war denn durch diese Komödie (denn mehr war es doch im Grunde nicht) Cortez von der Herrschaft des Velasquez losgesprochen, und sein Ansehen als General gegen jede Beeinträchtigung der Mißvergnügten in Sicherheit gesetzt. Auch ward diese Begebenheit sogleich im ganzen Lager durch einen öffentlichen Ausruf

bekannt

bekannt gemacht, und Jeder freuete sich, oder schien sich wenigstens über diese erneuerte Wahl des Cortez zu freuen. Selbst die alten Anhänger des Velasquez schwiegen eine Zeitlang still, und suchten ihren innern Unwillen durch verstellte Theilnahme an der allgemeinen Freude, zu verbergen. Bald aber erwachte derselbe wieder in ihrem Herzen, und veranlaßte sie zu allerhand Chicanen und Cabalen zum Untergange des Generals. Das alles aber entgieng dem scharfen Blicke des Cortez keinesweges, denn das hatte er vorausgesehen und seine Maasregeln darnach genommen. Immer wachsam auf alle Mienen und Aeußerungen seiner Gegner, ließ ers bis zum Ausbruch einer abermaligen Meuterei kommen; nun aber fuhr er zu, und ließ die drei Rädelsführer derselben, Diego de Ordaz, Pedro Escudero, und Juan Velasquez de Leon zum abschreckenden Beispiele der Uebrigen gefangen nehmen und fesseln. Dies jagte den übrigen Rebellen ein nicht geringes Schrecken ein, das Cortez dadurch noch zu verstärken wußte, indem er sagte, daß er diesen, so wie allen andern Aufrührern, die er hinlänglich kenne, so sehr sie sich auch zu verbergen bemüht wären, den Proceß machen würde, der sich mit nichts Anderm, als mit Hingabe ihrer Köpfe endigen könnte. — In dieser quälenden Ungewißheit wurden auch jene drei gefesselten Rädelsführer einige Tage hindurch geflissentlich unterhalten: heimlich aber mußten einige der Vertrautesten von Cortez durch allerhand Vorspiegelungen ihre Gemüther so zu lenken suchen, daß sie sich, um nicht Opfer des Todes zu werden, dem Cortez endlich reuevoll zu Füßen werfen und um Verzeihung alles Unrechts bitten mußten. Sie wurden nach dieser wohlverdienten Züchtigung die getreuesten Freunde des Cortez und ihm in vielem Betrachte ungemein nützlich.

Während

Während dies alles an den Grenzen des Mexicanischen Reichs vorgieng, war Montejo von seiner Fahrt zurückgekommen, und hatte in einer fruchtbaren Gegend einen Indianischen volkreichen Flecken entdeckt, in dessen Nähe das Meer, hinter einer Kette hoher, unersteiglicher Felsen einen sehr schönen Hafen bildete. Diese Gegend, die ohngefähr 12 Meilen von St. Juan d' Ulua lag, schien vollkommen tüchtig zu einer vortheilhaften Niederlassung. — Als Montejo den Bericht hierüber abstattete, erschienen 5 Indianer als Abgeordnete von dem Caziken von Zempoala, einer benachbarten Landschaft, die den Auftrag hatten, mit den mächtigen Fremdlingen in ihrer Nähe ein Bündniß gegen den Montezuma zu schließen, mit dessen Regierung der Cazike sehr unzufrieden war. Durch diesen Antrag, der dem Cortez nicht anders, als höchst erwünscht seyn konnte, sahe sich dieser ganz unvermuthet seinen Absichten, den Montezuma förmlich zu bekriegen, um ein Großes näher gerückt, und weil er kurz zuvor die Gemüther der Mißvergnügten auf die vorhin erzählte Weise zu seinem Vortheile wieder zu gewinnen gewußt hatte, ihn also nichts mehr in seiner gegenwärtigen Lage hinderlich war; so ließ er sogleich seine Armee nach der Landschaft Zempoala fortrücken, um sich mit dem Caziken der Gegend, der ihn durch seine Gesandten hatte einladen lassen, zu vereinigen. Hier fand er ein Volk, welches das Joch, das Montezuma ihm aufgelegt hatte, mit dem größten Widerwillen trug. Cortez ward daher als ihr Beschützer und Bundesgenosse mit besonderem Zutrauen und mit einer solchen Zuneigung aufgenommen, die seinen Muth erheben und ihm Hoffnung zum glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen gewähren konnte. Ueberdies kamen auch noch die benachbarten Caziken, die eben so wie der von Zempoala dachten, zu ihm, trugen ihm ihre Beschwerden gegen den Montezuma vor,

und baten um seine Freundschaft und Unterstützung. Nachdem er von allen genaue Erkundigungen in Ansehung ihrer Stärke eingezogen hatte, versicherte er sie seines thätigen Beistandes, und rückte nun mit ihnen vor Quiabizlan. Man ließ ihn auch hier ohne Widerstand ein, und der Cazike der Landschaft, der sich bereits mit dem von Zempoala verbunden hatte, kam mit diesem dem Cortez entgegen und empfieng ihn als Freund und Bundesgenossen. Noch war man mit den Formalitäten zur Bestätigung dieses Bündnisses, nicht ganz zu Ende, als unvermuthet von Mexico einige Abgeordnete eintrafen, die in einem sehr befehlenden Tone die beiden Caziken von Zempoala und Quiabizlan zum Montezuma beriefen, und zugleich 20 Mann aus ihren Mitteln als eine außerordentliche Auflage verlangten, welche zur Strafe für den, den Spaniern verstatteten Aufenthalt in ihren Ländern, hingerichtet werden sollten. Cortez aber wußte die Caziken zu bereden, die Mexicanischen Gesandten in Verhaft zu nehmen, indem er versprach, sie gegen alle Verantwortung in Sicherheit zu setzen. Seine Absicht dabei gieng dahin, diese Caziken gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den Montezuma, noch unversöhnlicher zu machen, darum bürdete er ihnen eben das Unangenehmste in diesem Unternehmen auf; zugleich aber wollte er dem Montezuma noch einen Weg zur gütlichen Unterhandlung offen lassen, mit welchem er doch nicht ohne eine offenbare Verwegenheit, gänzlich brechen konnte. Dies zu bewerkstelligen, und allen Verdacht von sich abzulehnen, ließ er zwei der gefesselten Mexicaner des Nachts heimlich vor sich bringen, kündigte ihnen ihre Freiheit an, versprach auch, dafür zu sorgen, daß ihre übrigen noch gefangenen Gefährten ebenfalls in Freiheit gesetzt werden sollten, sobald es nur die Umstände erlauben würden, und bat sie, dies alles dem Montezuma zu berichten, und ihn seiner völligen Ergebenheit zu versichern,

sichern, mit der er all die Achtung zu verdienen suchen würde, die ihm als dem Gesandten des großen Königs im Orient, gebühre. — Gleich darauf ließ er sie in eine Schaluppe setzen und sie bis an die Grenzen ihres Landes in aller Stille transportiren. Am folgenden Morgen wurde ihm sodann gemeldet, daß zwei der Mexicanischen Abgeordneten in der Nacht entflohen wären. Dies legte er nun mit vieler List als Mangel an Wachsamkeit der beiden Caziken, öffentlich zur Last, und unter dem Vorwande, die noch übrigen Viere desto besser zu verwahren, ließ er sich ihrer bemächtigen und sie auf seine Schiffe bringen.

Unterdessen breitete sich der Ruf der Spanier, in allen Gegenden, durch welche Cortez zog, so mächtig aus, daß alle Caziken von den Gebirgen herzukamen, und dem Spanischen General ihre sämmtliche Mannschaft zu seinem Dienst antrugen. Als Cortez sahe, wie sehr sich seine Macht durch den täglichen Beitritt so vieler mächtiger Bundesgenossen vermehrte, so war er darauf bedacht, durch Erbauung einer kleinen festen Stadt sich in der Nähe des Mexicanischen Reichs recht fest zu setzen, um die Eroberung desselben mit desto mehr Sicherheit und gutem Erfolge betreiben zu können. Es ward mit dem Baue sogleich der Anfang gemacht, und so entstand in aller Geschwindigkeit ein befestigter Flecken zwischen dem Meere und Quiabizlan, den Cortez Vera Cruz nannte.

Die Zurückkunft der beiden Abgeordneten an den Mexicanischen Hof und ihre Relation von dem edlen Benehmen des Generals gegen sie, bewirkte bei dem Montezuma eine so vortheilhafte Meinung für den Cortez, daß er beschloß, alle angefangenen Kriegsrüstungen gegen ihn gänzlich einzustellen. Er schickte daher eine ordentliche Gesandtschaft mit reichlichen Geschenken an ihn ab,

ab, die den Auftrag hatte, die Annäherung der Spanier an das Mexicanische Gebiet wo möglich zu verhindern, und sie mit guten Worten zur Rückkehr auf ihre Schiffe zu bewegen. Cortez empfieng diese Gesandten zu Vera Cruz, das eben fertig geworden war, mit großer Ehrerbietung; als sie aber mit ihrem eigentlichen Auftrage hervorgiengen, daß Montezuma die baldige Abreise des Cortez wünsche, damit er die ihm abtrünnig gewordenen Cazifen wieder unter seinen Gehorsam bringen könne, antwortete er: daß es des Montezuma eigener Vortheil erfordere, nicht umzukehren, weil eben durch seine Anwesenheit diese Cazifen nur desto mehr und sicherer im Zaume gehalten werden könnten. — Hierauf gab er die bis dahin gefangen gehaltenen vier Abgeordneten, die unterdessen auf den Spanischen Schiffen alle ersinnliche Achtung und Freundschaft genossen hatten, gleichfalls in Freiheit und entließ sie nebst den Gesandten des Montezuma.

Einige Zeit darauf kam unter der Anführung eines gewissen Franz de Saucedo und Ludovico Martin ein kleines Spanisches Schiff zu Vera Cruz an, das sechs Soldaten, und zwei Pferde mitbrachte, welches für den Cortez in seiner damaligen Lage eine ansehnliche Verstärkung war. Von dem Anführer des Schiffs erfuhr man, daß der bisherige Gouverneur von Cuba, Velasquez, vom Hofe das Amt eines Adelantade auf dieser Insel erhalten, und damit zugleich den Befehl bekommen habe, neue Entdeckungen und Colonieen zu veranstalten; und seit dieser Standeserhöhung sei er gegen den Cortez nun vollends unerbittlich, und spräche laut von der Nothwendigkeit seines Unterganges. Cortez verbarg mit der ihm ganz eignen Kunst, die Unruhe, in die er durch diese Nachricht versetzt ward, und trug bei dem von ihm selbst niedergesetzten Rathe zu Veru Cruz an, eine Deputation an dem Spani-

schen

schen Hof im Namen der Colonie abzuschicken, welche sowohl die Schätze, die von den verschiedenen Caziken und vom Montezuma selbst ihm geschenkt waren, als auch eine genaue Relation von Allem, was bis dahin im Dienste des Königs geschehen sei, überbringen sollte. Dies geschah, und man kann leicht denken, wie sehr der Rath das kluge Benehmen des Cortez, die Tapferkeit der Soldaten und die Ungerechtigkeiten des Gouverneurs auf Cuba, herauszustreichen suchte. Das Schreiben selbst schloß mit einer Bitte, sowohl von Seiten der Colonie, als der Armee, daß der König den Cortez zum Oberbefehlshaber aller, in diesen Gegenden zu machenden Eroberungen und Einrichtungen, ernennen, und ihn nicht ferner, unter den Befehlen des Velasquez stehen lassen möchte. — Mit diesen Depeschen wurden die beiden Alcalden, Porto Carrero und Montejo, abgefertiget, Alaminos aber als Steuermann sollte sie mit dem besten Schiffe des Geschwaders nach Spanien führen. Ihre Abreise gieng im Monat Julius vor sich, doch wäre beinahe die ganze Expedition in die Hände dessen gefallen, den sie zunächst mit betraf, und dem an der Vernichtung derselben, zur Befestigung seiner Macht, nothwendig sehr viel gelegen sein mußte. — Schon bei der Ausrüstung dieses Schiffs machten einige Soldaten und Bootsknechte eine Verschwörung mit einander, sich eines andern Schiffes zu bemächtigen, nach der Insel Cuba zu segeln und dem Velasquez von dieser Reise nach Spanien Nachricht zu geben. In der letzten Nacht vor der wirklichen Ausführung dieses verrätherischen Unternehmens aber, schlug einem der Mitverschwornen das Gewissen, und bewog ihn, die ganze Sache dem General zu entdecken. Diese Entdeckung der Verschwörung, die Gefangennehmung und Bestrafung der Schuldigen, erfolgte nun von Seiten des Cortez in der größten Geschwindigkeit. Zwei davon wurden zum Tode verurtheilt,

zwei

zwei andre gepeitscht, und dem Steuermanne, der sie führen sollte, ward ein Fuß abgehauen. Die übrigen erhielten mit einer gelindern Strafe Verzeihung, weil sie zum Beitritt dieses Complotts verführt worden waren, und man überdem auch nicht gern so viel Menschen, die man doch so nöthig brauchte, aufopfern wollte. Das Schiff selbst bekam Befehl, sich in keinem Hafen von Cuba sehen zu lassen, sondern gerades Weges nach Spanien zu seegeln. Unglücklicherweise aber hatte Montejo auf Cuba verschiedene Plantagen im Besitz, und um diese bei dieser Gelegenheit einmal zu besuchen, wußte er unter verschiedenen Vorspiegelungen und Versprechungen den Steuermann zu bereden, nach Havanna zu seegeln und da vor Anker zu legen. Kaum war das Schiff, den Befehlen des Cortez zuwider, in diesen Hafen eingelaufen, als der schlaue Velasquez, der allenthalben seine Kundschafter hatte, auch schon Nachricht davon erhielt, und in aller Stille die wirksamsten Anstalten machte, den Montejo mit samt dem Schiffe aufheben zu lassen. Wenig Augenblicke vor der Ausführung dieses Plans, bekam Montejo einigen Wind von dem Vorhaben des Gouverneurs, und seegelte noch eben zu rechter Zeit in aller Geschwindigkeit von der Insel ab. Velasquez schickte zwar zwei schnell seegelnde Schiffe jenen nach; allein die Geschicklichkeit des Alaminos, der sich dem Strome des Canals von Bahama überließ, rettete glücklich das Schiff und brachte es im Monat October unbeschädigt nach Spanien.

Jene kurz vor ihrem Ausbruche entdeckte Verschwörung, belehrte den Cortez von der Nothwendigkeit, allen weitern Versuchen dieser Art mit einemmale so vorzubeugen, daß Niemand jemals sie zu machen für gut befinden möchte. Um demnach den unruhigen Köpfen unter seiner Armee und dem Schiffsvolk alle Gelegenheit zu benehmen, sich auf irgend eine Art mit dem Velasquez

quez

quez in Rapport zu setzen, ließ er sowohl durch zu rechter Zeit angebrachte Geschenke, als durch Vermittelung seiner Vertrauten auf das Schiffsvolk so vortheilhaft wirken, daß dieses einstimmig aussagte: „die Schiffe „wären durch den langwierigen Aufenthalt im Hafen, „so sehr verdorben und unbrauchbar gemacht, daß sie „bei der ersten Fahrt, die man damit versuchen wollte, „ohnfehlbar sogleich zu Grunde gehen würden, es sei „daher durchaus erforderlich, sie sämtlich abzutackeln, „und ans Land zu bringen." — Auf diese mit gutem Vorbedachte veranlaßte Nachricht, wurden Seegel, Tauwerke und andere zur Schiffsrüstung unentbehrliche Stücke so fort an die Küste gebracht, und nur einige Schaluppen, die zur Fischerei nicht entbehrt werden konnten, blieben im Hafen. Von diesem Augenblicke an wurde von nichts Anderm, als von der Annäherung an Mexico gesprochen, und Cortez fieng an, seine Armee in Bewegung zu setzen. Kaum war dies geschehen, als Escalante, den Cortez als Vice-Gouverneur zu Vera Cruz zurückgelassen hatte, ihn eiligst von der Ankunft einiger Schiffe auf der Rhede benachrichtigte, und Cortez kehrte sogleich zurück. Nicht lange darauf kamen von diesen Schiffen vier Mann ans Land, und meldeten dem General, „daß der Spanische Gouverneur auf Jamaica (oder, „wie sie damals hieß: St Jacob) die Vollmacht erhalten habe, Entdeckungen und Colonieen zu veranlassen; er habe deshalb auch 3 Schiffe mit 260 Spaniern „unter dem Commando des Alfonso de Pineda „ausgerüstet. Mit diesen habe er von dem Lande an „der Seite der Landschaft Panuco Besitz genommen, „und stehe im Begriff, eine Niederlassung zu Naotlan, „zwölf Meilen gegen Osten von Vera Cruz, anzulegen. „Er untersage daher dem Cortez, seine Eroberungen „auf dieser Seite fortzusetzen.

Cortez erwiederte auf dies sonderbare Ansinnen weiter nichts als dies: „daß ihm eine solche, dem Gouverneur auf Jamaica ertheilte Erlaubniß und Anweisung völlig unbekannt wäre, wenn aber der Anführer „dieser Expedition sich zu ihm bemühen wolle, so könnten sie vielleicht die ganze Sache in Güte beilegen." Damit waren aber die vier Abgeordneten nicht zufrieden, sondern wollten ihm eine förmliche schriftliche Andeutung übergeben, die Cortez aber nicht annahm. Einer davon vergaß sich sogar soweit, daß er die dem General schuldige Achtung aus den Augen setzte, und mit Drohungen und Schimpfreden um sich warf. Nun fuhr Cortez zu, ließ den Verwegenen nebst seinen Gefährten sogleich gefangen nehmen, und setzte trotz des ihm aufgedrungenen Verbots, seinen Marsch von neuem fort.

Er berührte auf seinem Wege die Landschaft Zocotlan. Der Cazike der Gegend, der es mit dem Montezuma hielt, kam ihm mit verstellter Freundlichkeit entgegen, und, als Cortez ihn wegen des Weges, den er zu wählen hätte, befragte, gab er den Rath, nicht durch die Landschaft Tlascala zu ziehen, weil deren Einwohner wild und blutgierig seien, vielmehr den Marsch durch die volkreiche und friedliche Landschaft Cholula fortzusetzen. Cortez war wirklich Willens, diesem Rathe zu folgen; allein die Indianer bei seiner Armee erklärten ihm die Gefahr, der er entgegen gehen würde, indem in Cholula ein großer Theil Mexicanischer Krieger sich befände, und die Einwohner von Cholula selbst höchst verrätherisch wären, daß im Gegentheil die Tlascalaner mit seinen Freunden, den Zempoalanern und Totonagern im Bündnisse ständen. Zufolge dieses bessern Raths entschloß sich Cortez zu dem Letztern, und richtete seinen Marsch nach Tlascala.

Weil Tlascala als Republik regiert wurde, so schickte Cortez an die Rathsversammlung, und hielt um freien Durch-

Durchzug durch ihr Gebiet an. Der Aelteste des Raths, Mahiscatzin, war diesem Gesuche nicht entgegen und unterstützte es nach allen Kräften. Er bediente als Grund zur Willfahrung, der bei seinen Landsleuten bekannten Tradition, daß einst ein fremdes Volk vom Orient, gleichsam wie vom Himmel kommen und bei ihnen eintreffen würde. Dies deutete er auf die Spanier, und gab, auf diesem Grund gestützt, den Rath, das verlangte Bündniß mit diesen mächtigen Fremdlingen einzugehen. Doch diesem Rathe widersetzte sich ein junger, feuriger Krieger, Namens Xicotencatl, mit solcher Energie, und wußte seinen Widerspruch durch seine ihm gleichdenkenden Freunde und Anhänger so geltend zu machen, daß der friedliche Rath des Mahiscatzin verworfen und dagegen die Aufforderung zum Kriege durch Xicotencatl allgemein angenommen ward. Die Zurüstungen zum Streit wurden in der größten Geschwindigkeit betrieben, und als Cortez in Tlascala ankam, sahe er sich genöthigt, den Tlascalanern zwei blutige Schlachten zu liefern, und einen dritten muthigen Anfall in der Nacht auszuhalten. In allen drei Angriffen aber siegte die Europäische Kriegskunst über die Tapferkeit der Indianer, und diese drei erfochtenen Siege erwarben den Spaniern eine solche Ehrfurcht, daß die Tlascalaner in Masse zu ihnen kamen, und um Frieden baten, auch die treusten Bundsgenossen von ihnen zu sein, feierlich gelobten. Sie hielten auch redlich Wort.

Noch da, als man beschäftigt war, von beiden Seiten die Friedensbedingungen festzusetzen, erschien eine abermalige Gesandtschaft von Mexico. Montezuma hatte die Nachricht von den Siegen der Spanier erhalten, und befürchtete mit Grunde, daß Cortez sich mit den Tlascalanern verbinden, und so mit dieser vereinten Macht ihn und sein Reich angreifen möchte. Dies alles zu vereiteln, und die Friedensunterhandlungen zu zerstören,

stören, war die Absicht der Abgeordneten. — Die Hauptbemühung dieser Gesandten gieng gleich bei ihrer Ankunft dahin, die Tlascalaner dem General als treulose, unzuverlässige Leute zu schildern, die nur zum Schein, und um den Untergang der Spanier desto gewisser herbeizuführen, sich in Friedensunterhandlungen eingelassen hätten. Der Mexicanische Hof warne ihn daher, mit solchen verrätherischen Völkern keine Unterhandlungen zu pflegen, sondern sie vielmehr als Feinde aller seiner Absichten zu betrachten und zu behandeln. — Weil sie aber sahen, daß Cortez sich an ihre Reden nicht kehrte, und die Tlascalaner von nun an als Freunde behandelte, erbaten sie sich acht Tage Zeit einige von ihnen nach Mexico senden, und dem Montezuma Nachricht von dem Ausgange ihrer Gesandtschaft geben zu können. Cortez gestand ihnen dieses als eine Gefälligkeit zu, unterdessen aber suchte er die Verbindung mit den tapfern und gutmüthigen Tlascalanern immer fester zu knüpfen. Er hatte seine Absicht vollkommen erreicht, als die Gesandten nach 8 Tagen wieder kamen. Sie erschienen mit noch reichern Geschenken, als vorhin, beladen, und brachten vom Montezuma die Versicherung mit, daß er sich als einen Vasallen des mächtigen Monarchen, dessen Gesandter Cortez sei, bekennen, ihn als einen Sohn der Sonne verehren, und ihm als solchen, einen jährlichen Tribut zahlen wolle. Doch möchte Cortez nicht weiter an Mexico vordringen, und sich mit den Tlascalanern in keine Verbindung zum Nachtheil des Mexicanischen Reichs einlassen. — Um nicht stets einerlei Antwort zu geben, erwiederte Cortez diesmal nichts weiter, als dies: „er sei vor der Hand der Ruhe benöthigt, „könne ihnen daher keine bestimmte Antwort sogleich ertheilen. Sie möchten sich indessen einige Tage bei ihm „gedulden und ihn auf seinen Zügen begleiten, dann „wolle er sie mit der nöthigen Antwort abfertigen.“ —

Unter

Unter diesem Vorwande suchte er sie so lange bei sich zu behalten, bis er seinen Einzug in Tlascala gehalten hatte. Dieser Einzug, den er auf dringendes Ersuchen des Raths wenig Tage darauf unternahm, glich mehr einen Triumphe, als einer Reise, denn die Einwohner der Landschaft, nebst vielen ihrer Nachbarn, kamen den Spaniern feierlich entgegen, und begrüßten sie öffentlich als ihre Erretter aus dem Joche der Tyrannei, unter welcher sie bis dahin geseufzt hätten. Von diesen Ehrenbezeugungen, die dem Cortez von den Tlascalanern wiederfuhren, waren demnach die Mexicanischen Gesandten Augenzeugen, und dadurch wurde nicht nur die Schilderung widerlegt, die sie dem Cortez von der Unbiegsamkeit, dem Stolze und der Treulosigkeit dieser Völker gemacht hatten; sondern sie und der Mexicanische Hof konnten nun auch leicht einen sichern Schluß auf die Folge daraus ziehen, und gewiß überzeugt sein, daß Cortez, in Verbindung mit diesem tapfern Volke, nicht lange mehr säumen werde, tiefer in das Herz des Reichs einzudringen, und den Thron ihres Monarchen zu erschüttern. Voll von Erstaunen über alles Gesehene, und mit bangen Ahndungen im Herzen beurlaubten sich nach etlichen Tagen die Mexicaner, und Cortez machte nun mit Hülfe seiner treuen Bundsgenossen von Tlascala ernstlich Anstalten zur Fortsetzung seines Zuges nach Mexico.

Fünftes Kapitel.

Vorsatz des Cortez, durch Cholula zu gehen. — Entdeckte Anstalten der Mexicaner zu seinem Untergange. — Ankunft in Chalco. — Verdruß und letzter Entschluß des Montezuma. — Empfang der Spanier vom Montezuma selbst, im Mexicanischen Gebiet. — Wechselseitige Ehrenbezeugungen und Geschenke. — Einrücken der Spanier in ihr angewiesenes Quartier in der Hauptstadt selbst. — Erster Besuch des Montezuma beim Cortez und seine Anrede. — Antwort des Cortez. — Erste Audienz des Cortez im Pallast des Kaisers, und Gespräche dabei. — Religionsgespräche. — Unvorsichtige Aufführung der Spanier im Tempel der Hauptstadt. — Gerechter Unwille des Montezuma darüber. —

Schon im vorigen Kapitel ist erzählt worden, daß Cortez auf Anrathen seiner Bundesgenossen den Marsch durch die Landschaft Cholula darum vermied, weil sehr viele Gefahr von den darin cantonirenden Mexicanischen Truppen sowohl, als von der verrätherischen Gesinnung der Einwohner selbst, zu besorgen war. Weil aber diese Landschaft gerade vor ihm lag, und er keinen kürzern Weg nach Mexico wählen konnte, als eben diesen, so war er einige Zeit unschlüssig, was er thun sollte. Gewohnt, jeder Gefahr muthig entgegen zu gehen, und sich durch nichts in seinen Plänen irre machen zu lassen, war er zuletzt, troß der Warnungen seiner Freunde, Willens, diesen kürzern, obgleich gefahrvollern Weg einzuschlagen, als eben eine neue Gesandtschaft von Mexico bei ihm eintraf. Diese brachte ihm endlich die Einwilligung des Montezuma, sich nach Hofe zu begeben, und erklärte dabei, daß schon eine Wohnung für ihn in dem großen

und volkreichen Flecken Cholula bereitet sei. Dies bestimmte ihn, der möglichen und wahrscheinlichen Gefahr ohngeachtet, seinen Weg dahin zu nehmen. Als die Bundesgenossen des Cortez sahen, daß er durch ihre Vorstellungen nicht auf andre Gedanken gebracht werden konnte, hielten sie sich in Bereitschaft, ihm erforderlichen Falls zu Hülfe zu kommen. Cortez brach mit seiner Armee, in Begleitung der Gesandten, vieler Zempoalaner und etlicher tausend Tlascalaner auf, um nun den ihm so gefährlich geschilderten Weg durch Cholula anzutreten. Unter dem Vorwande, seinen Zug zu decken, erschienen wohl 20000 Mexicaner und begleiteten ihn. Aber eben diese sollten ihn und die Seinigen ins Verderben stürzen. Cortez erfuhr zu seinem Glücke, wenige Stunden vor der Ausführung dieses Entwurfs, alle zu seinem Unglück geschmiedeten Pläne, und sein Entschluß war gefaßt. Ehe der verderbliche Entwurf ausgeführt werden konnte, überfiel er mit seinen treuen Tlascalanern die noch sichern Mexicaner, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an, doch begnadigte er diejenigen, die sich gutwillig ergaben.

Dieser Vorfall mit den Mexicanern mußte nothwendig bei dem Cortez den Verdacht bestärken, den er ohnehin gegen den Montezuma hegte, der alles hervorsuchte, was die Annäherung des Generals an die Hauptstadt verhindern oder wenigstens aufhalten konnte. Das fühlte Montezuma selbst, und um wenigstens die üblen Folgen, die ein solcher Verdacht für ihn haben könnte, so viel als möglich noch abzuwenden, schickte er neue Abgeordnete an den Cortez, die ihm seine Verwunderung und seine Unzufriedenheit über die verdächtige Aufführung seiner Kriegsvölker zu erkennen geben, und ihm seinen Beifall über die gerechte Strenge, die er an ihnen ausgeübt hatte, bezeigen mußten. Cortez stellte sich auch, als hielt er ihre Aeußerungen für wirklichen

lichen Ernst, nahm sich aber in der Stille vor, nur desto mehr auf seiner Hut zu seyn. Und daß beides, sowohl der Verdacht als die Vorsichtigkeit des Generals nicht ohne Grund war, lehrte ihn bald darauf eine neue Erfahrung. Denn als er nach Verlauf von 14 Tagen von Cholula aufbrach, und auf seinem Marsch zu dem Cazikken von Guaçocingo kam, der ebenfalls mit zu jenen Mißvergnügten gehörte, erfuhr er von diesem eine neue Gefahr, die ihm die List der Mexicaner bereitet hatte. Um in die Landschaft Chalco, welche die nächste an Mexico war, zu rücken, mußte Cortez mit seiner Armee über einige ansehnliche Gebirge und durch enge Pässe in denselben marschieren. Den gewöhnlichen, gangbaren Weg durch diese Gebirge hatten aber die Mexicaner durch gefällete Bäume und große Steine ganz zugeworfen, und dagegen einen andern eröffnet, der in die engsten Thäler und tiefsten Abgründe führte, in denen die ganze Armee, wenn sie sich darin befand, mit leichter Mühe eingeschlossen und aufgerieben werden konnte, und dahin wollte man den Cortez locken. Zum Glück erfuhr er früh genug diese neue Falle, um ihr zu entgehen. Ohne im Geringsten seinen Verdacht wegen einer neuen List gegen die ihn begleitenden Mexicaner sich merken zu lassen, setzte er unter vielen, ihm nicht unerwarteten Beschwerlichkeiten seinen Weg bis auf den Gipfel des vor ihm liegenden Gebirges fort, und kam endlich in die Gegend, wo er die beiden bezeichneten Wege antraf. Er sah hier die deutlichsten Beweise der Verrätherei, doch verbarg er seinen Verdruß und fragte mit anscheinender Unbekanntheit die Mexicanischen Gesandten, warum der eine Weg so bequem und gebahnt, der andere aber so uneben und unzugänglich sei? Er bekam zur Antwort, daß man den sichersten ihm desto bequemer, den unsichersten aber desto leichter und gewisser zu vermeiden habe machen wollen. „Da kennt ihr — wandte sich Cortez zu ihnen —

„da kennt ihr den Muth der Spanier noch nicht, der „stets das Schwerste zu wählen und jede Gefahr zu über„winden versteht." — Sogleich gab er seiner Armee Befehl, den verhauenen Weg aufzuräumen und kam auf demselben glücklich in den Ebenen von Chalco an.

Als Montezuma erfuhr, daß seine letzte List, die Spanier von seiner Residenz zu entfernen, ebenfalls fruchtlos abgelaufen, daß Cortez schon in die Landschaft Chalco gerückt, und fast vor den Thoren der Hauptstadt sei, gerieth er in die peinlichste Angst und wollte fast verzweifeln. Da nun seine eigne List und Klugheit nicht mehr hinreichte, so sollten die Götter helfen. Er nahm also seine letzte Zuflucht zu den Zauberern und diese sollten durch ihre Beschwörungen und Zaubermittel den zudringlichen Fremdling entfernen. Da aber auch dies nichts helfen wollte, und die Zauberer ihre Künste zur Abwendung der drohenden Gefahr vergebens anwandten; so sahe Montezuma endlich ein, daß unter solchen verzweifelten Umständen, wo Götter und Menschen ihn verließen, kein andrer Weg, sein bevorstehendes Schicksal so erträglich als möglich zu machen, übrig sei, als der, die ihm so nahen Spanier mit Güte zu empfangen, und sie als Freunde zu behandeln. Er schickte ihnen eine abermalige Gesandtschaft mit reichen Geschenken, und einem ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln entgegen, und hieß sie in seinem Gebiete willkommen.

Unterdessen erschien der vornehmste Cazike von Chalco, äußerte seine Unzufriedenheit mit der Regierung des Montezuma, und bat den Cortez um Beistand. Dies war derselbe Fall mit dem Caziken von Quetlavaca, durch dessen Gebiet die Spanier des folgenden Tages zogen. — Als am nächsten Morgen die Armee im Begriff war, aus dem Flecken Amameca, worin sie Rasttag gehalten hatte, wieder aufzubrechen

und

und fortzurücken, meldete man dem Geneneral die Ankunft des Prinzen Cacumatzin, der Cazike von Tezeuco und Neffe des Montezuma war. Dieser wagte den letzten Versuch, den Cortez von seinem Eintritt in die Residenz abzuhalten. Unter den schmeichelhaftesten Höflichkeitsbezeugungen machte er eine sehr schauderhafte Beschreibung von dem Mangel und der Hungersnoth, die jetzt im ganzen Lande, nicht minder in Mexico selbst, herrsche, und fügte mit listigem Bedauern hinzu, daß die Spanier sehr wenig Lebensmittel an einem Orte finden würden, wo die Bewohner selbst an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens den empfindlichsten Mangel litten, der von dem seit 2 Jahren eingetretenen Mißwachs verursacht würde. — Cortez erwiederte die Höflichkeiten des Prinzen mit gleichen Aufmerksamkeiten von seiner Seite, setzte aber hinzu, daß man wegen des Unterhalts seiner Armee ganz außer Sorgen seyn möchte, denn die Spanier wären schon gewohnt, alle Beschwerden, selbst Hunger und Durst, mit einer für andere Menschen unbegreiflichen Standhaftigkeit zu ertragen. — Da der Prinz sahe, daß dem Cortez von dieser Seite nicht beizukommen war, begleitete er ihn bis nach Tezeuco, einer großen und volkreichen Stadt, in der er Befehlshaber war. Von da begab sich die Armee des andern Tages nach Iztacpalapa, einer fast eben so großen Stadt auf dem Mexicanischen See, drei Meilen von Tezeuco, und Tages darauf, als am 8ten November 1519, rückte Cortez in Mexico selbst ein.

Der Mexicanische Monarch, Montezuma, entschloß sich, da er die gefürchteten Fremdlinge sich seiner Residenz nähern sah, dem General in eigener Person entgegen zu gehen und ihn zu empfangen. Hievon ward Cortez gleich beim Eintritt in die Stadt benachrichtiget, und gleich darauf sah er auch den Vortrab von des Kaisers Begleitung, der aus 200 Edelleuten aus den

vornehmsten Familien des Landes bestand, die alle ganz uniform gekleidet und bewaffnet waren. Sie giengen mit langsamen Schritten, stillschweigend und feierlich in einer doppelten Reihe; sobald sie aber beinahe bis zu den Spaniern vorgerückt waren, theilten sie sich auf beiden Seiten auseinander, traten an die Mauern, und eröffneten so die Aussicht auf einen ansehnlichen Trupp prächtig gekleideter Höflinge, in deren Mitte sich der Monarch befand. Er saß prächtig geschmückt auf einem goldenen Tragsessel, der auf den Schultern von Vieren seiner Günstlinge ruhete. Vier andre vornehme Mexicaner giengen auf beiden Seiten und hielten einen aus den schönsten Federn sehr künstlich gewebten Thronhimmel über ihn. Drei andre obrigkeitliche Personen giengen vor dem Sessel her und trugen stark vergoldete Stäbe in ihren Händen, die sie dann und wann in die Höhe hoben, um damit die Gegenwart des Monarchen anzudeuten. Als der Zug sich näherte, stieg Cortez vom Pferde, und Montezuma von seinem Thron und beide giengen mit feierlich-langsamen Schritt auf einander zu, indem verschiedene Indianer eifrig beflissen waren, den Weg des Montezuma mit köstlichen Teppichen zu belegen, damit sein Fuß die bloße Erde nicht berühren möchte. Mit dem einen Arm hatte er sich auf den Cazikken von Iztacpalapa, und mit dem andern auf den von Tezeuco gestützt, die beide seine Neffen waren. Cortez gieng auf ihn zu, und machte eine tiefe Verbeugung, die Montezuma dadurch erwiederte, daß er mit der Spitze seiner Finger die Erde und sodann die Lippen berührte. Diese Herablassung des stolzen Montezuma fiel den Mexicanern um desto mehr auf, da sie wußten, daß er kaum vor den Göttern sein Haupt neigte, und die Spanier waren nun in ihren Augen übernatürliche Wesen, weil ihr Monarch sich vor ihnen so zu demüthigen schien. — Als diese ersten Höflichkeitsbezeugungen

gungen geendigt waren, nahm Cortez die Kette von unächten Glasperlen (die aber alle nach Art der Diamanten geschliffen und gefärbt und sehr geschmackvoll geordnet waren), die er in dieser Absicht über seine Kleidung gehangen hatte, ab, und schlug sie ehrerbietig um den Hals des Montezuma. Einige der dabei stehenden Höflinge wollten ihn zwar davon abhalten, und ihm dadurch zu verstehen geben, daß es unschicklich sei, sich der Person des Kaisers so sehr zu nähern; allein Montezuma selbst verwies ihnen dies Beginnen mit einem ernsthaften Blick, hielt seinen Kopf freiwillig hin, und ließ sich dies glänzende Spielwerk umbinden. Gleich darauf ließ er sich von einem der Höflinge eine ähnliche Kette reichen, die aber aus den schönsten ächten Muschelschaalen, mit dem feinsten Golde eingefaßt, bestand, und hieng sie dem Cortez gleichfalls als Gegengeschenk um den Hals, über welche unerhörte Herablassung die versammelten Mexicaner in noch größeres Erstaunen geriethen. — Als diese gegenseitigen Achtungsbezeugungen beendigt waren, begab sich Montezuma wieder auf seinen Tragsessel, befahl aber einem von den Caziken, auf die er sich lehnte, den Cortez und die Spanier in das für sie bestimmte Quartier zu begleiten. Dies Quartier war ein zu diesem Behufe zubereiteter großer Pallast in der Stadt, mit einem großen geräumigen Hof, und mit einer festen Mauer umgeben, auf welcher verschiedene kleine Thürme standen. In den Gebäuden des Pallastes selbst waren so viel Zimmer und Wohnungen vorhanden, daß die ganze Spanische Armee des Cortez vollkommen bequem darin einquartiert werden konnte. Gegen Mittag bezogen die Spanier dies Quartier, und Cortez traf für sich und seine vornehmsten Offiziere eine köstlich zubereitete Mahlzeit an, bei welcher sie von einer Menge Indianer bedient wurden, die alle ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Gegen Abend stellte sich

Montezuma in seinem ersten prächtigen Aufzuge und von eben den Personen begleitet, in den Pallast ein, um seinen neuen Gästen den ersten Besuch abzustatten. Cortez erhielt von diesem Besuche Nachricht, und empfieng den Monarchen am Eingange des großen Hofes mit aller schuldigen Ehrerbietung, begleitete ihn bis in sein Zimmer, in welches der Mexicaner mit einem ungezwungenen majestätischen Wesen eintrat, und sich niederließ. Seinen Begleitern gab er einen Wink, sich neben ihn an die Wand zu stellen, welches Cortez, der sich dem Montezuma gegenüber niedergelassen hatte, seine Offiziere gleichfalls thun ließ. Als hierauf einige Dollmetscher herbeigerufen waren, wollte Cortez zuerst seine Anrede thun, Montezuma aber gab ihm einen Wink, zu schweigen, und fieng selbst folgendermaßen an, zu ihm zu reden:

„Bevor ich dich, großer Feldherr, um die Absicht „deiner Gesandtschaft anhöre, wird es vorher nöthig „seyn, uns über gewisse Puncte zu verständigen, deren „genaue Kenntniß zur Befestigung unserer gegenseitigen „Freundschaft durchaus nothwendig ist. Der allgemeine „Ruf, der dir von mir zu Ohren gekommen ist, wird „dir ohne Zweifel eine doppelte Beschreibung von meiner „Person und meinen Eigenschaften gegeben haben. Einige werden dir erzählt haben, daß ich den unsterblichen Göttern gleich, und wie sie, an Macht und Gewalt über Alles erhaben sei. Andere aber werden dir „gesagt haben, daß ich ein verächtlicher Wüterich sei, „der blos darauf ausgienge, sich zu bereichern, der die „Gerechtigkeit nicht kenne, dem alle menschlichen Tugenden unbekannt wären. Aber beides ist falsch und übertrieben. Denn daß ich keine Gottheit bin, will ich dir „jetzt beweisen." — Hiemit entblößte er seinen Arm und hielt ihn dem Cortez vor Augen. — „Sieh her „und

„und überzeuge dich durchs Gefühl, daß ich, wie jeder „andre Mensch, beschaffen, und also nicht von dem Ge„schlechte der unsterblichen Götter bin.“ — Eine Wahrheit, an der Cortez nie gezweifelt hatte. — „Da „nun die Schilderung meiner Freunde und Schmeichler „so offenbar übertrieben ist; eben so ist es die, meiner „Feinde, wie du leicht denken kannst, und du wirst dar„aus ohne Mühe erkennen, daß man dich hintergangen, „und dir weiter nichts, als eine übertriebene Beschrei„bung von mir gegeben hat. Eben so ists mir mit dei„ner Person ergangen. Auch von dir und deinen Be„gleitern hat man mich überreden wollen, daß ihr Gott„heiten wäret, daß euch die wilden Thiere gehorchten, „daß Blitz und Donner in euren Händen sei. Andere „haben mir gesagt, daß ihr zornige und stolze Leute wä„ret, die sich durch Laster beherrschen ließen, deren Hab„sucht, deren Durst nach Golde ganz unersättlich sei. Dies „alles halte auch ich für übertrieben, da ich euch selbst „sehe. Ich finde, daß ihr so gut Menschen seid, wie „ich und meine Unterthanen, daß die Thiere, die euch „gehorchen, eine Art großer, ungehörnter Hirsche sind, „die ihr durch Kunst zahm zu machen versteht, daß eure „Waffen, mit denen ihr Blitz und Donner hervorbringt, „Röhren von einem uns unbekannten Metall sind, durch „welche die eingepreßte Luft, die ihren Ausgang sucht, „mit Heftigkeit alles, was ihr im Wege ist, vor sich „hintreibt. Was aber den ungeheuern Knall anbelangt, „der durch diese Röhren hervorgebracht wird, so glaube „ich sicherlich, daß er von nichts anderm, als von Zau„berei herrühren könne. — Uebrigens aber urtheile ich so„wohl aus dem, was meine Gesandten von dir berichtet, „als aus dem, was ich selbst bis jetzt von dir gesehen „und gehört habe, daß du ein frommer, gütiger Mann „bist, der alle Beschwerden mit Vergnügen erduldet, „und dessen Freigebigkeit keinesweges mit Geitz und Hab„sucht

„sucht bestehen kann. Wir wollen also beide die Vor-
„urtheile, die man sowohl zur Vergrößerung als zur
„Verkleinerung unsers Ruhms uns gegenseitig von ein-
„ander hat beibringen wollen, jetzt ablegen, und uns
„an die Wahrheit halten, die uns der eigne Anblick un-
„serer Personen ganz unpartheiisch lehrt. Diese Be-
„gierde, mich dir von der einzig wahren und untrügli-
„chen Seite zu zeigen, und so auch dich von eben dieser
„Seite zu kennen, hat mich veranlaßt, mich dir, ehe
„du es ausdrücklich verlangt hast, ganz zu entdecken,
„und dir sowohl meine eigenen, als meines Volkes
„Ueberzeugungen von dir und deiner Sendung zu uns,
„zu zergliedern."

„Es ist mir und meinen Unterthanen nicht unbe-
„kannt, daß der mächtige Kaiser, dein Herr, ein Ab-
„kömmling des großen Quezalcoal ist, der die sie-
„ben Hölen von Navathaca beherrscht, und ein recht-
„mäßiger König der sieben Völker ist, die das Reich
„Mexico zuerst gegründet haben. Denn aus den untrüg-
„lichen Weissagungen dieses unsers Ahnherrn erhellet es
„deutlich, daß er einst unser Land verließ, und nach der
„Sonnen Aufgang zog, neue Länder zu erobern. Er
„hinterließ uns die Versicherung, daß nach Verlauf ge-
„raumer Zeit seine Abkömmlinge aus den Ländern vom
„Morgen zu uns herüber kommen, unsre Verfassung und
„Gesetze ändern, und nach geläuterten, untrüglichen
„Grundsätzen der Vernunft einrichten würden. — Da
„nun dein Charakter mit dieser Weissagung übereinstimmt,
„da ferner der Fürst aus Morgenland, dem du dienest,
„durch seine auf dich gefallene Wahl und durch den Ruhm
„deiner Thaten, sich als wirklichen Abkömmling die-
„ses großen Quezalcoal legitimirt; so tragen wir
„billig kein Bedenken, ihn als einen solchen anzuerken-
„nen, und uns freiwillig als seine gehorsamen Untertha-
„nen zu erklären. Dies habe ich für nöthig erachtet, dir

vor-

„vorher zu eröffnen, um dich von der Willigkeit zu über„zeugen, mit welcher ich und meine Vasallen uns den „Befehlen und Anordnungen deines Monarchen unter„werfen, der uns von dem Quezalcoal selbst als Ge„setzgeber bestimmt ist."

Diese Anrede hielt Montezuma mit vieler Würde und ungezwungener Grazie, gab aber dadurch dem Cortez eine gute Gelegenheit an die Hand, eine mit den Meinungen des Mexicaners übereinstimmende Erklärung von seiner Person und der Absicht seiner Gegenwart, zu ertheilen.

„Zuvörderst — fieng er an — danke ich dir, gnä„digster Herr! für die vielen Beweise der Gnade und „Freundschaft, womit du mich und die Meinigen seit „dem ersten Augenblicke unsrer persönlichen Zusammen„kunft überhäuft hast. Ich muß es aufrichtig gestehen, „daß ich mit mancherlei sehr widersprechenden Vorur„theilen von dir und deiner Person erfüllt, hieher kam, „die du aber alle glücklich, zu meiner völligen Zufrieden„heit widerlegt, und mir das, was ich nach meiner eige„nen Ueberzeugung als Wahrheit erkennen muß, gelehrt „hast. Doch selbst ohne deine Erklärung würde nicht „nur ich selbst, sondern auch alle meine Begleiter bei „deinem Anblick und Umgang sehr bald die Wahrheit von „dem, was man uns auf so verschiedene Art von dir be„richtet hat, haben erkennen müssen, da uns Spaniern „die Gottheit einen so durchdringenden Blick verliehen „hat, der uns in den Stand setzt, sogleich beim ersten „Anblick einer Sache Wahrheit von Irrthum und Vor„urtheilen zu unterscheiden, und weder Schmeichlern „noch Verläumdern unsern Glauben zu schenken, sondern „den einzig wahren und untrüglichen Mittelweg jederzeit „zu finden. Und eben dieser uns eigene schärfere Blick „belehrt mich zur Genüge, daß du zwar keine Gottheit,

aber

„aber doch ein großer Monarch bist, der Vernunft und
„Gerechtigkeit liebt. Ich und meine Begleiter sind ohne
„Ausnahme von gleicher Natur nnd Beschaffenheit wie
„du und deine Unterthanen, nur mit dem Unterschiede,
„daß wir geistige und körperliche Vollkommenheiten in
„einem höhern Grade besitzen, indem wir in einem Him-
„melsstriche geboren sind, dessen Einflüssen wir diese
„größere Vollkommenheit unsers Wesens verdanken. Die
„Thiere, die uns gehorchen, sind keinesweges Hirsche,
„wie du glaubst, sondern von weit edlerer Art, wie die-
„se und jede andre Thiergattung. Denn sie besitzen ei-
„nen gewissen Grad von Stolz und Edelsinn, der sie an-
„treibt, den Ruhm ihrer Herrn durch ihren Gehorsam
„und ihre Tapferkeit zu unterstützen und zu vermehren.
„Das Feuer, das aus unsern Waffen strömt, und das in
„seinen Wirkungen dem Blitze gleicht, ist eine Erfindung
„unsers scharfsinnigen Geistes, und hat, so wie der Knall,
„der damit verbunden ist, seinen Grund in gewissen Na-
„turgesetzen, keinesweges aber in Zauberei, die wir has-
„sen und verabscheuen. — Dies habe ich zur nähern
„Kenntniß unsrer Personen und Handlungen dir vorläu-
„fig erst sagen müssen, um dich auf dasjenige vorzuberei-
„ten, was ich dir im Namen meines großen Gebieters
„zu eröffnen habe.

„Der große Monarch und Herr der Morgenländer,
„dem ich diene, der an Reichthum, Gewalt und Ansehen
„dir weit überlegen ist, hat mich in der Absicht zu dir ge-
„sandt, nicht um dich und dein Reich zu zerstören und
„zu unterjochen, sondern blos, dich und deine Unter-
„thanen mit Schonung und Liebe zu ermahnen, ihn für
„euren Gebieter zu erklären, ihm als einen solchen zu
„huldigen, und zum Beweis eurer friedlichen und bereit-
„willigen Gesinnung, ihm jährlich einen gewissen bestimm-
„ten Tribut an Gold und andern köstlichen Producten
„eures Landes, zu entrichten. Er wird euch dagegen

„als gehorsame Kinder behandeln, und in jeder Hinsicht „euer Wohlsein zu vermehren bedacht sein. Als den ersten Beweis von deiner Bereitwilligkeit, ihn als deinen „Oberherrn zu erkennen, verlangt er von dir, großer „Monarch, daß du nebst deinen Unterthanen die abergläubige, irrige Religion verlässest, die in deinem Reiche herrscht, und dich zu der christlichen, und allein „wahren Religion wendest, die dich lehren wird, daß „eure Götter falsch sind, und daß nur der Gott, den „wir und viele andre Nationen mit uns, verehren, der „einzig wahre sei. Er hätte ein Recht, dir dies zu befehlen, da er, wie du selbst ohne meine Anforderung „gesagt hast, ein Abkömmling des Quezalcoal ist, „von dem auch du herstammest, und der den Gebieter „der Morgenlande, zum Gesetzgeber für dich und dein „Reich, nach deiner eigenen Ueberzeugung, ausdrücklich „bestimmt hat."

Bei diesen Worten erhob sich Montezuma von seinem Sitze, ohne den Cortez erst endigen zu lassen, und rief mit einigen Zeichen des Unwillens: „ich nehme „zwar mit vieler Dankbarkeit die Freundschaft und das „Bündniß deines Monarchen, als eines Abkömmlings „vom großen Quezalcoal an, dennoch aber glaube „ich, daß alle Götter gut sind. So kann der Eurige auch „vollkommen gut seyn, ohne daß dadurch die meinigen „im Mindesten an Güte verlieren. Ruhe du nur jetzt „von den Beschwerlichkeiten deiner weiten Reise aus, „und sei versichert, daß du alle Bequemlichkeiten bei mir „finden sollst, die dir als dem Gesandten eines so großen „Monarchen gebühren." — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und begab sich in seinen Pallast zurück.

Am folgenden Tage ward Cortez von dem Montezuma zur feierlichen Audienz gelassen. Beim Eintritt in den Pallast empfingen ihn einige der vornehmsten Höflinge,

linge, führten ihn in eine Art von Vorgemach und ließen ihn und seine Begleiter ihre reichen Mäntel mit andern, weniger prächtigen, vertauschen. — Denn so erforderte es die Mexicanische Hof-Etikette, daß Niemand in glänzender Kleidung vor den Monarchen erscheinen durfte. — Im Audienzzimmer selbst saß der Kaiser auf einem erhabenen Stuhle, erhob sich aber sogleich von seinem Sitze, gieng dem Cortez einige Schritte entgegen, legte ihm beide Hände auf die Schultern, und ließ darauf sowohl ihm, als seinen Begleitern, kostbare Sitze reichen. Dann that er verschiedene Fragen über die natürliche und politische Verfassung von Spanien und machte bei den Erzählungen des Cortez manche Anmerkungen, die von einem hellen, durchdringenden Verstande zeigten. Nach einigen Unterredungen dieser Art, kam er denn endlich auch auf die Verbindlichkeit, welche die Mexicaner dem Könige der Morgenländer, als einem Nachkommen ihres ersten Stifters, schuldig wären. Besonders glücklich schätzte er sich selbst dabei, daß die vom Quezalcoal gegebene Prophezeihung wegen der morgenländischen Fremdlinge, gerade unter seiner Regierung in Erfüllung gegangen wäre, da seine Vorfahren so viele Jahrhunderte vergebens darauf gehofft hätten. — Warlich! hätte er geahndet, was ihm und seinem Reiche von diesem jetzt fast abgöttisch verehrten Fremdlingen bevorstand, er würde seine ganze Macht angewandt haben, sie mit Verlust und Schande aus seinem Gebiete zu verbannen.

Cortez lenkte im Verfolg der Unterredung das Gespräch unvermerkt auf die Religion, erwähnte verschiedener Lehren und Pflichten des Christenthums und verglich damit die ihm bekannt gewordenen Grundsätze der Mexicanischen Religion. Besonders lebhaft äußerte er seinen Unwillen über die abscheuliche Gewohnheit, Menschen

schen zu opfern und dann ihr Fleisch zu verzehren, und diese Vorstellung — wer sollte es denken! — wirkte so sehr auf das Gefühl des Montezuma, daß er von Stund an alles Menschenfleisch von seiner Tafel verbannete. Dennoch aber konnte ihn Cortez nicht von der Grausamkeit der Menschenopfer überzeugen. Vielmehr hielt er es für eine große Ehre, die den Kriegsgefangenen, die ohnehin zum Tode bestimmt wären, widerführe, daß sie den Göttern geweihet würden. Er ließ auch sonst sehr wenig Hoffnung blicken, ein Bekenner der christlichen Religion zu werden, ohngeachtet sich sowohl Cortez als der Pater Olmedo alle ersinnliche Mühe gaben, ihm die ersten Grundbegriffe davon beizubringen. Er begriff zwar die innere Vortrefflichkeit der Lehren dieser Religion, allein die Furcht vor dem Zorne der Götter seines Landes, hielt ihn zurück, zu bekennen, daß er ihnen seinen Beifall schenke.

Um indessen den Spaniern auch wieder eine günstige Meinung von der Mexicanischen Religion einzuflößen, entschloß sich Montezuma, sie in den Tempel der vornehmsten Landesgottheit zu führen. Unter seiner Anführung machten sie sich auf den Weg. Der Tempel selbst lag auf einer beträchtlichen Anhöhe, und eine Menge steinerner Stufen führten zu seinen Eingang. Vor demselben mußten die Spanier einige Augenblicke stehen bleiben, unterdessen der Monarch in den Tempel selbst gieng, um mit den Opferpriestern sich zu besprechen, und von ihnen die Erlaubniß zu erbitten, die Fremdlinge ins Innere des Tempels führen zu dürfen. Diese ward natürlich sogleich, jedoch unter der Bedingung ertheilt, daß nichts angerührt, und sonst keine Störung durch sie verursacht würde. Die Thüren des Tempels öffneten sich, die Spanier traten hinein, und Montezuma selbst erklärte ihnen umständlich alles, was eine geheime, reli-

gióse Bedeutung hatte. Er zeigte ihnen alle zum Dienst des Tempels erforderlichen Geräthschaften, führte sie in alle Abtheilungen und Gemächer, und erklärte ihnen, was ein jedes Götzenbild vorstellte. Dabei beobachtete er so viel äußerliche Ceremonieen und Ehrenbezeugungen, daß die Spanier sich vergaßen, und in ein lautes, unanständiges Gelächter ausbrachen. Mit einem bedeutenden Blick sahe sich Montezuma um, sie in die Schranken der Bescheidenheit und Achtung gegen die Heiligkeit des Orts, zurückzuführen. Sehr unzeitig und übereilt ward indessen Cortez von dem in ihm herrschenden Bekehrungseifer überfallen, und ließ sich von demselben verleiten, zum Montezuma zu sagen: „erlaube mir „großer Monarch, daß ich das Creuz Christi vor diesen „Götzenbildern aufrichte, dann wirst du sehen, ob sie „Verehrung oder Verachtung verdienen.“ — Bei diesen Worten geriethen die Opferpriester in Wuth, die sie gewiß an dem Lästerer ihres Heiligthums ausgelassen haben würden, wenn nicht die Gegenwart und die bedeutenden Winke des Monarchen sie zurückgehalten hätten. Doch selbst dieser konnte eine so unerhörte Lästerung nicht mit Gleichgültigkeit und Stillschweigen anhören; sondern wandte sich mit gerechtem Unwillen im Blick zu den frechen Fremdlingen und sagte: „ihr solltet billig diesen „heiligen Ort mit eben der Achtung betrachten, die ihr „mir selbst schuldig seid.“ — Damit gieng er zum Tempel hinaus, und erwartete, daß die Spanier ihm folgen sollten. Da diese aber nicht kamen, so blieb er in der Thüre stehen, sahe sich um, und sagte mit sichtbar nur mühsam unterdrücktem Zorne und bebender Stimme: „meine Freunde! ihr könnt euch jetzt wieder „nach eurem Quartier verfügen, ich aber will noch hier „bleiben, und die Götter wegen der Geduld um Verzeihung bitten, die ich mit euch bei euren Lästerungen „gehabt habe.“ — Mit diesen Worten verband er einen ernst-

ernstlichen Wink, sich zu entfernen, welches die Spanier, um es nicht vor der Zeit mit ihm zu verderben, denn auch thaten.

Sechstes Kapitel.

Versuch des Qualpopoca gegen die Bundesgenossen der Spanier. — Wirkungen desselben. — Verdacht des Cortez und sein dadurch bestimmter Entschluß. — Gefangennehmung des Kaisers in seinem Pallast. — Ertheilter Befehl zur Gefangennehmung des Qualpopoca. — Bekenntniß desselben. — Seine Hinrichtung. — Der gefesselte Montezuma. — Scheinbare Großmuth des Cortez. — Freiwilliger Aufenthalt des Kaisers bei den Spaniern. — Entdeckte Verschwörung des Caziken von Tezeuco. — Kluge Anstalten des Montezuma, die Spanier zur Abreise zu bewegen. — Erscheinung einer neuen Flotte von Cuba. — Feindseligkeiten des Narvaez. — Sieg des Cortez über ihn. — Gefährliche Unruhen in Mexico. — Vergeblicher Versuch, diese zu stillen. — Cortez Tapferkeit und Montezuma Versuche zur Wiederherstellung der Ruhe. — Montezuma's Tod. — Charakteristik seiner Person. —

Während Montezuma, ohngeachtet seines zuletzt im Tempel geäußerten gerechten Unwillens über die unanständige Aufführung der Spanier, dennoch fortfuhr, Liebkosungen und Geschenke an sie zu verschwenden, und sie auf diese Art sich zu Freunden zu machen, erhielt Cortez von Vera Cruz schleunige Nachricht, daß ein Mexicanischer Hauptmann, Namens Qualpopoca, die Bundesgenossen der Spanier, die Tontonocker, angefallen habe, und als diese ihre Zuflucht zum Escalante, dem Gouverneur von Vera Cruz hätten nehmen, und dieser sie auch hätte vertheidigen wollen, sei er, nebst 7 Spa-

niern tödtlich verwundet, ein Spanier aber lebendig zum Gefangenen gemacht und weggeführt worden. — Diese Nachricht setzte den Cortez in nicht geringe Verlegenheit, und sein Verdacht, daß Montezuma um diesen Ueberfall wisse, ihn billige, und ihn wohl gar selbst veranstaltet haben könne, wurde durch folgende Umstände sehr bestärkt. Noch während der Lustbarkeiten, die man der Fremdlinge wegen fast täglich veranstaltete, schienen die Vornehmern und selbst der Kaiser auf einmal ungewöhnlich ernsthaft und geheimnißvoll zu werden. Die Aeußerung, die einigen der umstehenden Mexicaner entfuhr, daß es leicht sei, den Damm zu durchstechen, die Nachricht, die der General erhielt, daß der Kaiser einen Menschenkopf oder auch den Kopf eines Pferdes geschickt bekommen habe, den er mit besonderer Bewunderung betrachtet, und den er sorgfältig zu verwahren befohlen habe, nebst noch andern nichts Gutes weissagenden verstohlnen Anmerkungen, — dies alles zusammengenommen, erregte ganz natürlich bei ihm den Argwohn, daß Qualpopoca auf Befehl des Montezuma so gehandelt habe und daß wahrscheinlich eine neue Verrätherei gegen die Spanier im Werke sei. — Cortez sahe die Gefahr ein, in der er mit seiner Armee schwebte, wenn die Dämme, die die Stadt mit dem festen Lande verbanden, durchstochen, und er auf diese Weise von aller Communication mit seinen Bundesgenossen abgeschnitten würde. Er sahe es aber auch ein, daß sein Rückzug, jetzt unternommen, mehr das Ansehen einer Flucht, als einer freiwilligen, ungezwungenen Entfernung haben würde. In dieser Verlegenheit berathschlagte er sich mit seinen vornehmsten Offizieren, und faßte mit ihrer Beistimmung einen Entschluß, der zwar tollkühn genug, aber doch der einzige sichere Weg war, sich vor allen verderblichen Entwürfen der Mexicaner in Sicherheit zu setzen. Und dieser kühne Vorsatz bestand

in nichts Geringerem, als den Kaiser selbst, in seinem eignen Pallaste, mitten unter seinen Unterthanen, zum Gefangenen zu machen. Dieses verzweifelte Unternehmen ohne Aufsehen und Störung auszuführen, gieng er folgendermaßen zu Werke.

Nachdem er in aller nur möglichen Stille die Zugänge zum Pallast hatte besetzen und seine Krieger alle unter das Gewehr treten lassen, gieng er selbst, gewaffnet, und in Begleitung von etwa 5 seiner vornehmsten Offiziere und 30 der beherztesten Soldaten, in den Pallast, trat dreist vor das Angesicht des erstaunten Monarchen, hielt ihm das Verbrechen des Qualpopoca mit so nachdrücklichem Ernste vor, daß der Kaiser in Bangigkeit und Schrecken gerieth. „Und um mich und die Meinigen zu überzeugen — fuhr er fort — daß du mit ihm „nicht einverstanden seiest, daß du seine That mißbilligest, ist es nicht nur durchaus nothwendig, daß du „sogleich den Befehl zu seiner Verhaftnehmung ertheilst, „und ihn mir gebunden in die Hände lieferst, sondern „auch, daß du jetzt ohne Weigerung dich entschließest, „mir in unser Quartier zu folgen, und so lange mein „Gefangener zu seyn, bis der Verbrecher gefänglich eingebracht und zur gebührenden Strafe gezogen seyn wird, „Widerstand von deiner Seite würde vergeblich seyn, „da alle meine Krieger bewaffnet vor den Thoren deines „Pallasts stehen, und nur auf meinen Wink warten, „dich mit Gewalt dahin zu bringen, wohin du freiwillig „zu gehen dich weigertest.“

Was sollte Montezuma machen? Einen Augenblick besann er sich, dann stand er auf, und rief: „ich „folge dir!“ — Auf dem Wege von dem Pallast bis nach dem Spanischen Quartier standen verschiedene seiner Höflinge und andere Mexicaner und waren vor Erstaunen ganz versteinert über die unerhörte That. Mon-

tezuma errieth ihre Verwunderung, und erklärte ihnen, so viel sichs in der Kürze thun ließ, daß er freiwillig und ohne allen Zwang sich auf einige Zeit zu seinen Freunden begeben wolle, um sich mit ihnen zu vergnügen. Freilich straften seine trüben Blicke und das Beben seiner Glieder seine freundlichen Worte Lügen; allein was wollte er machen? Er war in der Gewalt eines Menschen, der ihm an Klugheit und Muth überlegen war, der mit einem unerhörten Nachdruck ihn so zu fassen verstand, daß sein Geist, niedergedrückt von dem Ungewöhnlichen einer solchen Behandlung, endlich anfieng, gänzlich zu erschlaffen, und da blindlings zu folgen, wo ihm, bei reiferer Ueberlegung und gestützt auf den Beistand seines Volks, der Widerstand leicht geworden wäre. Aber zu dieser Besinnung ließ ihn Cortez durch sein rasches Handeln nicht kommen, und ehe sichs Montezuma versah, befand er sich in den Händen seiner Unterdrücker, die er seine Freunde nannte, und hatte den Befehl zur Verhaftnehmung des Qualpopoca ertheilt, der denn auch nach wenigen Tagen gefesselt nach der Residenz gebracht ward.

Cortez ließ ihn sogleich vor den Kaiser bringen, und verlangte seine Bestrafung, allein Montezuma schickte ihn zum Cortez zurück und überließ ihm das Urtheil. Anfänglich gab Qualpopoca die That für seinen eigenen Einfall aus, wie er aber sahe, daß es auf nichts geringeres, als seinen Tod angesehen sei, suchte er sich dadurch zu rechtfertigen, daß er alle Schuld auf den Montezuma schob. Cortez wußte das schon längst; weil er aber aus Klugheit alle Gelegenheit vermied, mit dem Monarchen zu brechen, so machte er ihm sein Geständniß als eine Verletzung der Ehre seines Herrn zu einem neuen Verbrechen, und verdammte ihn zum Tode. Die Hinrichtung sollte öffentlich vollzogen werden, und damit sie ohne Störung und Hinderniß vor

sich

sich gehen möchte, gieng er, begleitet von einigen Offizieren und Soldaten, zum Montezuma und ließ ihm Fesseln anlegen. Eine solche Demüthigung hatte dieser nicht erwartet, seine ganze Kraft schwand dahin, seine Sinne waren betäubt, er war wie vernichtet. Lange Zeit brachte er in diesem seelenlosen Zustande zu, ehe er wieder zu sich selbst kam. Doch auch selbst da hütete er sich wohl, sich zu beklagen, sondern sahe sein Unglück als ein Verhängniß der Götter an, dessen Ausgang er mit Standhaftigkeit erwarten müsse. Seine gegenwärtigen Bedienten lagen in sprachloser Traurigkeit zu seinen Füßen, weinten und suchten ihm die Last seiner Ketten zu erleichtern.

Jetzt war das Todesurtheil vollzogen, und Cortez eilte in des Kaisers Gemach, grüßte ihn ehrerbietig und sagte: „Der Verräther ist bestraft, der die Verwegenheit „hatte, seines Herrn Ehre durch falsche Anklage zu „schänden. Du aber hast wohlgethan, daß du die öffent„liche Ruhe durch diese kurze Aufopferung deiner Freiheit „gesichert hast. Mit diesen Worten ließ er sich auf ein Knie nieder und nahm ihm selbst die Fesseln ab. Montezuma's Geist war durch die bisherigen Auftritte schon so sehr erschlafft und herabgesunken, daß er jetzt den Cortez sogar als seinem Befreier dankte, ihn umarmte und mit Liebkosungen überhäufte. Cortez gieng in seinem scheinbaren Edelmuthe noch weiter. Er ließ alle Posten und Wachen, die zur Bewachung seines großen Gefangenen angestellt waren, abgehen, und ertheilte diesem die Freiheit, in seinem Pallast zurückzukehren. Er wußte wohl, daß Montezuma dies nicht thun werde, denn er hatte oft genug geäußert, daß es seiner Würde unanständig sei, sich von den Spaniern zu trennen und in seinem Pallast zurückzukehren, ehe sie sich nicht gänzlich von seinem Hofe entfernt haben würden, und die Achtung seiner Unterthanen würde dahin seyn,

wenn sie erführen, daß er seine Freiheit fremden Händen zu verdanken hätte. — Er lehnte also das Anerbieten seiner Freiheit wirklich ab, entdeckte aber dabei nicht die wahre Ursache seiner Weigerung, sondern bediente sich sehr geschickt eines andern Vorwandes, indem er sagte: „es „würde ihm zwar sehr angenehm seyn, sich wieder in „seinem Pallaste zu befinden, doch wolle er, so lange „die Spanier an seinem Hofe sich befänden, keine Neue„rungen machen, sondern zu ihrem eigenen Vortheil bei „ihnen bleiben. Denn wenn er wieder in seinen Pallast „zurückgekehrt wäre, so würde ihm der Adel und das „Volk so lange zusetzen, bis er endlich aus Noth die „Waffen gegen die Spanier ergriffe und sie vertriebe. „Die Sicherheit seiner Freunde erfordere es daher, sich „nicht von ihnen zu trennen." Cortez sahe zwar recht gut die wahre Ursache seiner Weigerung, doch aber lobte er seine Großmuth und dankte für die Aufmerksamkeit, die er seinen Freunden beweisen wollte. Beide Theile waren mit ihrer wechselseitigen Geschicklichkeit zufrieden.

So war denn Montezuma jetzt ein freiwilliger Gefangener der Spanier, und machte sich durch seine Freigebigkeit und Gefälligkeit sehr beliebt. Selbst seine eigenen Bedienten kannten ihn kaum mehr, weil sich sein Stolz und seine Härte so ganz in Herablassung und Freundlichkeit verwandelt hatte. Cortez hatte nichts dagegen, als er einst wünschte, seine Tempel und andere öffentliche Plätze besuchen zu können. Vielmehr sah er es sehr gern, wenn er sich öffentlich zeigte, weil dies nöthig schien, allen Verdacht einer gewaltsamen Gefangenhaltung und allen daraus entstehenden Aufstand des Volks, zu vermeiden. Doch mußte Montezuma versprechen, sich nicht gänzlich und am wenigsten des Nachts, von den Spaniern zu trennen. — Der erste Gang des Kaisers war nach dem vornehmsten Tempel, wohin er sich mit allem Pomp und gewohnter Pracht, und nur von

einigen,

einigen, selbst ausgesuchten Spaniern, begab. Das Volk emfieng ihn mit lautem Freudengeschrei, das er mit einem gefälligen Lächeln belohnte. Auf ausdrückliches Verlangen des Cortez blieben die Menschenopfer diesmal weg, und nach verrichteter Andacht kehrte er in seinen eigentlichen Pallast zurück, kam aber gegen die Nacht wieder ins Spanische Quartier. So gieng es alle Tage. Montezuma besuchte seine Lustschlösser, seinen Pallast, seine Tempel und andre öffentliche Oerter in und außerhalb Mexico, unterließ aber nie, sich kurz vor Einbruch der Nacht im Spanischen Quartiere einzufinden. Gemeiniglich hatte er dabei entweder den General selbst, oder sonst einen angesehenen Spanier zu seiner Gesellschaft, und das Volk stand in dem festen Glauben, daß sein Herrscher blos aus Achtung gegen die Fremdlinge so verführe und sich nicht von ihnen trennen wollte.

Im Anfange des Jahrs 1520 entspann sich von Seiten des Cazisen zu Tezeuco, Cacumatzin, einem Neffen des Kaisers, eine Verschwörung gegen die Spanier, die sehr wahrscheinlich zum Verderben der letztern ausgeschlagen wäre, wenn sie Cortez nicht noch vor ihrem Ausbruche entdeckt hätte. Er war auf alles wachsam, und seiner Aufmerksamkeit entgieng nie ein verdächtiger Blick, ein zweideutiges Wort. Dieser Wachsamkeit hatte ers zu verdanken, daß er auch von dieser Verschwörung gegen sein und der Seinigen Leben früher unterrichtet ward, ehe es die Verschwornen, und besonders der Cazike, der an ihrer Spitze stand, ahndeten. Weil es der Neffe des Kaisers war, so wollte Cortez nicht eigenmächtig in der Sache verfahren, sondern zeigte dem Montezuma den ganzen schändlichen Handel der Verschwornen an, und dieser fällte — da Cortez nichts damit zu thun haben wollte — das Urtheil, daß Cacumatzin seiner Aemter und Würden entsetzt, und ihm dabei angedeutet ward, daß er die Erhaltung

seines Lebens lediglich der Fürsprache des Cortez zu verdanken habe.

Weil indessen die Spanier noch immer keine Miene zur Abreise aus Mexico machten, so hielt es Montezuma, dem endlich ihre Gegenwart lästig zu werden anfieng, für nöthig, es selbst ihnen so nahe zu legen, daß sie, ohne unverschämt zu seyn, nicht länger bleiben könnten. In dieser Absicht ließ er seine Landstände, und die Edeln des Reichs zusammenberufen, und stellte ihnen in Cortez Beisein vor: „daß, da die Prophezeihung ihres Stifters, des großen Quezalcoal von „der dereinstigen Ankunft seiner Nachkommen aus den „Morgenländern, jetzt in Erfüllung gegangen, und es „nicht zu leugnen wäre, daß der König von Spanien ein „ächter Abkömmling dieses Quezalcoal, mithin auch „rechtmäßiger Erbe des Königreichs Mexico sei, so würde „es nun seine und seiner Unterthanen Schuldigkeit sein, „diesem ihren rechtmäßigen Herrn zu huldigen und den „Eid der Treue zu leisten. Ich selbst — fuhr er fort — „würde, wenn er Statt des Gesandten, den er zu uns „geschickt hat, selbst erschienen wäre, keinen Anstand „genommen haben, ihm sofort mein Reich und meine „Regierung abzutreten. Ich bin daher enschlossen, diesem großen Beherrscher der Morgenländer Huldigung „und Gehorsam zu leisten, ihm zum Zeichen einer Ergebenheit die besten Kleinodien meines Schatzes zu übersenden, und ermahne auch euch ihr Edeln meines „Reichs, meinem Beispiele zu folgen und ein Gleiches „zu thun.“ — Cortez sah es deutlich, wie viel Ueberwindung es den Kaiser kostete, und welche Gewalt er sich anthat, als er sich für einen Vasallen des Königs Carl erklärte, und um ihn einigermaßen aus dieser Verlegenheit zu reißen, bat er um die Erlaubniß, reden zu dürfen, die ihm auch sogleich zugestanden ward. Er nahm darauf das Wort und sagte: „Es ist keinesweges

„die

„die Absicht meines Königs, dich, großer Kaiser! deiner „Würde zu entsetzen, noch dein Reich zu unterjochen; „sondern er begnügt sich bloß damit, wenn du, nebst deinen „Ständen, seine gerechten Ansprüche, die er als ächter „Nachkomme eures Ahnherrn auf dein Reich hat, anerkennest. Jetzt ist er noch viel zu sehr mit der Eroberung ande„rer Länder beschäftigt, als daß er darauf denken könnte, „von deinem Throne Besitz zu nehmen, und nur erst dann, „wenn er jene Eroberungen glücklich vollendet hat, wird „er kommen, um Reich und Regierung mit dir zu thei„len." — Durch diese Versicherung bekam Montezuma wieder Muth, die versammelten Landstände unterwarfen sich seinem Willen, der König von Spanien ward noch am nemlichen Tage als erblicher Beherrscher des Mexicanischen Reichs aufs feierlichste erklärt, und Montezuma legte nebst allen versammelten Edlen des Reichs nach Mexicanischer Art die Huldigung und den Eid der Treue ab. Die dabei üblichen kostbaren Geschenke wurden angeschafft und herbeigebracht. Man stellte sie dem Cortez zu, und der Kaiser gab ihm dabei zu verstehen, daß die Absicht seiner Gesandtschaft nunmehr geendigt sei, er könne also auf seine baldige Abreise denken. Der General, dem dieses Ansinnen wirklich ganz unerwartet kam, und der noch ganz andre Dinge in seinem Sinne hatte, womit sich seine verlangte schnelle Abreise nicht reimte, ward einige Augenblicke stutzig, doch bald besann er sich und erwählte den kürzesten und klügsten Weg in dieser Lage. „Er wäre bereit, dem Be„fehle des Kaisers zu folgen — sprach er — nur bestände „die größte Schwierigkeit darin, daß er keine Schiffe habe, „indem die seinigen nicht mehr vorhanden wären, und „erst eine neue Flotte erbauet werden müsse." — Doch auch dieser Schwierigkeit half Montezuma dadurch ab, daß er so vielen Mexicanischen Arbeitsleuten, als Cortez verlangte, den Befehl ertheilte, unter Direction der Spanischen Zimmerleute an Erbauung der Schiffe zu

arbeiten. Um seinen Worten desto mehr scheinbaren Nachdruck zu geben, ertheilte Cortez seinen Schiffszimmerleuten öffentlich den Befehl, sogleich mit Erbauung einer neuen Flotte den Anfang zu machen, insgeheim aber befahl er, sich nicht damit zu übereilen, damit er einen schicklichen Vorwand haben möchte, seine Abreise zu verzögern. Er schmeichelte sich damit, daß entweder die beiden abgeschickten Offiziere, Portocarero und Montejo unterdessen aus Europa zurückkommen und ihm Verstärkung mitbringen, oder daß sonst unerwartete Umstände sich ereignen könnten, die ihm zur Ausführung seines eigentlichen Vorhabens behülflich wären.

Unterdessen an der neuen Flotte gearbeitet ward, ließ Montezuma den Cortez einstmals eiligst zu sich rufen, und zeigte ihm ein Gemählde auf Cattun, das er so eben durch einen seiner Laufer erhalten hatte. (Diese Laufer waren an alle Grenzen des Reichs vertheilt, um sogleich wichtige Nachrichten mit möglichster Schnelle an den Hof gelangen zu lassen. Auch befanden sich Mahler an den Grenzen, die jedes wichtige Ereigniß, das sich zeigte, in Figuren auf weißen Cattun zu zeichnen bemüht waren. Auf die Art ersetzten diese Völker den Mangel der Buchstabenschrift durch allgemein verständliche Bilder.) Dies Gemählde bildete eine Flotte von 18 Schiffen ab, die sich an der Küste von Ulua vor Anker gelegt hatte. Als Montezuma dem Cortez dies zeigte, so sagte er dabei, daß es nunmehr der Erbauung einer Flotte nicht bedürfe, da diese Schiffe angelangt wären. Cortez gab darauf zur Antwort: Wenn es Schiffe von seiner Nation wären, so würde er bald Nachricht erhalten. Diese Nachricht lief auch bald darauf von Vera Cruz ein, allein sie hatte für den Cortez nicht viel tröstliches. Denn Velasquez, der Gouverneur auf Cuba, der in seiner Verfolgung des Cortez nicht ruhen konnte, hatte von den glücklichen Fortgange der Waffen desselben Nach-

richt

richt erhalten, und sein gehässiger Neid bewog ihn, eine Flotte auszurüsten, um damit den Eroberungen des Cortez Einhalt zu thun. Der Anführer dieser Flotte war ein gewisser Pamphil de Narvaez, ein eifriger Feind des Cortez. Kaum war die Mannschaft ans Land gesetzt, als auch Verwüstungen, Grausamkeiten und Verheerungen überhand nahmen. Montezuma erfuhr von diesem greulichen Unfug die ausführlichsten Nachrichten, und weil er glaubte, daß Cortez allein im Stande sei, demselben zu steuren, so ersuchte er ihn, mit Erbauung der Flotte sich nicht zu übereilen, sondern seine Abreise noch aufzuschieben und ihm zur Beschützung des Reichs behülflich zu sein. Cortez sah selbst die Nothwendigkeit des Widerstandes ein, doch wollte er vorher versuchen, ob Narvaez nicht zu einem Vergleich geneigt sei. Er fieng an, zu unterhandeln, allein Narvaez verwarf alle Friedensvorschläge. So sahe sich denn Cortez genöthigt, Mexico zu verlassen, und den Krieg mit seinen eigenen Landsleuten zu führen. Er ließ eine ansehnliche Besatzung in Mexico, und rückte durch Zempoala bis Montalequita vor. Unterwegens versuchte ers noch verschiedenemale, mit den Narvaez Frieden zu schließen, da aber alle seine Vorschläge verworfen wurden, entschloß er sich zum Kriege. Das Glück war auf Cortez Seite. Er griff an der Grenze von Zempoala die Truppen des Narvaez an, schlug sie glücklich in die Flucht, bekam den Narvaez selbst gefangen, und die übrige Mannschaft dieses Generals schwor dem Cortez Gehorsam. Als er eben im Begriff war, siegreich zurückzukehren, erhielt er die Schreckensnachricht, daß die Spanische Besatzung, die er in Mexico zurückgelassen hatte, von den Mexicanern angegriffen, und daß es zwischen beiden Theilen zu einem heftigen Blutvergießen gekommen sei. Dies rief ihn unverzüglich nach der Residenz zurück. Er kam ungehindert in die

Stadt,

Stadt, und suchte alle Bewegungsgründe hervor, die unruhigen Gemüther zu besänftigen, aber vergebens. Cortez sahe, daß nur Gewalt den Ausschlag geben könne. Die Kühnheit der Mexicaner war in Abwesenheit des Cortez so hoch gestiegen, daß sie sogar das Spanische Quartier stürmten. Cortez machte die wirksamsten Anstalten zur Vertheidigung, that mehrere glückliche Ausfälle, schlug die Mexicaner, und dennoch sammelten sie sich immer aufs neue wieder, und fiengen die Feindseligkeiten wieder an. Es schien auf den gänzlichen Untergang der Spanier abgesehen zu sein. Um diese Erbitterung des Volks zu hemmen, und den Frieden wieder herzustellen, bat Cortez dem Montezuma, der sich jetzt immer im Spanischen Quartiere aufhielt, auf einen der Thürme zu steigen, und seinem Volke Ruhe zu gebieten. Der unglückliche Monarch, der nun schon in den Händen der Spanier nichts mehr als eine Puppe war, die sich nach dem Gefallen ihrer Regierer lenken muß, verstand sich dazu, zeigte sich in seinem kaiserlichen Schmuck auf der Mauer, und sogleich legte alles die Waffen nieder, und hörte in ehrerbietiger Stille seine Rede an, worin er Ruhe gebot, und befahl, seine Freunde nicht zu beleidigen. Kaum aber war diese Rede geendigt, als ein lautes Murren unter dem Volke sich erhob, worin die Worte ganz deutlich gehört wurden: „Montezuma ist unser Beherrscher nicht mehr, denn „er verachtet sein Volk, und begünstigt dessen Feinde.“ — Montezuma wollte abermals Stille gebieten, und winkte mit der Hand. Allein das Getöse nahm immer mehr zu, Statt der abgöttischen Verehrung, die sonst die Mexicaner gegen ihr Oberhaupt hatten, schien Verachtung und Unwille getreten zu sein, Pfeile flogen von allen Seiten auf ihn ein, die ihn gewiß durchbort hätten, wenn nicht die Schilder der Spanier sein Schutz gewesen wären. Doch dieser Sorgfalt ohngeachtet, traf ihn ein

Stein

Stein aus der Hand eines seiner Unterthanen so heftig vor die Stirn, daß er blutend und ohnmächtig rücklings überfiel, und nach wenig Tagen unter gerechten Verwünschungen der Spanier, seiner Unterdrücker, seinen Geist aufgab.

So starb der unglückliche Montezuma, den die Natur mit vielen geistigen und körperlichen Talenten ausgestattet hatte, die unter einer richtigern Ausbildung selbst auf Europäischen Thronen geglänzt haben würden. Sein Aeußeres war voll natürlicher Anmuth und Majestät, seine Größe von mittler Statur, sein Gang edel und fest, ohne alle Affectation, sein Auge schwarz, sein Blick feurig und dreist, die Farbe seiner Haut ins Bräunliche fallend. Sein Verstand war durchdringend, seine Beurtheilungskraft, des Mangels an Ausbildung ohngeachtet, gründlich und in den meisten Fällen richtig. Seine Tapferkeit hatte ihn über den Adel erhoben, ehe er noch den Thron bestieg; seitdem aber hatte sie ihm auch im Auslande den höchsten Ruhm der Monarchen erworben. Seine Leidenschaft war Krieg, und seine militärischen Verdienste waren seine größten. Neun Schlachten hatte er in eigner Person gewonnen, und die Grenzen seines Gebiets dadurch ungemein erweitert. Er besaß viel natürliche Großmuth, und diese trieb ihn zu vielen, wirklich edlen Handlungen. Er liebte die Gerechtigkeit bis zur äußersten Strenge, war mäßig im Genuß der Speisen, so wie seiner Vergnügungen. — Doch wurden diese Tugenden auch wieder von vielen Lastern verdunkelt. Seine Gerechtigkeit wurde oft bis zur Ausschweifung getrieben und artete nicht selten in Grausamkeit und Nachbegierde aus. Seine Freigebigkeit war in vielen Fällen mehr schädlich als nützlich, denn sie erschöpfte seine Schatzkammern, die denn durch drückende Abgaben seines Volks wieder angefüllt werden mußten. Von einen Unterschied zwischen Unterthanen und Sclaven wußte er nichts, und seine

Staats-

Staatsklugheit fand er in gänzlicher Unterjochung seiner Vasallen; daß sie ihn fürchteten, war Weihrauch für ihn. Stolz war sein größtes Laster; er opferte seinen Verdiensten, wenn er sein Glück rühmte, und schätzte sich höher, als seine Götter, ob er gleich der Religion seines Landes eifrig ergeben war. — Seine Regierung hatte 17 Jahr gedauert, und er war der neunte Monarch von Mexico, oder, wie einige behaupten wollen, der eilfte in der Ordnung.

Siebentes Kapitel.

Drohende Vorstellungen des Cortez an die Mexicaner. — Neue Wahlen. — Guatimozin als neuer Kaiser und Feldherr. — Listige Anschläge der Mexicaner, den Cortez einzuschläfern. — Cortez Entschluß und Anstalten zur Rückreise. — Beschwerlicher Rückzug und Niederlage der Spanier. — Schlacht bei Otumba und Sieg des Cortez. — Triumphirender Einzug in Tlascala. — Eroberung verschiedener Landschaften des Mexicanischen Gebiets. — Neue, unerwartete Verstärkung der Spanischen Armee. — Vorsatz und Anstalten des Generals, zur Eroberung von Mexico. — Abermaliger unerwarteter Zuwachs der Spanischen Kriegsmacht.

Die erste Sorge des Generals nach der Ermordung des Montezuma, gieng dahin, alle Hofbedienten des Kaisers zu versammeln. Unter diesen suchte er sechs der Vornehmsten aus, worunter sich auch einige Priester befanden, die in den vorhergegangenen Scharmützeln als Gefangene eingebracht waren, überlieferte ihnen den Leichnam ihres Monarchen, befahl ihnen, denselben mit allem Pomp zu beerdigen, und dabei dem aufrührerischen Volke in seinem Namen zu sagen: „er überschicke ihnen hier

„den

„den Leichnam ihres von ihnen selbst getödeten Beherr„schers. Er fühle zu sehr die Abscheulichkeit dieses Ver„brechens, als daß er nicht mit gerechter Strenge gegen „solche Unmenschen verfahren solle, die nicht mehr Ach„tung und Liebe für ihren Oberherrn gehabt, und sein „Leben ihrer blinden Wuth geopfert hätten. Um indessen „so gelinde als möglich mit ihnen zu verfahren, wolle „er die That selbst lieber der Unbesonnenheit einiger we„nigen, als dem Vorsatze einer ganzen Nation zuschrei„ben. Von dem Volke würde es nun abhängen, ob „Krieg oder Frieden zwischen ihnen sein solle. Wünsch„ten sie das Letztere, so sollten sie einige Abgeordnete „schicken, mit denen er unterhandeln könnte. Wären „sie aber so thöricht, den Krieg fortzusetzen, so würde „die schrecklichste Rache ihn beseelen, die nicht eher, als „mit dem gänzlichen Untergange ihrer Stadt aufhören „werde. Bisher habe ihn die Ehrfurcht vor dem Kai„ser von dieser Maasregel abgehalten; von nun an aber „würden sie den ernsthaftesten Krieg mit allen schrecklichen „Folgen zu gewärtigen haben."

Der Leichnam des ermordeten Kaisers ward am folgenden Tage von dem Volke unter lautem Heulen und Wehklagen und mit großem Pomp auf den Berg Chapultepecke, als dem Erbbegräbniß aller Mexicanischen Monarchen, gebracht, und das Volk verhielt sich die Zeit über ruhig gegen die Spanier. Schon längst aber hatten sie den Quetlavaca, den Cazinken von Iztacpalapa zu ihrem neuen Monarchen gewählt, und rückten unter dessen Anführung — da sie keinen Frieden mit den Spaniern machen wollten, und eben deshalb auch die verlangten Abgeordneten nicht geschickt hatten, — in großer Ordnung und einer sehr verstärkten Anzahl am folgenden Tage vor das Quartier der Spanier. Jedoch der neue Monarch lebte nur wenige Tage. Sein Tod gab Veranlassung, daß die Feindseligkeiten auf kurze Zeit ein-

eingestellt wurden, bis sie in der Person des Guatimozin, (ein Neffe des Montezuma, und ein tapferer, unerschrockener Krieger) ihre neue Wahl geschlossen hatten.

Das erste Geschäft dieses Guatimozin war kein anders, als seine Völker gegen die Spanier zu führen, und die ersten Stralen der Morgensonne entdeckten den Spaniern alle Straßen um ihr Quartier mit einer zahllosen Menge Krieger besetzt, die auch die Thürme eines Tempels inne hatten, der so nahe lag, daß ein Theil des Quartiers von da aus mit Pfeilen und Schleudern erreicht werden konnte. Nach dem Tempel führte eine Treppe von 100 Stufen, und oben auf demselben waren einige, ziemlich geräumige Thürme, worin 500 der besten Mexicanischen Krieger vom Adel sich befanden, die den Plaz zu behaupten fest entschlossen waren, und deshalb sich mit hinlänglichen Lebensmitteln versehen hatten. Aus Mangel an Mannschaft, die er nicht theilen durfte, konnte sich Cortez dieses Orts nicht sogleich bemächtigen. Weil er aber wohl einsah, daß die Mexicaner, im Bewußtsein der Wichtigkeit dieses Platzes, denselben nicht ohne Noth verlassen würden; so hielt ers für nothwendig, sie, es koste auch was es wolle, daraus zu vertreiben. Er erstieg ihn daher mit stürmender Hand und ausnehmender Tapferkeit. Der Kern des Adels in den Thürmen und die Priester, die alle wie Rasende fochten, wurden niedergemacht, und der ganze Vorrath von Lebensmitteln ins Spanische Quartier gebracht. Ein Ausfall aus dem Quartiere auf die in den Straßen stehenden Haufen verschaffte den Spaniern einen neuen Sieg über die erbitterten Feinde.

Am folgenden Tage verlangten die Mexicaner eine Zusammenkunft mit den Spaniern, um, wie sie sagten, die Friedensbedingungen zu reguliren. Doch dies war eine Falle, die sie den Spaniern bereiteten. Ihre wahre

Absicht

Absicht gieng dahin, die Spanier in ihrer Festung einzuschließen, ihnen alle Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, und sie so durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Noch waren aber verschiedene edle Mexicaner als Gefangene in der Festung, und unter andern auch ein alter Opferpriester, der bei dem Volke in großem Ansehen stand. Diesen vor allen andern, und dann wo möglich auch die übrigen, wünschte man zu retten, daß sie nicht gleiches Schicksal mit den Feinden des Reichs haben möchten. Es stellten sich zu dem Ende noch an demselben Abend verschiedene Mexicanische Abgeordnete bei dem Cortez ein, thaten zum Schein gewisse Friedensvorschläge, von denen sie vorher wußten, daß man sie verwerfen würde. Weil man nun damit nicht aufs Reine kommen konnte, so thaten sie den Vorschlag, daß Cortez einige der gefangenen Mexicaner gehörig instruiren und sie sodann an den Kaiser Guatimozin schicken möchte, und weil dazu niemand brauchbarer sei, als der alte Opferpriester, so würde Cortez wohl thun, wenn er diesen, gehörig unterrichtet, an den Hof senden wollte. Er würde durch sein Ansehen und durch die Würde seines Amts, so wie durch seine Ueberredungsgabe, einen Frieden, wie ihn der General wünsche, gewiß bewirken. — Cortez, der große Ursache hatte, den Frieden zu wünschen, ließ sich diesmal überlisten und gieng in die Falle. Der Alte, nebst noch einigen der vornehmsten Gefangenen, ward gehörig instruirt, an den Kaiser gesandt und kam auch nicht wieder. — Gleich nach der Entfernung dieser Friedensgesandtschaft erfuhr Cortez, daß die Mexicaner anfiengen, die Dämme zu durchstechen *), die Brücken abzubrechen, und an verschie-

*) Die Stadt Mexico lag auf einer Insel fast mitten in einem großen Landsee, der eben deswegen auch der Mexicanische See genannt wurde. Die Insel war durch verschiedene kleinere

schiedenen Orten Verschanzungen aufzuwerfen. Diese Nachricht brachte in ihm den Entschluß hervor, noch in der nächsten Nacht aufzubrechen und aus Mexico zu ziehen, ehe die Mexicaner die Wege ganz unbrauchbar und ihm den Rückzug unmöglich gemacht haben würden. In aller Eile ließ er daher von dicken Balken und starken Brettern eine Brücke verfertigen, die über die gemachten Oeffnungen der Dämme gelegt und so zum Transport des schweren Geschützes gebraucht werden konnte. Vierzig Personen waren im Stande, diese Brücke zu tragen. Nun theilte er seine ganze Macht in drei Colonnen. Die erste bestand aus 200 Tlascalanern und 20 Reutern. In dem Mitteltreffen befand sich der Kern der Armee, das grobe Geschütz, die Gefangenen und die Bagage. Die letzte Colonne bestand aus den Soldaten, die von der Armee des Narvaez zu seiner Fahne geschworen hatten. Er selbst hatte noch ein Korps zurückbehalten, das er anführen, und mit dem er, im erforderlichen Falle, den Uebrigen zu Hülfe kommen könnte. Den Schatz ließ er in einem festen Zimmer verwahren, nahm blos den fünften Theil für den König davon, belud damit einige Pferde, den ansehnlichen Ueberrest wollte er zurücklassen. Die Soldaten aber, die so vielen Reichthum nicht verlassen konnten, beluden sich zum Theil aus Geiz damit bis zur Uebermaaße, ohngeachtet der General befohlen hatte, zur Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Ehre freie Hände zu behalten.

Es war beinahe Mitternacht, als der Aufbruch erfolgte. Dunkelheit und das eben eingefallene Regenwetter schienen dem Vorhaben beförderlich. Aber ganz unerwartete Schwierigkeiten traf man auf jedem Schritte an.

Noch

nere und größere Dämme mit dem festen Lande verbunden, und so konnte, vermittelst des Durchstechens dieser Dämme, die Communication mit dem festen Lande sehr leicht aufgehoben werden.

Noch ehe die Spanier aus der Stadt an den Hauptdamm kamen, trafen sie mehr als einmal bewaffnete Haufen von Mexicanern an, die ihnen das Vordringen verwehrten, und durch die sie sich erst einen Weg bahnen mußten. Sie kamen endlich an den Damm. Aber, o Schrecken! auf beiden Seiten desselben befanden sich eine Menge Canots, aus denen es Pfeile und Steine im Ueberfluß auf die Spanier regnete. Da, wo der Damm durchstochen war, sollte die hölzerne, tragbare Brücke übergeschlagen werden. Allein die Verwirrung, worin alles war, und die dicke Dunkelheit waren Schuld, daß auch dies nicht gehörig zu Stande gebracht werden konnte. Die Brücke selbst klemmte sich zwischen Steinen und konnte weder rückwärts noch vorwärts gezogen werden. Man mußte das schwere Geschütz ins Wasser werfen. Der Nachtrab der Spanier ward von der Hauptarmee, die sich mit äußerster Noth durch die Oeffnungen der Dämme hindurch gearbeitet hatte, durch die Mexicaner abgeschnitten, die meisten davon, die sich mit Gold und Silber zu sehr beladen hatten, wurden durch die Last zu Boden gedrückt, und mußten im Wasser umkommen, oder wurden aus Unvermögen, sich zu wehren, niedergemacht. Cortez that zwar alles Mögliche, die Ueberbleibsel der Schlußvölker zusammenzurufen, aber nur wenige konnte er zusammenbringen, so sehr waren sie durch den unerwarteten Ueberfall der Mexicaner zu Grunde gerichtet. Lange blieb auch diese schreckliche Nacht den Spaniern im Andenken, und ward von ihnen die Nacht der Trübsal genannt.

Cortez zog sich nun mit dem Ueberrest seiner zerrütteten Armee am Ufer des Sees etwas höher hinauf, und hielt am andern Morgen Musterung. Es fehlten an 200 Spanier, mehr denn 1000 Tlascalaner und 46 Pferde, so wie alle gefangenen Mexicaner, die in dieser Schreckensnacht theils ihren Tod, theils ihre Freiheit gefunden hatten.

ten. Auch die Mexicaner durchsuchten an diesem Morgen ihre Todten und fanden darunter zwei von den Prinzen des Montezuma, die bei der Spanischen Armee gewesen waren. Durch die Standesmäßige Beerdigung dieser unglücklichen Prinzen, wurden sie abgehalten, die Spanier zu verfolgen, die sich noch zu Tacuba am jenseitigen Ufer des Sees, der Stadt gegenüber, aufhielten, die herumirrenden Flüchtlinge noch an sich zu ziehen. Doch aber schickten sie Aufforderungen in die nahe an dem See liegenden Städte, damit diese doch wenigstens durch ihre Krieger die Feinde so lange aufhalten möchten, bis die gesammte Macht des Reichs sich gegen sie vereinigen könnte. Diese Aufforderung der Städte hatte für Cortez die unangenehme Wirkung, daß er durch die kleinen Trupps Krieger, die sich ihm alle Augenblicke entgegenstellten, ohne Aufhören beunruhigt ward, und daß er erst durch verschiedene kleine Gefechte mit ihnen, bis an das Thal Otumba vorrücken konnte. Aber wie unerwartet war der Anblick, als er das ganze Thal schon von Mexicanern besetzt sah, die alle Päße und Wege, die hindurch führten, zu vertheidigen entschlossen schienen. Hier wäre Cortez mit seiner ganzen Mannschaft gewiß dem Tode geopfert, wenn er sich nicht an einen Umstand noch eben zu rechter Zeit erinnert hätte, den er vom Montezuma im Gespräche oft gehört hatte, daß nemlich die Kaiserliche Standarte das geheiligte Unterpfand eines glücklichen Ausgangs des Treffens sei, und sobald diese verloren oder genommen sei, hielten sich die Mexicaner für besiegt. — Die Erinnerung an diesen Umstand fuhr wie ein wohlthätiger Lichtstrahl durch seine Seele, und setzte ihn in Bewegung. Mit etlichen und dreißig der Beherztesten griff er den Haufen, in dessen Mitte die Standarte hervorragte, wüthend an, schlug sich bis zu ihr hindurch und eroberte sie glücklich. Die erwartete Wirkung blieb nicht aus. Kaum sahen

die

die Mexicaner das Unterpfand ihres Sieges in Feindes Händen, als sie ein lautes Geheul erhoben, voll Schrecken und Verwirrung davon flohen und den Spaniern den Wahlpatz überließen.

Cortez bedurfte dieses Sieges auch aus dem Grunde höchst nöthig, um die Tlascalaner in ihrer hohen Meinung von ihm zu unterhalten, und den Eifer dieser Republik für ihn, aufs neue in Bewegung zu setzen. Und in der That gewann er in den Augen dieser treuen Bundesgenossen durch diese Flucht der Mexicaner so sehr, daß sie ihm, als dem Ueberwinder derselben, triumphirend entgegeneilten, und seine Zurückkunft in ihr Gebiet durch öffentliche Feste feierten.

Seine Ruhe in Tlascala dauerte aber nicht lange. Denn er erfuhr gleich nach seinem Einzuge, daß acht Spanier von Vera Cruz durch die Einwohner der Landschaft Tepeaca, die sich durch die Mexicaner hätten aufwiegeln lassen, gefangen weggeführt wären. Diese Treulosigkeit zu bestrafen, drang er in ihr Gebiet, lieferte ihnen eine Schlacht, nahm ihre Stadt weg, und legte darin eine Festung an, die er Segura de la Frontera nannte. Einige andere Detaschements mußten verschiedene Städte in andern Landschaften, die sich gleichfalls empört hatten, wieder zum Gehorsam bringen; er selbst aber zog mit 300 Spaniern, theils zu Fuße, theils zu Pferde, und mit 30000 Tlascalanern nach Guacachula und unterwarf auch diesen District vom Mexicanischen Reiche seiner Herrschaft.

Die glückliche Eroberung dieses Districts erwarb dem Cortez nun vollends die ganze Achtung und Verehrung der angrenzenden Caziken, die ihm auch ihre Kriegsvölker dringend anboten und sich glücklich schätzten, unter seiner Anführung gegen Mexico fechten zu

können.

können. Dieser ansehnliche Zuwachs seines Heeres und seiner Macht, ließ ihn hoffen, nun bald mit einem großen Heere nach Mexico selbst aufbrechen, und die Stadt erobern zu können. Das Glück war ihm noch auf andere Art günstig, und führte ihm neue Verstärkung zu, wo er sie gar nicht einmal vermuthet hatte. Ein Schiff von mittlerer Größe kam unerwartet auf der Rhede von St. Juan d'Ulua an. Es wurde von dem schon bekannten Peter Barba, dem Gouverneur von Havana, geführt, der es ehedem dem Velasquez abgeschlagen hatte, den Cortez, den er liebte, in Verhaft zu nehmen. (S. drittes Kap.) Der Statthalter Velasquez auf Cuba, der, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, den Cortez durch den Narvaez aufsuchen und bekriegen ließ, (das aber für den Letztern unglücklich ablief, indem er vom Cortez geschlagen und gefangen genommen ward) ward ungeduldig, daß er von diesen Narvaez nichts über den Ausgang seines Unternehmens erfuhr, und um sich davon zu unterrichten, ihm auch im Nothfalle eine kleine Verstärkung zuzuführen, schickte er den Barba nebst 13 Soldaten, 2 Pferden, etwas Kriegsmunition und Proviant ab. Pedro Cavallero, den Cortez zum Hauptmann der Küste gemacht hatte, sahe das Schiff des Barba ankommen, verfügte sich in einer Schaluppe zu ihm und fragte ihn um die Ursache seiner Erscheinung. Barba erkundigte sich sogleich nach Narvaez, und Cavallero erzählte ihm, daß Narvaez große Fortschritte in seinen Eroberungen gemacht, und den Cortez so gänzlich besiegt habe, daß derselbe mit einigen Wenigen, die ihm übrig geblieben wären, in den Wäldern umherirre und nirgends festen Fuß fassen könne. Hiemit bat er den Barba, ihm zu folgen, damit er ihn zum Narvaez bringen könne. Statt ihm aber zum Narvaez zu führen, brachte er ihn nach Vera Cruz, nahm ihn und seine Leute gefangen, und schickte

sie

sie nach Segura, wo Cortez sich damals aufhielt. Jetzt sah Barba seinen Irrthum ein; dennoch aber freuete es ihn, daß ihm dadurch der Weg zu seinem alten Freunde geöffnet wurde, den er mehr, als dem Narvaez ergeben war, und dem er schon als verloren aufgegeben hatte. Cavallero hatte von dieser Freundschaft des Barba gegen Cortez nichts gewußt, er hielt ihn vielmehr für dessen Feind, und dies bewog ihn, sich erst seiner Person zu versichern, das er in dem andern Falle nicht nöthig gehabt haben würde. — Acht Tage darauf langte ein neues Schiff mit Verstärkung für den Narvaez an. Cavallero bediente sich derselben List, die ihm eben so erwünscht glückte, und wodurch er seinem General einen abermaligen Zuwachs von 6 Soldaten, 2 Pferden und einem ansehnlichen Vorrath von Munition und Lebensmitteln verschaffte. Alle diese Neuangekommenen verpflichteten sich mit Freuden, da Narvaez außer Thätigkeit gesetzt war, und sie von dem Kriegsglück des Cortez hörten, unter ihm zu dienen, was auch Velasquez dazu sagen möchte. — Auf diese Art wurde die Armee des Cortez selbst durch seinen Feind verstärkt, der es sich nicht träumen ließ, daß er den, den er verfolgen wollte, nur immer mehr erhob.

Die Begierde, Mexico förmlich durch eine Belagerung zu erobern, ward in der Seele des Cortez von Tage zu Tage lebhafter, ob er gleich die Schwierigkeiten nicht übersah, die diesem Unternehmen im Wege standen. Er hatte Nachrichten, daß die Dämme, die von dem festen Lande nach der Stadt führten, da, wo man sie nicht durchstochen hatte, durch eine Menge bewaffneter Canots beschützt würden, gegen die man, ohne selbst Schiffe zu haben, nichts ausrichten konnte. Vorhin, als er noch in Mexico war, hatte er, um dem Montezuma eine Probe der Europäischen Schiffe und

der

der Art ihrer Senkung, zu zeigen, (wenigstens unter diesem Vorwande) drei Brigantinen auf dem Mexicanischen See erbauen lassen, und bei dieser Gelegenheit gefunden, daß das Wasser tief genug für diese Art von Fahrzeugen sei. Bei seiner Zurückkunft von dem Unternehmen gegen den Narvaez waren sie aber von den Mexicanern, die sich unterdessen, wie wir bereits wissen, gegen ihre Unterdrücker aufgelehnt hatten, theils verbrannt, theils zerbrochen, und ganz unbrauchbar gemacht. (Denn sonst würde sich Cortez ihrer bei seinem gefährlichen Rückzuge aus Mexico ohne Zweifel bedient haben. Und weil die Mexicaner gewiß schon da mit dem Gedanken umgiengen, ihren Feinden den Rückzug vermittelst des Durchstechens der Dämme zu erschweren, so war es sehr klug von ihnen gehandelt, vorher diese Brigantinen zu vernichten.) Er entschloß sich also, zwölf oder dreizehn neue zu Vera Cruz zu erbauen, sie stückweise durch die Tamenes (Indianische Lastträger) an den See zu bringen, sie da zusammenzusetzen und mit ihnen die Stadt einzuschließen. Der Mangel an Munition, besonders an Pulver, ward glücklicherweise durch den Diego de Ordaz ersetzt, der an dem äußern Rande eines kleinen feuerspeienden Berges eine Menge von Schwefel und Salpeter wahrgenommen hatte, der durch die stets heraussteigenden Dämpfe allmälig erzeugt war. Daraus ward zum Erstaunen der Indianer Pulver bereitet, und nun war alles zum Anfang der Expedition eingerichtet.

Doch ehe noch der Zug selbst sich in Bewegung setzte, erhielt Cortez auf eine ganz besondere Art noch eine neue ansehnliche Verstärkung, durch die sein Vorhaben erst recht unterstützt ward. Der Gouverneur von Jamaica, Garay, der auf der Küste Panuco, gerade zu der Zeit, da die Armee des Cortez zu Zempoala gegen den Narvaez zu Felde lag, einen Versuch zu einer

Niederlassung machen wollte (s. viertes Kapitel) war durch den Widerstand der Mexicaner, zu deren Gebiet die Landschaft Panuco gehörte, zurückgetrieben worden. Er versuchte zwar nochmals sein Heil mit einer zweiten Flotte, aber auch diese war nicht glücklicher. Seine Leute, die, durch den gefundenen Widerstand genöthigt, sich wieder auf die Schiffe begeben hatten, kreuzten eine Zeitlang an den Küsten umher, und kamen zuletzt in die Gewässer von Vera Cruz. Des ewigen Herumirrens müde und bezaubert von dem Glück der Waffen des Cortez, entschlossen sie sich, unter dem Cortez Dienste zu nehmen. Das eine dieser Schiffe führte 60 Soldaten, das andere 50, und sieben Pferde. Dieser Zuwachs seiner Macht konnte dem Cortez nicht anders, als angenehm sein, und setzte ihn in den Stand, verschiedene von den noch bei seiner Armee befindlichen Soldaten des Narvaez, die nicht länger bei ihm zu bleiben, sondern nach Cuba wieder zurückzukehren wünschten, zu entlassen. Dies war der Ueberrest von denen, die bei dem Auszuge aus Mexico zum Hintertreffen gehörten. Cortez hatte sie schon seit geraumer Zeit als Taugenichtse kennen gelernt, die zwar begierig waren, Reichthümer zu erobern, aber dennoch die Beschwerlichkeiten scheueten, die damit verbunden waren. Nur wenige davon blieben bei ihm, die übrigen giengen nach Cuba zurück. Unter diesen Letztern befand sich auch Duero, ehemaliger Secretär des Velasquez, dem Cortez in einer Straße zu Mexico, bei dem oben erzählten Angriff der Mexicaner, das Leben rettete. Und was das Schlimmste war, — er gieng sogar nach Spanien, und verbreitete tausenderlei boshafte Verläumdungen zum Nachtheil des Cortez und zum Vortheil des Velasquez.

Achtes Kapitel.

Abermalige Gesandtschaft des Cortez nach Spanien. — Schicksale der beiden erstern Gesandten in Spanien. — Absendung eines Schiffs nach St. Domingo, Verstärkung zu holen. — Ankunft der beiden letztern Gesandten, Mendoza und Ordaz, in Spanien. — Ihre Vorsichtigkeit, allen Nachstellungen zu entgehen. — Dazwischenkunft des Cardinals Adrian. — Neue Untersuchung aller Beschwerden und Sturz des Bischofs Fonseca. — Entscheidung des ganzen Handels zwischen Velasquez und Cortez zum Vortheile des Letztern. — Cortez Plan zur Eroberung von Mexico. — Neue Verstärkung. — Ankunft zu Tezeuco, und Erbauung der Brigantinen. — Ankunft eines Schiffs von St. Domingo unter Julian de Alderete. — Verschwörung gegen Cortez und Entdeckung derselben. — Belagerung und Eroberung von Mexico. — Flucht und Gefangennehmung des Guatimozin. — Ende des Kriegs. — Begierde der Spanier nach den Schätzen des Montezuma. — Grausamkeit derselben gegen Guatimozin. — Tod dieses unglücklichen Fürsten. — Unterwerfung der Mexicaner unter Spanische Herrschaft. — Cortez Regierung in Mexico. — Seine letzte Reise nach Spanien und sein Tod.

Die Zeit fieng endlich an, dem Cortez zu lange zu währen, ehe die beiden Abgeordneten, Portocarrero und Montejo, die er zu Anfange des Jahres 1519 nach Spanien geschickt hatte, um Bericht von dem Fortgange seiner Unternehmungen abzustatten, und ihm neue Verstärkung zuzuführen, wieder zurückkamen. Er befürchtete, da er durchaus keine Nachricht von ihnen erhielt, daß irgend ein Unglück, das ihnen auf der Reise begegnet sei, es ihnen unmöglich gemacht habe, die Rückreise anzutre-

zutreten. In dieser Ungewißheit entschloß er sich, abermals ein Schiff nach Spanien zu schicken, und den Hof von dem glücklichen Fortgange seiner Eroberungen zu benachrichtigen. In dem Bericht, den er auffsetzte. berief er sich auf die Nachrichten, die er bereits hatte abgehen lassen, beschwerte sich bitter über die Hindernisse, die ihm Velasquez ununterbrochen in den Weg legte, und über das unbillige Betragen des Garay, der sich einen Theil von Mexico zueignen wollte. Mit diesen umständlichen, weitläuftigen Berichten und vielen andern Privatdepeschen versah er die beiden Capitains Alonso de Mendoza und Diego de Ordaz. Auch hatten diese den Auftrag, zu seinem noch lebenden Vater zu gehen, und auch diesen zum Vermittler in seiner Sache zu machen. Ferner sollten sie sich mit den beiden, im vorigen Jahre abgeschickten Gesandten, Portocarrero und Montejo, verbinden, und mit ihnen gemeinschaftlich, zur Erreichung seiner weitern Absichten, wirken. — Wir wollen hier einen Augenblick stille stehen, und sehen, welches Schicksal diese beiden Bevollmächtigten des Cortez erfahren mußten.

Sie waren beide im October des 1519ten Jahres glücklich in Sevilla angekommen. Unglücklicherweise aber trafen sie, ehe sie an den Hof kommen konnten, auf den Capellan des Velasquez, der im Begrif stand, nach Cuba zurückzukehren, und nur auf ein Schiff von dorther wartete. Er war der Geschäftsträger des Velasquez in Spanien, und hatte unter den Großen und am Hofe einen mächtigen Anhang. Kaum war das Schiff des Cortez im Hafen angekommen, als Martin Benedict, (so hieß dieser saubere Geistliche) dasselbe, nebst seiner ganzen Ladung, unter dem Vorwande, es gehöre dem Velasquez, in Arrest nehmen ließ. Durch Geschenke an verschiedene Große wußte er

seine

seine Behauptung geltend zu machen, und den Abgeordneten des Cortez blieb nichts weiter übrig, als unmittelbar an den König zu appelliren. Sie giengen nach Barcellona, weil sie ihn da vermutheten, er war aber schon vor ihrer Ankunft nach Corunna gegangen. Sie wandten sich darauf zuerst nach Medellin an Martin, den Vater des jungen Cortez, damit sie durch diesen dem Könige vorgestellt, und ihre rechtmäßigen Ansprüche auf die Freilassung des Schiffs unterstützt werden möchten. Der alte, ehrwürdige Vater Cortez war um desto mehr erfreut, sie zu sehen, weil er seinen Sohn schon längst für tod gehalten und betrauert hatte. Mit dem innigsten Vergnügen über die Nachrichten von seines Sohns Leben und Thaten, versprach er den Abgeordneten desselben alle mögliche Unterstützung zu einer persönlichen Audienz beim König. Er benutzte mit ihnen die Gelegenheit, wo der König sich gerade zu Tordesillas, seine Mutter Johanna zu besuchen, eingefunden hatte. Carl empfieng sie sehr gnädig, freute sich über den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Mexico, und versprach, alles Mögliche zu thun, ihr Gesuch zu beschleunigen. Weil er aber selbst mit den vielen innern Angelegenheiten des Spanischen und deutschen Reichs beschäftigt war, und sich daher um andere, die neuentdeckten Länder betreffende, Dinge nicht sehr bekümmern konnte; so übergab er den ganzen Handel wegen des Schiffes und des Cortez Gesuch einer besondern Commission, die aus mehrern Granden des Reichs, verschiedenen Prälaten und Rechtsgelehrten bestand, an deren Spitze sein ehemaliger Lehrer, der Cardinal Adrian, (der in der Folge als Pabst unter dem Namen Adrian VI. vorkömmt) gesetzt wurde. Die Commission bemühete sich, genaue Nachrichten über alles, was den Cortez und seinen Streit mit Velasquez betraf, von dem in Spanien niedergesetzten Rath von Indien, einzuziehen. Zum Unglück

aber hatte dieser Rath den Bischof Fonseca zum Präsidenten, der ein geschworner Feind aller verdienstvollen Männer zu sein schien. So hatte er sich schon ehemals gegen Colombo gezeigt, und jetzt war es der nemliche Fall mit dem Cortez. Er vernichtete alle guten Absichten, die der König und die Herrn der Commission hatten, und wußte zum Vortheile des Velasquez, der ihn durch Geschenke gewonnen hatte, so viel Verwirrung in die Sache zu bringen, daß die übrigen Mitglieder des Raths von Indien, die ohnehin ganz von seiner Willkühr abhiengen, keine Aufklärung hineinbringen, noch weniger ein ordentliches, entscheidendes Urtheil fällen konnten. Und diese, durch die Cabale des Bischofs verursachte Unschlüssigkeit des Raths dauerte so lange, bis jene zwei letztern Abgeordneten aus Mexico eintrafen. Alles, was der alte Cortez und die Abgeordneten seines Sohnes von dem Tribunal, das ihre Sache unter Händen hatte, erlangen konnten, war eine partielle Erstattung der Güter, die sie auf ihrem Schiffe mit nach Sevilla gebracht hatten, und die ihnen, als dem Velasquez gehörig, so widerrechtlich in Beschlag genommen waren. Dies setzte sie denn einigermaßen in den Stand, in Spanien zwei Jahre lang zu verweilen, und das letzte Urtheil in dieser Sache abzuwarten.

Zu eben der Zeit, als Cortez seine letztern Berichte nach Spanien abgehen ließ, schickte er auch ein ander Schiff nach St. Domingo ab, um an die dortige königliche Audienz, deren Vorsitzer einige Patres aus dem Orden des heiligen Hieronimus waren, seine Beschwerden über den Velasquez und Garay gelangen zu lassen. Auch diesem damals einzigen Tribunale in Westindien, stattete er einen gleichlautenden Bericht über den Fortgang seiner Unternehmungen ab, und bat um die nöthige Unterstützung. Die Insel St. Domingo war

aber damals nicht im Stande, sich von den wenigen Leuten, die zu ihrer Bedeckung da waren, zu entblößen. Man versprach ihm daher nur, seinetwegen nach Hofe zu berichten und da sein Gesuch zu unterstützen. Unterdessen aber suchte man die beiden unbefugten Störer aller weiteren Eroberungen, den Velasquez und Garay, durch die nachdrücklichsten Befehle in ihre Schranken zurückzuweisen. Ob also gleich diese Gesandtschaft dem Cortez nicht alle die Vortheile verschafte, die er davon hoffte, so war sie doch in Hinsicht der guten Dienste, die ihm die Hieronimiten in Spanien selbst durch ihre Berichte leisteten, keinesweges unnütz gewesen.

Endlich kamen im Jahr 1522 die beiden letztern Gesandten des Cortez, Mendoza und Ordaz, in Spanien an, und nun erhielt die Sache eine andere Wendung. Cortez hatte die Vorsicht gehabt, ihnen zu befehlen, daß sie sich nicht eher als Abgeordnete in seiner Sache kund geben sollten, bis sie von seinem Vater erfahren hätten, wie weit alles zu seinem Besten gediehen sei. Diese Vorsicht rettete ihre Freiheit. Denn in allen Häfen von Spanien war der Befehl bekannt gemacht, alle Schiffe, die aus Neu-Spanien kämen, in Beschlag zu nehmen. Ihr Schiff ward auch wirklich dieses Befehls zufolge mit seiner ganzen Ladung in Beschlag genommen, die Gesandten aber, die nebst der übrigen Mannschaft mit dem Cortez nichts zu thun zu haben, behaupteten, behielten die Freiheit, zu gehen, wo sie wollten. Glücklicherweise hatten sie Gelegenheit gefunden, ihre Briefschaften zu retten, daß sie nicht dem Bischof in die Hände fielen. Mit diesen eilten sie zum alten Cortez nach Medellin, wo sich die beiden erstern Abgeordneten, Portocarrero und Montejo auch befanden. Der König war damals nicht in Spanien gegenwärtig, sondern andrer Angelegenheiten halber außerhalb beschäftigt.

Der

der einzige Mann, an den man sich wenden konnte, war der Cardinal Adrian, und auch dieser hatte wenig Muße, sich damit zu befassen, weil ihm die Reichsangelegenheiten seines Monarchen in steter Arbeit erhielten. Indessen erwartete man die Zurückkunft des Königs, und da diese Hoffnung einen kleinen Stillstand in den Geschäften zu veranlassen schien, so benutzte der alte Cortez diesen günstigen Augenblick, sich, nebst den vier Abgeordneten seines Sohnes, dem Cardinal vorzustellen. Sie händigten ihm die Briefe und Berichte des Cortez ein, und zeigten den Befehl des Bischofs Fonseca an, nach welchem alles, was aus Mexico käme, sogleich in Arrest genommen werden sollte. Zugleich meldeten sie, daß alle die Güter, die sie für den König mitgebracht hätten, ebenfalls in Beschlag genommen, und zurückbehalten wären.

Der Cardinal war sehr ungehalten, wie er hörte, daß sich der Bischof ohne seinen Vorbewußt solche Befehle zu geben erdreistet habe, und trug den Abgeordneten auf, sich gerichtlich über dies Verfahren zu beschweren, wobei er ihnen seine kräftigste Unterstützung versprach. — Die Klage gegen den Bischof nahm sogleich ihren Anfang, es wurde unter der Autorität des Cardinals eine besondere Commission niedergesetzt, die streng untersuchen mußte, und der Bischof ward für schuldig erkannt. Der Cardinal und die Commission entschied nun dahin, daß ihm alle fernere Verfügungen in des Cortez und Velasquez Sache abgenommen, und seine angelegten Arreste aufgehoben werden sollten. — Nun fiengen die redlich gesinnten Richter, die nicht mehr unter der gefährlichen Leitung des mächtigen Bischofs standen, und seinen Leidenschaften nicht mehr nachzugeben brauchten, an, die Sache unpartheiischer zu behandeln. Die Verdienste des Cortez um den Spanischen Hof, kamen nach so langer Unter-

Unterdrückung endlich zum Vorschein. Die sämmtlichen Acten sollten, dem Befehl des Cardinals zu Folge, von neuem revidirt werden. Aber diese waren durch die List des Bischofs mit Fleiß so verwirrt, daß es den Richtern unmöglich fiel, aus diesem Chaos von Chicanen die Wahrheit herauszufinden. Man sahe keinen andern Weg in dieser Verwirrung vor sich, als die Anwälde beider Theile zu fordern, und sie ihre gegenseitigen Ansprüche auf ihre wahren oder vermeintlichen Rechte förmlich zu vernehmen. Die Untersuchung dauerte nur kurze Zeit, und das Urtheil, das man dem Könige zur Unterschrift vorlegte, der es auch sogleich bestätigte, fiel für den Cortez äußerst günstig aus. Nach demselben ward derselbe für einen treuen Diener und Vasallen des Königreichs Spanien erklärt, so wie auch die Hauptleute und Soldaten, die ihn begleitet hatten. Dem Velasquez aber ward wegen der Eroberung von Neu-Spanien ein ewiges Stillschweigen auferlegt, und ihm bei Strafe der Absetzung verboten, weder selbst, noch durch andre Personen dem Cortez ferner Hindernisse in den Weg zu legen. Doch blieb es ihm vorbehalten, seine ersten Gerechtsame, so wie die auf die Ausrüstungen gewandten Kosten, gehörig zu beweisen und von der Krone Spanien einzufordern. — Dem Garay wurde zugleich befohlen, seine Absichten auf Mexico einzustellen, auch ward ihm sein bisheriges anmaßendes Betragen ernstlich verwiesen. Den Cortez ernannte der Kaiser unter eigenhändigen Versicherungen seiner Gnade und unter den schmeichelhaftesten Lobsprüchen noch zum Gouverneur und Obergeneral des ganzen Königreichs Mexico, und dem allen war die Versicherung beigefügt, ihn vor dem Haß seiner Verfolger zu schützen. — Die übrigen Briefe waren an den Velasquez und an die königliche Audienz zu St. Domingo gerichtet, welcher Letztern ernstlich anbefohlen wurde, den Cortez nach besten Vermögen zu unterstützen, und alle Hinder-

Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die seinen weitern Unternehmungen entgegenstånden. — Sämmtliche Depeschen waren vom 22. Oct. 1522 datirt, und mit zwei der Abgeordneten des Cortez abgeschickt. Die übrigen beiden aber blieben zurück, um die Unterstützung, die von dem König für den Cortez bestimmt war, und die in Soldaten, Pferden und Waffen bestehen sollte, gehörig zu reguliren.

Während der Zeit dies alles in Spanien zum Vortheile des Cortez verhandelt ward, suchte dieser seinen gefaßten Entschluß, mit seiner ganzen Macht in Mexico einzudringen, ins Werk zu setzen. Durch einen besondern Vorfall erhielt er dazu noch eine Verstärkung. Am Ausgange des Jahres 1520, wo Cortez seine dritte Expedition nach Mexico beschloß, legte sich ein Schiff, das von den Canarischen Inseln kam, und eine Menge Pulver, Flinten, einige Pferde und verschiedene Reisende an Bord hatte, die ihre Waaren bei den im Mexicanischen Reiche befindlichen Spaniern abzusetzen gedachten, vor Vera Cruz vor Anker. Der große Vorrath von Gold und Silber, der dem Gerücht zu Folge in den Händen der Spanier seyn sollte, und auch wirklich war, hatte die Europäischen Kaufleute herbeigelockt, und ihnen Hoffnung gemacht, ihre Waaren um einen sehr hohen Preiß zu verhandeln. Der General, der von der Ankunft dieses Schiffes und der Artikel, die es führte, sogleich Nachricht erhielt, schickte ungesäumt eine Menge Silber und Gold in Platten ab, und gab den Auftrag, die ganze Schiffsladung zu erhandeln. Man war nicht nur von beiden Seiten mit dem geschlossenen Handel zufrieden, sondern der Schiffscapitän, dem von den Reichthümern des Landes so vortheilhafte Begriffe gemacht waren, entschloß sich sogar, mit seinen 13 Soldaten und 3 Pferden, die er an Bord hatte, unter Cortez Fahne zu dienen, und sein Glück zu

zu machen. Jetzt hielt Cortez über seine Armee Müsterung und fand sie 540 Mann zu Fuß, 40 zu Pferde stark, und mit 9 Stück schweres Geschütz versehen. Die Republik Tlascala hatte für ihn zwar eine starke Armee bestimmt, er verlangte aber nicht mehr, als 10000 Mann, die übrigen bestimmte er zu Tamenes, um das Gepäck und die Lebensmittel zu tragen. Die Krieger von Cholula und Guacocingo stießen gleichfalls zu ihm, so daß seine ganze Armee aus 60000 streitbaren Männern bestand.

Mit dieser wirklich ansehnlichen Macht brach er am 28ten December auf, und nach einer ziemlich glücklichen Reise langte er zu Tezeuco, am Ufer des Sees an. Hier lebte Cacumatzin, der Neffe des unglücklichen Montezuma, als Cazike, welches er durch Vertreibung seines ältern Bruders geworden war. Dieser aber hatte einen Sohn, der dem Cortez bei seiner Ankunft vorgestellt ward. Auf Bitten der Unterthanen entsetzte Cortez den Cacumatzin seiner Würde und übertrug sie dem Sohne seines Bruders, der nun aus Dankbarkeit sich ganz dem Dienste des Generals widmete, und sogar die christliche Religion annahm. Cacumatzin machte zwar anfänglich Miene, sich zu widersetzen. Da er aber sahe, daß Gewalt nichts ausrichten würde, nahm er seine Zuflucht zur List, und da ihm auch diese mislang, entfloh er über den See.

Jetzt wurden die Brigantinen zusammengesetzt, die Cortez durch die Tamenes Stückweise bis an den See hatte transportiren lassen, und während dessen schickte Cortez einige Detaschements ab, die Gegend auszukundschaften und einige Städte einzunehmen. Dies geschahe nicht ohne Scharmützel, wobei die Mexicaner jederzeit viel Mannschaft verloren, die Bundesgenossen des Generals aber sich immer mehr in die Europäische

Kriegs-

Kriegskunst schicken lernten, und endlich sich vollkommen daran gewöhnten.

Gerade zu dieser Zeit kam ein Schiff zu Vera Cruz an, das von St. Domingo abgeschickt war, und eine Anzahl Soldaten, nebst einen Vorrath von Waffen und Munition für den Cortez überbrachte. Der Anführer desselben, ein gewisser Julian de Alderete begab sich damit sogleich nach Tlascala, und weil er da vernahm, daß Cortez schon nach Tezeuco aufgebrochen sei, ließ er den tragbaren Vorrath durch Tamenes dorthin bringen, und überlieferte ihm die Verstärkung an Mannschaft, die dem General äußerst erwünscht kam.

Doch selbst unter der Spanischen Armee gab es Leute, die das Glück des Cortez beneideten, und, da sie zu gleicher Größe sich zu erheben zu unfähig waren, es doch wenigstens nicht leiden konnten, daß er allein Ehre und Schätze einerndtete. Diese neidischen Seelen zettelten in der Abwesenheit des Generals eine Verschwörung gegen sein Leben an. Er kam gerade von einem Unternehmen, das er selbst angeführt hatte, mit Lorbeeren überhäuft ins Lager zurück, als er von einigen seiner Getreuen insgeheim davon benachrichtigt wurde. Man gab ihm die Liste der Verschwornen, unter denen er mit Erstaunen Männer erblickte, auf deren Anhänglichkeit er sich bisher so ganz verlassen hatte. Um nicht in die Nothwendigkeit gesetzt zu seyn, den besten Kern seiner Officiere aufzuopfern, unterdrückte er dies Verzeichniß der Schuldigen, und begnügte sich, nach einer oberflächlichen Untersuchung des Handels, nur einen Soldaten, Villafagna mit Namen, zum Tode zu verurtheilen, weil dieser der erste Aufwiegler gewesen war.

Als die neu erbaueten Brigantinen ins Wasser gelassen waren, nahm die Belagerung der Hauptstadt ihren

ren Anfang, die 3 Monate und etliche Tage dauerte. Die Mexicaner hatten alles versucht, ihren und des Reichs Untergangs abzuwenden. Sie hatten alle Dämme durchstochen, Verschanzungen aufgeworfen und die Vestungswerke ungemein verstärkt. Allein alle ihre Vorsicht mußte doch endlich der Europäischen Tapferkeit und Kriegskunst weichen, ohngeachtet die Spanier jeden Fußbreit Land mit Mühe und Gefahren erkaufen mußten.

Der tapfere Guatimozin, der mit unglaulichem Muthe seine Völker gegen die Feinde seines Reichs anführte, konnte sich nicht länger halten. Er hatte in der Zeit dieser 3 Monate den Spaniern mehr denn 60 blutige Schlachten geliefert, die den Mexicanern über 100000 Mann kosteten. Seine Kräfte wären erschöpft, seine Krieger dahin, Mexico ringsum eingeschlossen, daß er keine Verstärkung erhalten konnte. Er stand allein und verlassen — was blieb ihm übrig, als die Flucht? — Er floh, aber unglücklicherweise fiel er in die Hände der Spanier, die ihn zum Gefangenen machten. Dies war den 13ten August 1521. — Sobald Guatimozin in des Cortez Händen war, befahl er seinem Volke, die Waffen niederzulegen, und es geschah augenblicklich. Eben so bereitwillig erfüllte auch Cortez seine Bitte, von Spanischer Seite die Feindseligkeiten einzustellen.

So ward denn Mexico erobert, und die erste Sorge des Generals bestand darin, sich aller Posten und festen Plätze zu versichern. Er ließ die großen Höfe des Pallastes und des ehemaligen Spanischen Quartiers reinigen, wohin die Mexicaner die Leichname ihrer gefallenen Edeln gebracht hatten, um sie, wenn Gelegenheit da wäre, in ihre Erbbegräbnisse zu bringen. Diese Leichen hatten die Luft verpestet. Cortez ließ daher auf allen Straßen große Feuer anzünden, und die

Todten

Todten verbrennen. Unter der vorhandenen reichen Beute nahmen die Spanier Gold, Silber und köstliche Federn in Menge zu sich; Kleidungsstücke und andere Geräthe überließen sie ihren Bundesgenossen, die damit vollkommen vergnügt waren. Als nun die Häuser und Straßen der Stadt von allen Leichen und andrer Unsauberkeit völlig gereinigt waren, führte Cortez die Armee nach Cuyoacan, anderthalb Meilen von Mexico, an das Ende eines Dammes aufs feste Land, hielt eine Danksagungsrede an die Hülfsvölker, die ihm so treulich beigestanden hatten, versprach ihnen, sie bei ihrer nunmehr errungenen Freiheit zu schützen, und sich im Fall eines von neuem entstehenden Krieges mit ihnen zu vereinigen. Mit diesen Versicherungen entließ er seine Bundesgenossen, die voller Freude über die Ehre, die ihnen widerfahren, und über die reiche Beute, die ihnen zu Theil geworden war, wieder in ihre Länder zurückkehrten.

Die Spanier, besonders die mit Julian de Alderette von Domingo gekommen waren, schienen bei weitem nicht so genügsam wie jene Indianischen Bundesgenossen, und ihre Habsucht war fast ganz unersättlich. Nicht zufrieden mit der reichen Beute, die sie bei der Eroberung von Mexico vorfanden, verlangten sie auch noch dem Besitz der unermeßlichen Schätze, die das allgemeine Gerücht dem Montezuma beigelegt hatte, und weil diese nirgends zu finden waren, so verlangten sie mit Ungestüm von Cortez, daß er diese Reichthümer aufsuchen lassen und unter sie vertheilen solle, indem der Besitz dieser Schätze die Haupturſache wäre, die sie bewogen hätte, ihm allenthalben zu folgen. Sie giengen sogar so weit, daß sie öffentlich behaupteten, Cortez habe sich derselben schon für sich bemächtiget und sie vor aller Augen verborgen. Den meisten Lärmen aber machte eben jener Julian de Alderette, der

als

als Königlicher Schatzmeister das Recht zu haben glaubte, im Namen des Königs zu verlangen, daß ihm alle jene unsäglichen Schätze ausgeliefert würden, damit er den Theil des Königs davon abnehmen könne. Dieser Alderette war der Neffe des Bischoffs Fonseca, und seinem tückischen Onkel vollkommen ähnlich. Auf sein Anstiften begieng man die Grausamkeit, den gefangenen unglücklichen Guatimozin, und seinen Liebling, der mit ihm gleiches Schicksal gehabt hatte, auf einen eisernen Rost über glühende Kohlen zu legen, um durch diese Marter das Geständniß von den versteckten Schätzen des Montezuma zu erpressen. Der Freund des Guatimozin, den der Schmerz überwältigte, stieß verschiedene Seufzer aus, und sahe mit kläglicher Miene seinen Herrn an, der neben ihm lag. Der unerschütterliche Guatimozin sah ihn aber mit ernsthaften Blicken an und sagte: Lieg ich denn hier auf Rosen? — Von diesem Augenblicke an entfuhr jenem kein Seufzer mehr, er lag still und unbeweglich, bis der Tod sich seiner erbarmte, und ihn von aller Quaal befreiete.

Cortez erhielt von diesen Scenen barbarischer Grausamkeit endlich Nachricht und eilte in die Marterkammer, wo Guatimozin noch auf seinem glühenden Roste lag. Mit dem Ernste des Befehlshabers drängte er die unmenschlichen Peiniger zur Seite, riß den unglücklichen Guatimozin von seinem heißen Lager auf, und dröhte mit schrecklicher Stimme den Unmenschen Rache, die an solchen Grausamkeiten Gefallen finden könnten. Die ganze Armee mißbilligte laut diese Behandlung und wahrscheinlich würde Alderette das gerechte Opfer ihres Unwillens geworden seyn, wenn Guatimozin gestorben, und jener nicht des mächtigen Fonseca Neffe gewesen wäre, dessen Sturz damals noch nicht erfolgt war.

Es

Es gieng das Gerücht, als ob Guatimozin, 10 Tage vor seiner Gefangennehmung, als er doch sahe, daß Rettung unmöglich sei, alle Reichthümer des Montezuma habe in den See werfen lassen, damit sie nicht in die Hände der habsüchtigen Spanier fallen möchten. Man durchsuchte nun zwar den See an allen Orten sehr sorgfältig, aber ohne etwas zu finden. Man kam sodann auf die Muthmaßung, daß sie vielleicht in den Begräbnißplätzen versteckt seyn möchten. Auch diese wurden geöffnet und umgewühlt, man fand aber außer den Gebeinen weiter nichts, als etwas weniges Gold, womit die Leichen waren geschmückt worden. Kurz, die eigentlichen Schätze des Montezuma, wie man sie sich gedacht hatte, waren nicht zu finden, so viel Mühe sich auch alles darum gab.

Guatimozin war zwar dem schrecklichen Tode des langsamen Verbrennens entgangen und lebte unter den Augen des Cortez als Gefangener. Endlich aber erwachte in ihm das Gefühl der Freiheit, und der seinem Stande ganz unwürdigen Behandlung. Dies Gefühl, und die damit verbundene Begierde, sich von dem Joche der Spanischen Herrschaft, das täglich schwerer wurde, zu befreien, belebte auch die übrigen Einwohner des Mexicanischen Reichs, und Guatimozin wußte diesen Wunsch, sich wieder frei zu machen, durch seine Getreuen immer mehr zu beleben. Dadurch entstanden allmälig Empörungen gegen die Spanier, Verschwörungen gegen Cortez, und dergleichen mehr, wozu der gerechte Unwille das Mexicanische Volk gegen ihre Tyrannen trieb. Cortez glaubte diesem allen nicht anders, als durch den Tod des Guatimozin steuren zu können, und dies Urtheil ward dadurch auch wirklich vollzogen, daß dieser unglückliche Fürst öffentlich erdrosselt wurde. Dies war das Ende des Guatimozin, eines Fürsten,

dessen

dessen ganzes Verbrechen darin bestand, seine und seines Landes Freiheit gegen unrechtmäßige, tyrannische Herren zu vertheidigen, und dessen Herzhaftigkeit und Tapferkeit auch bei der Nachwelt unvergeßlich bleiben wird. Mit seinem Tode hörte Mexico auf, ein unabhängiges Reich zu seyn, und unterwarf sich, wie vorher viele andere Länder in America gethan hatten, dem Spanischen Zepter.

Cortez ward nach dieser Eroberung von Mexico, durch die in der Folge ankommenden Briefe vom Spanischen Hofe in seiner Würde als Gouverneur von Mexico bestätigt, und dadurch in seiner Macht befestiget. Doch war er dadurch nicht vor aller Verfolgung gesichert. Sehr oft noch hatte er Verschwörungen gegen sein Leben, von seinen eignen Landsleuten, zu entdecken und zu bestrafen, und nur sein Tod, der im Jahre 1554 in Spanien erfolgte, wohin er, zur Beilegung eines Streithandels gereist war, entnahm ihn allen weitern Gefahren. Er starb zu Sevilla im 63ten Jahre seines Alters, bewundert von Vielen wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, von Seiten seines Characters aber gefürchtet und verabscheuet.

II.

Entdeckung und Eroberung von Peru, durch Franz Pizarro.

Neuntes Kapitel.

Entwürfe des Pedrarias zu neuen Entdeckungen. — Franz Pizarro, Almagro und de Lûques. — Schilderung des Pizarro. — Des Almagro. — Des de Lûques. — Feierliche Verbindung derselben zum Dienst des Pedrarias. — Abreise des Pizarro ins Südmeer. — Seine Ankunft auf verschiedenen Inseln und Plätzen. — Ungemach desselben durch Hunger und feindliche Angriffe. — Verstärkung seiner Mannschaft durch Almagro. — Ungemach des Letztern auf der Reise. — Seine Wiedervereinigung mit Pizarro. — Neue Ungemächlichkeiten beider Abentheurer, und Rückreise des Almagro nach Panama um neue Verstärkung. — Veränderung in dem Gouvernement zu Panama, und Folgen davon. — Treulosigkeit der Leute des Pizarro. — Aufenthalt auf der Insel Gorgone und Ankunft zu Tumbez. — Die schöne Capillana. — Pizarro's Gespräch und Liebesverständniß mit ihr. — Ankunft bei dem Caziken zu Tumbez. — Eingezogene Nachrichten von dem Reichthume des Landes. — Reise des Pizarro nach Europa um Verstärkung. — Seine Reise nach Truxillo, und Mitnahme seiner Brüder zu seinem neuen Unternehmen.

Als der unmenschliche Pedrarias nach der von ihm verübten Hinrichtung des unglücklichen Balboa, sein Ansehen in der von ihm nach Panama verlegten Colonie fest gegründet zu haben glaubte — indem er wenigstens durch seine Härte und Grausamkeiten Alles so sehr in Furcht

Furcht und Schrecken zu setzen verstand, daß Niemand sich seinen Einrichtungen und Entwürfen zu widersetzen wagte — gieng er mit dem Gedanken um, die Entdeckungen, die Balboa auf dem Südmeere zu machen angefangen hatte, weiter fortzusetzen, und dadurch seiner Macht einen desto größern Zuwachs zu verschaffen. Kaum war dieser Vorsatz in seiner herrschsüchtigen Seele zur Reife gediehen, als er sich auch nach Wagehälsen umsah, die, so wie er, aus Begierde nach Reichthum und Herrschaft, keine Gefahr scheuten, und selbst ihr Leben für diesen Preis zu verkaufen, Muth, oder eigentlich Tollkühnheit genug hätten. Lange und weit brauchte er dergleichen Diener der Habsucht und des Ehrgeitzes nicht zu suchen, er hatte sie in den Grenzen seines Gebiets, ja sogar in den Ringmauren seiner usurpirten Pflanzstadt.

Drei Spanier, die sich in Panama niedergelassen, und auf allerlei Wegen ansehnlichen Reichthum erworben hatten, waren es, die dem kaum laut gewordenen Gedanken des Pedrarias dadurch seine Wirklichkeit zu geben suchten, daß sie ihm, unaufgefordert ihre Dienste anboten um neue Entdeckungen in der Südsee für ihn zu machen. Man kann leicht denken, daß der Statthalter bei seinem uns bekannten Gesinnungen, dies Anerbieten, das seinen Wünschen so ganz entsprach, nicht zurückgewiesen haben werde, zumal da er die Kosten der Ausrüstung nicht zu tragen und doch die Vollmacht hatte, Bedingungen nach seinem Gefallen vorzuschreiben, die nur für seinen Vortheil berechnet waren. — Franz Pizarro, Diego de Almagro, und Fernando de Luques, waren die Namen dieses nobeln Kleeblats, das auf die Entdeckung und Eroberung bis dahin noch unbekannter Reiche seine glänzenden Aussichten auf die Zukunft gründete, und alle Anstalten machte, sie so schnell als möglich, in Wirklichkeit zu verwandeln. Die

Haupt-

Hauptmomente ihres Vertrags lauteten dahin: „Pi„zarro, als herzhafter, und in Kriegen gegen die In„dianer erfahrner Mann, sollte die Hauptexpedition „übernehmen und anführen, Almagro sollte die Vor„räthe liefern und die Ausrüstung besorgen, auch im „Nothfall dem Erstern zu Hülfe kommen, de Lûques „aber als reichster unter ihnen, sollte die übrigen Kosten „bestreiten." — Doch vorher ein paar Worte zur nähern Kenntniß unsrer Abentheurer.

Franz Pizarro war der natürliche Sohn eines Edelmannes aus Truxillo im Spanischen Estrematura, der eben, seiner Natürlichkeit wegen, von seinem Vater an eine der Kirchthüren hingelegt und seinem Schicksal überlassen wurde. Mitleidigere Menschen fanden den Knaben in seinem hülflosen Zustande, kundschafteten glücklich den Vater aus, und die Obrigkeit, die dergleichen Unnatürlichkeiten selbst an natürlichen Kinder verübt, nicht billigen konnte, zwang dem Vater, sich des Knaben anzunehmen, und für seine Erziehung zu sorgen, die aber dennoch mit solcher Nachlässigkeit betrieben wurde, daß der junge Pizarro bei zunehmenden Alter nichts anders wußte, als Schweine zu hüten. Bis in sein 18tes oder 20tes Jahr in diesen Beschäftigungen und in keiner andern Gesellschaft als in der, dieser Thiere, aufgewachsen, konnte wohl seine physische Construction fest und dauerhaft, aber gewiß sein moralischer Mensch nicht cultivirt und veredelt werden. Fast so roh und unwissend, wie die Unterthanen seines Hirtenzepters, würde er keinen Antrieb gehabt haben, seine Lebensart, die von früher Kindheit an sein Loos war, dessen unangenehme Seiten ihm durch lange Gewohnheit unfühlbar geworden waren, zu verlassen, wenn nicht der Funke von einer gewissen Ehrbegierde, der bis dahin ihm selbst unbewußt, in seiner Seele tod gelegen hatte, durch die auch bei sei-

nes

ner Heerde ihm zu Ohren gekommenen, oft wunderbar genug klingenden Relationen über die neu entdeckten Länder in Westen, allmälig angeblasen, und zu einer lodernden Flamme gebracht worden wäre, die ihn endlich so heftig angriff, daß er, wie mehrere seines Gelichters, dem innern Drang, unter der Qualität eines Schiffsjungens sein Heil zu versuchen — da er ohnehin in seinem Vaterlande nichts zu verlieren hatte — nicht länger widerstehen mochte. Er verließ also seine so lange gewartete und geliebte Heerde, um seinen Hirtenkittel mit der Schifferhose zu vertauschen, und in Westindien ein etwas besseres Loos zu suchen, als ihm sein väterlicher Himmel bis dahin finden zu lassen, für gut befunden hatte. Ein gewisser natürlicher Verstand, dem es in den bisherigen Verhältnissen nur an solider Ausbildung gefehlt hatte, und der in der jetzt ganz veränderten Situation, unter so viel neuen Gegenständen und Ereignissen erst anfieng, sich ordentlich zu entwickeln, noch mehr aber seine körperliche Stärke und seine durch eine fast eiserne Gesundheit unterstützte Thätigkeit, erwarben ihm bald unter dem Schiffsvolk so viel Ansehen, das ihm den Weg zu den ersten Schiffswürden nächst dem Befehlshaber, bahnte. So kam er in Westindien an, und das Glück, das ihm in dem engen Bezirk eines Schiffes zur Seite gestanden hatte, verließ ihn auch da nicht, als er seinen Fuß aus dem Schiffsraum auf das festere Land setzte. Sein thätiger Eifer, der keine Mühe und Anstrengung scheute, und über alle Schwierigkeiten mit ausdaurender Kraft siegte, zog die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich, und sein Glück war gemacht, da er alle Aufträge, wobei Entschlossenheit und körperliche Anstrengung die Haupterfordernisse waren, mit der größten Geschicklichkeit ausführte. Kurz, er schwang sich von den geringsten Bedienungen, die man ihm zuerst anvertraute, in wenigen Jahren bis zu wichtigern Ehrenstellen empor,

und erwarb sich, besonders in Panama, unter der Leitung des Unmenschen Pedrarias, dem er in seinen Unternehmungen die größten Dienste leistete, ein ansehnliches Vermögen. Statt aber dasselbe in Ruhe zu genießen, erweckte die Aufforderung des Gouverneurs, die Entdeckungen fortzusetzen, in ihm die Begierde, es noch mehr zu vergrößern. — So viel von Pizarro. —

Von den beiden Gefährten des Pizarro läßt sich wenig sagen. Diego de Almagro war von so unbekannter Herkunft, daß auch kein Geschichtsforscher, — vielleicht der Held selbst nicht einmal — im Stande gewesen ist, den Namen seines Vaters anzugeben. Er hieß Almagro, nicht weil etwa sein Vater, sondern die Stadt so geheißen hatte, auf deren Straße man ihn einst als Kind fand. Fernando de Lúques war zu der Zeit Priester und Domherr an der Hauptkirche zu St. Maria in Darien, war aber mit seinem Beschützer Pedrarias, mit dem er in gutem Einverständnisse lebte, nach Panama gezogen. Sein ganzes Verdienst bestand in dem großen Vermögen, das er sich, wer weiß auf welchen Wegen? — unter dem Pedrarias erworben hatte.

Dies Kleeblatt machte in Panama viel Aufsehen und Lärm mit seinem Eroberungsproject. Alles ward aufmerksam auf diese drei Wagehälse, und konnte es nicht begreifen, wie sie ihre guten Tage, noch mehr aber ihre bereits erworbenen Reichthümer so ungewissen, weitaussehenden Plänen aufopfern könnten, um Länder aufzusuchen und einzunehmen, die nach der allgemeinen Volksmeinung aus nichts als Morästen und unfruchtbaren Steppen beständen. Doch unsre drei Abentheurer kehrten sich an kein Geträtsch und kein Achselzucken; sie verfolgten ihren Plan, und um ihre Verbindung noch

fester zu knüpfen, und sich recht feierlich zur gegenseitigen Unterstützung zu verpflichten, mißbrauchten sie sogar die ehrwürdigen Gebräuche der Religion. Der Priester de Lûques las eine Messe, weihte eine Hostie, brach sie in drei Stücke, behielt eins davon für sich, und vertheilte die andern unter seine Gefährten. Nun glaubten sie, selbst den Schutz der Gottheit für sich und ihre geschlossene Verbindung aufgefordert zu haben, und das projectirte Unternehmen nahm seinen Anfang. Doch dieser schien eben keinen glücklichen Fortgang zu versprechen, und nur allein der ausdaurenden Kraft, der unerschütterlichen Tollkühnheit des Pizarro ist es zuzuschreiben, daß zuletzt dennoch alle Hindernisse besiegt, die vorgesetzten Eroberungen eines reichen, gesegneten Landes vollendet werden, und die verderblichen Pläne zum Ruin eines unschuldigen, gesitteten und glücklichen Volks so ganz gelingen konnten.

Es war gegen die Mitte des Novembers im Jahr 1524, als Pizarro von Panama abfuhr, um längst der Westküste hin, seine Entdeckungen zu machen. Seine ganze Flotte bestand aus einem einzigen Schiffe und zwei Indianischen Kähnen. Almagro blieb in Panama, um Lebensmittel und Mannschaften anzuschaffen, die er nach einiger Zeit seinem Spießgesellen zuführen wollte. — Pizarro seegelte erst nach der 5 Meilen von Panama entfernten Insel Taboga, von da aber nach den Perleninseln, die vom Balboa, als ihrem Entdecker, so genannt worden waren, und 12 Meilen weiter lagen. Hier nahm er Holz, frisch Wasser und Futter für die Pferde ein. Noch 12 Meilen weiter an der Küste, fand er den Hafen de las Pinas, der die Grenze von den Entdeckungen des Balboa machte. Alle Soldaten stiegen hier ans Land, und nur die Matrosen blieben auf dem Schiffe. Drei Tage lang giengen sie an den Ufern des

des Flusses Biru oder Beru hinauf, über dürren steinigten und sandigen Boden, der zwar der Beschwerden genug, aber keine einzige Erfrischung ihnen geben konnte. Sie suchten die Cazicken der Gegend auf, sie fanden sie aber nicht. Kein Einwohner ließ sich sehen, und einzelne Hütten standen leer und verlassen da. Abgemattet von Hunger und Strapazen kehrten sie zu ihrem Schiffe zurück. — Ohne sich abschrecken zu lassen durch diesen sauren Anfang, setzte Pizarro seine Fahrt südlich fort, nach einem andern, 10 Meilen weiter entfernten Hafen, um Holz und Wasser einzunehmen. Lebensmittel waren auch hier nicht zu haben, und die Mannschaft mußte sichs gefallen lassen, ihre tägliche Mundportion bis auf 4 Unzen Mais einzuschränken. Und auch dies letzte Fristungsmittel ward endlich aufgezehrt; sogar das Wasser fieng an, zu fehlen. Das Elend erreichte eine solche Höhe, daß sie aus Hunger die gallbittere Rinde der am Ufer stehenden Palmbäume aßen, wozu sie einige Fische fiengen. Die Noth erschöpfte ihre Kräfte, und das gewisse Gefolge des Hungers, Krankheiten aller Art, stellte sich ein. Um einige Lebensmittel herbeizuschaffen, ward ein Canot nach der Perleninsel geschickt, und Pizarro bemühte sich unterdessen, seinen Kranken die möglichste Erleichterung zu verschaffen. Mit den Gesundesten, die ihm aus seinen Leuten noch übrig waren, gieng er Landeinwärts, und war so glücklich, einige Cocosbäume zu entdecken, deren Früchte für die Seinigen ein großes Labsal waren. Nach einigen Tagen kam auch Montenegro von der Perleninsel, mit Lebensmitteln beladen, zurück, und schon der bloße Anblick derselben machte viele Kranke gesund, sieben uud zwanzig waren aber unterdessen vor Hunger gestorben. Dies gab Gelegenheit, diesen Hafen Puerto d'Hambre, (Hafen der Hungersnoth) zu nennen. Am Lichtmeßfeste betra-

ten sie ein ander Land, das dem Feste zu Gefallen, Candelaria genannt wurde. Es war mit Bergen und Wäldern durchschnitten, und die ungeheuren Moräste und stehenden Sümpfe machten die Luft so feucht und ungesund, daß Viele wieder erkrankten. Auf der weitern Fahrt landeten sie in einer Gegend, in welcher sie einen gut gebahnten Weg vorfanden; sie verfolgten ihn, und er führte sie etwa 2 Meilen tiefer ins Land in einen kleinen Flecken, den die Einwohner verlassen hatten. Sie trafen nebst einer Menge von Mais und frisch geschlachtetem Schweinefleisch auch Arme und Beine von Menschen an, woraus sie schlossen, daß seine Bewohner Menschenfresser seyn müßten. Diese Bemerkung trieb sie wieder zurück und bewog sie, längs dem Seeufer ihren Weg fortzusetzen. Nicht lange, so stießen sie auf eine bewaffnete Volksmenge, von denen sie mit solcher Erbitterung angegriffen wurden, daß ihrer Viele auf dem Platze blieben, und Pizarro nebst den Uebrigen sein Heil in der Flucht suchen mußte. Man nannte diese Gegend, zum Andenken der hier erfahrnen Ungemächlichkeiten durch die kriegerischen Einwohner, Pueblo Quemado (brennendes Volk.)

Während Pizarro in diesen unbekannten Gegenden mit seinem widrigen Geschick zu kämpfen hatte, fuhr Almagro mit einem Schiffe, auf welchem 70 Spanische Soldaten sich befanden, von Panama ab, um diese für den Pizarro angeschaffte Verstärkung ihm zuzuführen. Er kreuzte bis an den Fluß St. Juan, 100 Meilen von Panama. Da er den Pizarro hier nicht antraf, kehrte er wieder um und kam nach Pueblo Quemado, wo er einige Spuren von dessen kürzlicher Anwesenheit anzutreffen glaubte. Die Einwohner aber, die durch die glücklichen Angriffe der Leute des Pizarro Muth bekommen hatten, griffen mit der ihnen eigenen Heftigkeit auch den Almagro mehre-

mehreremale an, und es kam zu vielen hitzigen Scharmützeln, worinnen mehrere Spanier blieben, Almagro selbst aber eins seiner Augen verlor, und gezwungen ward, sich wieder zu Schiffe zu begeben. Auf den Perleninseln, wohin er sich begab, erfuhr er, daß sein Bundesgenosse zu Chiacama wäre, das gerade gegenüber lag, er machte sich also dahin, ihn aufzusuchen und fand ihn. Ihre Wiedervereinigung geschah von beiden Seiten mit ungemeiner Freude, und ihr widriges Schicksal belehrte sie, daß es mehr als zu nöthig sei, ihre Kräfte zusammenzubehalten, wenn sie anders in ein Land einzudringen dächten, das von so herzhaften Einwohnern vertheidigt würde. Durch ihre Vereinigung wurde ihre Macht verstärkt; sie sahen sich jetzt im Besitz zweier Schiffe, dreier Boote, und 200 Spanischer Soldaten, und damit glaubten sie wieder im Stande zu seyn, die Küsten zu bekreuzen, wobei sie aber viel Beschwerden auszustehen hatten. Die ganze Küste, welche sie befuhren, war voller Flüsse, die sich ins Meer ergossen, und in ihren Mündungen eine Menge Caimans, oder Crocodille hatten, die in jedem Augenblick Menschen, die sich ins Wasser wagten, oder sich am Ufer blicken ließen, zu verschlingen bereit waren. Sie mußten in ihren Booten gegen die Gewalt der reißenden Ströme arbeiten, wenn sie tiefer ins Land eindringen wollten, der Vorrath fieng an abzunehmen, und sie mußten viel vom Hunger ausstehen, und zu dem Allen wurden sie unaufhörlich von den da wohnenden Indianern angefallen und beunruhigt, die viele von den Spaniern tödteten.

Almagro und Pizarro sahen endlich wohl ein, daß ihre wenige Mannschaft, die sie bei sich hatten, unter solchen Umständen bald aufgerieben seyn würde; es wurde also ausgemacht, daß Almagro nach Panama zurückkehren, Lebensmittel und Mannschaft zusammen-

 bringen,

bringen, und dies dem Pizarro zuführen sollte. Auf der Insel Gallo, wohin sich Pizarro begab, wollte er die Rückkunft seines Gefährten erwarten.

Almagro kam zu Panama an, und fand Veränderungen in der Regierung, die ihm nicht lieb seyn konnten. Der bisherige Gouverneur Pedrarias war vom Spanischen Hofe zurückberufen, und ein anderer, Pedro de los Rios, an seine Stelle gesetzt. Es zeigte sich auch sehr bald, daß die Besorgnisse des Almagro völlig gegründet waren. Der neue Gouverneur sahe den neuen Entdeckungsplan, der mit Hülfe des Pedrarias ausgeheckt worden war, als ein eitles Project einiger müssiger und gewinnsüchtiger Abentheurer an, und widersetzte sich daher aus aller Macht allen fernern Anwerbungen des Almagro. Dazu kam noch der fatale Umstand, daß viele von denen, die jetzt noch bei dem Pizarro waren, aus Ungeduld mit ihren bisher ausgestandenen Elend, und aus Besorgniß, in noch größere Noth zu gerathen, an ihre Freunde nach Panama geschrieben, und sie gebeten hatten, es bei dem Gouverneur dahin zu bringen, daß Pizarro zurückberufen und dadurch außer Stand gesetzt würde, noch mehrere in seine nichtigen, verderblichen Entwürfe zu verwickeln und unglücklich zu machen. — Und jene Freunde der Leute des Pizarro hatten nur zu treu dies Verlangen erfüllt, und den Befehl des Gouverneurs ausgewirkt, daß nicht nur keine neuen Anwerbungen für den Pizarro Statt finden, sondern auch alle, die nicht Lust hätten, freiwillig bei ihm zu bleiben, sicher wieder zurück kommen sollten. Um diesem Befehle desto mehr Nachdruck zu geben, schickte er einen Offizier, Namens Tafur, an dem Pizarro, der alle Mißvergnügten nach Panama zurückbringen sollte. Als Tafur bei dem Pizarro ankam, trat er an das eine Ende des Schiffes, an das andere

ließ er den Pizarro mit seinen Leuten treten. In der Mitte des Schiffes auf dem Verdeck zog er sodann eine Linie, und erklärte dabei, daß alle diejenigen, die nach Panama zurückkehren wollten, auf seine Seite treten, die aber bei dem Pizarro zu bleiben gedächten, jenseits der Linie stehen bleiben sollten. Die meisten ergriffen mit Freuden diese Gelegenheit, sich vom Pizarro los zu machen, und nur dreizehn oder vierzehn blieben auf seiner Seite stehen, und machten sich anheischig, ihr Leben für ihn zu lassen und ihm zu folgen, wohin er sie führen würde. Ihrer Standhaftigkeit und Anhänglichkeit an den Kapitän hat daher Spanien im Grunde ganz allein die Eroberung von Peru zu verdanken.

Gleich nach der Entfernung seiner treulosen Leute begab sich Pizarro mit seiner geringen Mannschaft nach einer Insel, die er, wegen des vielen Ungemachs, das ihm hier begegnete, Gorgone nannte. Die Insel selbst war wegen ihrer gänzlichen Unfruchtbarkeit unbewohnt, und kein fruchttragender Baum war auf ihr zu finden. Pizarro nebst seinen Leuten mußte, da er selbst keinen Proviant mehr hatte, von Waldschlangen und andern kriechenden Ungeziefer leben, und die beständigen Ungewitter und anhaltenden Regengüsse, gegen welche sie sich nicht schützen konnten, machten ihren dreimonatlichen Aufenthalt auf derselben, ganz unerträglich. Dennoch aber mußten sie hier bleiben, wenn anders das Proviantschiff, das sie erwarteten, sie nicht verfehlen sollte. Endlich kam dasselbe an, es hatte aber, außer den Lebensmitteln, die es brachte, keinen einzigen Mann zur Verstärkung an Bord. — So mußte nun Pizarro mit seinen dreizehn Helden, ohne alle Aussicht, ihre Anzahl vermehren zu können, sich wieder einschiffen und längs der Küste des festen Landes hinsegeln.

geln. Die Vorsicht rieth ihm, seine wenigen Leute keiner Gefahr auszusetzen; er trat daher nur in solchen Gegenden ans Land, wo er keine kriegerischen Bewegungen der Eingebornen bemerkte. An einer Stelle, wo er landete, glückte es ihm sogar, sich einiger Indianer zu bemächtigen, die er deswegen zu sich nahm, um sie in der Spanischen Sprache zu unterrichten, und sich ihrer demnächst als Dollmetscher zu bedienen. Endlich langte er in einem schönen, geräumigen Meerbusen an, dem er den Namen Tumbez gab, in dessen Nähe ein Castle und eine ansehnliche Menge reicher Indianer wohnten. Um die Gesinnungen dieser Völker zu erforschen, schickte er zwei seiner Offiziere nebst einem Dollmetscher ab, und diese konnten bei ihrer Zurückkunft die freundliche Art, mit der man sie aufgenommen hätte, nicht genug rühmen. Sie erzählten insonderheit von einer vornehmen Dame, die als Wittwe in dieser Landschaft lebe, deren Schönheit und Reichthum, Verstand und Gefälligkeit außerordentlich sei. Ihr Name sei Capillana, und sie trage ein sehnliches Verlangen, den Kapitän zu sehen, von dem sie ihr so viel erzählt hätten. — Dem Pizarro kam dieser Wunsch sehr gelegen, und er säumte keinen Augenblick, bei ihr um die Erlaubniß nachzusuchen, ihr seine Hochachtung bezeugen zu dürfen. Diese ward ihm augenblicklich ertheilt, Pizarro trat ans Land, wo ihm die Dame bereits mit einem ansehnlichen Gefolge erwartete.

Die junge, schöne Wittwe führte ihn sogleich in eine anmuthige Laube, ließ ihm Erfrischungen reichen und unterhielt sich mit ihm, so gut es gehen wollte, aufs angenehmste. Diese so verbindliche Aufnahme war das Vorspiel von vielen zärtlichen, genußreichen Schäferstunden, die Pizarro in den Armen dieser Indianischen Schönheit fand, und die ihn für alles bis dahin ausgestandene Ungemach völlig entschädigten. Dennoch

aber

aber nahm ihn die Liebe zu dieser reitzenden und äußerst gebildeten Indianerin nicht so sehr ein, daß er, wie ein zweiter Antonius in den Umarmungen einer Cleopatra, seiner übrigen Eroberungspläne vergessen, und sich ganz dem Genusse dahin gegeben hätte. Vielmehr sah er die heftige Neigung, die diese Schöne zu ihm gefaßt hatte, als ein bequemes Mittel an, sich ihrer als eines geschickten Werkzeuges, die Zuneigung ihres Volkes zu erlangen, zu bedienen, und durch sie desto leichter in die Länder eindringen zu können, deren Besitznehmung sein einziger Plan und Zweck war. —

Als einem eifrigen, und nach damaliger Art rechtgläubigen Catholiken, lag ihm denn auch das Seelenheil seiner Geliebten recht sehr am Herzen, und er wünschte sie bald als seine Glaubensgenossin umarmen zu können. Er hielt ihr daher eine lange Rede, worinnen er von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion, und von den abscheulichen Irrthümern des Götzendienstes ein Langes und Breites schwadronirte, und schloß mit der Ermahnung, daß sie, und alle, die ihm zuhörten, den Dienst der Götzen verlassen, den christlichen Glauben annehmen und sich dem Könige von Spanien unterwerfen möchten, dem der Pabst, als Statthalter Gottes auf Erden, alle diese Länder geschenkt hätte. — Die schöne Capillana, so sehr geneigt sie auch dem Redner war, gab dennoch zur Antwort: „sie hätte zwar keine Kenntniß von der „christlichen Religion, doch aber wolle sie die Religion „ihrer Vorfahren behalten. In Ansehung der Länder, „die das Oberhaupt der Christen dem Könige von Spa„nien geschenkt hätte, ohne sie zu kennen, ohne zu wis„sen, wo sie lägen, müßte dieser Mann vermuthlich des„wegen so verfahren haben, weil er diese Länder nicht „besäße; denn wenn sie ihm gehörten, so würde er sie, „allem Ansehen nach, nicht weggegeben haben." — Sie erklärte ihm sodann, daß sie und ihr Volk keinem andern

Oberherrn Gehorsam schuldig zu sein glaubten, als dem Ynca, dem Sohn der Sonne, der zu Cusco, der Hauptstadt dieser weitläuftigen Länder, residirte. Und nun fieng sie an, eine umständliche Erzählung von dem göttlichen Ursprunge dieser Regenten, von ihren Gesetzen, Schicksalen und Unternehmungen, zu machen, wobei sie die Weissagung nicht vergaß, die der Ynca Viracocha einst als Jüngling, belehrt durch einen ominösen Traum, gegeben haben sollte, „daß nemlich in der Folge eine „unbekannte Nation mit langen Bärten und fremden „Thieren kommen, und das Reich zerstören werde." (S. 1 Abth. Seite 62.)

Pizarro hörte das, was ihm die geistreiche Indianerin erzählte, mit dem innigsten Wohlbehagen an, und sein Herz fieng immer mehr Feuer. Mehrere geheime, besondre Zusammenkünfte mit ihr, belehrten ihn, daß sie in seine Gefühle mit einstimme, und so ward der Bund ewiger Treue zwischen beiden sehr bald geschlossen, wobei Capillana versicherte, daß, wenn die Spanier in friedlichen Absichten kämen, sie gern ihr Ansehen auch in der Folge dazu anwenden würde, ihnen eine gute, erwünschte Aufnahme bei ihrer Nation zu verschaffen, und ihnen sonst auf mannigfache Weise zu dienen.

Nach einem höchst vergnügten Aufenthalt von mehreren Tagen in dem Lustschlosse der Capillana, begab sich denn Pizarro wieder zu Schiffe, und kam in kurzer Zeit an das Gebiet eines Caziken, von dem ihm seine vorhin ausgeschickten Botschafter schon sehr günstige Nachrichten mitgetheilt hatten. Um mit diesem Caziken und seinem Volke in freundschaftliche Verhältnisse zu kommen, und nähere Kenntnisse von dem Lande einzuziehen, nach welchem sein ganzer Sinn stand, ließ er durch einige Abgeordnete den Indianern sagen: „daß es „sein Vorsatz sei, ihre Freundschaft zu suchen, und er

„bäte

„bäte sie, ihren Caziken davon zu benachrichtigen.“ — Es dauerte auch nicht lange, als sich dieser selbst zeigte, und dem Pizarro verschiedene Fragen vorlegte, die dieser dadurch beantwortete, daß er dem Caziken erklärte: „er sei der Unterthan eines mächtigen Königs, auf „dessen Befehl er die Welt umseegelt habe, und auch zu „ihnen gekommen sei, um sie von den Greueln des Götzen„dienstes zur wahren Religion zu bekehren.“ — Diese Antwort begleitete er mit etlichen Bechern Spanischen Wein, der dem Caziken und seinem Gefolge besser als jene Aeußerung zu behagen schien, denn er bat den Pizarro und seine Leute zu ihm in seine Stadt und Wohnung zu kommen. Der Ingenieur des Schiffes begleitete den General, um bei dieser Gelegenheit auszuforschen, wo man diesen Ort am besten angreifen könnte, wenn man einst mit stärkerer Macht wieder käme. Er war mit einer Kugelbüchse bewaffnet, und der Cazike wünschte den Gebrauch dieses ihm unbekannten Instruments zu erfahren. Der Officier schoß also gegen ein dünnes Brett, durch welches die Kugel mit leichter Mühe fuhr. Der unvermuthete Knall und die Wirkung desselben versetzte die dabei stehenden Indianer in ein solches Schrecken, daß einige sogleich zu Boden fielen, und andre laut zu schreien anfiengen. Der Cazike, der beherzter war, und nur voller Erstaunen still schwieg, ließ einen Tiger und einen Löwen herbeibringen, und bat den Spanier, zum zweitenmale zu schießen. Der Schuß machte, daß nicht allein ein großer Theil der Indianer wieder niederfiel, sondern er erschreckte auch die zwei Bestien dergestalt, daß sie sichtbar zusammenfuhren und erschrocken entfliehen wollten, woran sie aber ihr gefesselter Zustand hinderte. Darauf kehrte sich der Cazike zu dem Officier, reichte ihm selbst in einer silbernen Schale etwas von einem starken Getränk des Landes und sagte mit der sichtbarsten Ehrfurcht: „trink Fremdling, weil du so einen

„ent-

„entsetzlichen Lärm machest; du gleichest dem Donner „des Himmels.“

Während Pizarro sich noch mit dem Caziken in dessen Wohnung unterhielt, war eben dieser Ingenieur bemühet, die Lage der Stadt recht genau auszukundschaften, und ließ sich von einigen Indianern, die seine Absicht nicht erriethen, aller Orten herumführen. In dieser Stadt war auch ein Sonnentempel und ein Haus für Sonnenjungfrauen. Die Ehrfurcht, die die Indianer gegen die Fremdlinge, als Herrn des Donners, hegten, war die Ursache, daß man ihn sogar auf sein Verlangen in das Haus dieser geweiheten Jungfrauen führte, die sonst vor dem Anblicke aller Mannspersonen so sehr in Acht genommen wurden. Sie beschäftigten sich mit allerhand Arbeiten in Wolle. Die meisten waren von reizender Schönheit und schienen gegen die vielsagenden Blicke des Fremdlings nicht unempfindlich zu sein. Der Spanier sahe viel goldene und silberne Gefäße in ihrer Wohnung; eben diese Metalle glänzten auf Tafeln und in den Tempeln, wohin er geführt wurde, — kurz, alles zeugte einen großen Ueberfluß von Reichthum an. — Die Erzählung, die er nach seiner Rückkehr auf dem Schiffe davon machte, erweckte die lebhafteste Freude. Besonders großen Eindruck machte seine Erzählung von der Schönheit der Sonnenjungfrauen, und ihrem gewiß nicht zur Sprödigkeit geneigtem Wesen. Tiefe Seufzer stiegen aus der Brust manches verliebten Abentheurers, nicht schon jetzt zur Eroberung eines solchen Landes Anstalten machen zu können, wo Ehrgeitz, Gewinn und Wollust so reichlich ihre Befriedigung finden würden.

Um desto eifriger aber lag die ganze Schiffsmannschaft den Pizarro an, sich so schnell als möglich zur Abreise zu entschließen, und mit der erforderlichen Macht versehen, zurückzukommen, um dies Land, das gewiß

das reichste und schönste in der Welt sei, förmlich erobern zu können. Pizarro brauchte nicht lange darum erst gebeten zu werden; es war selbst sein sehnlichster Wunsch, sich zum Herrn dieses vortrefflichen Landes zu machen: aber er sahe kein anderes Mittel, dies zu bewerkstelligen, als eine Reise nach Europa zu thun, und den König von Spanien selbst um Unterstützung zu bitten. Er seegelte unverzüglich nach Panama zurück, wo er nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder ankam. Er und seine beiden Bundsgenossen, Almagro und de Lüques, waren durch die vielen Zurüstungen zu dem Eroberungsplan und durch ihre dennoch bisher fehlgeschlagenen Erwartungen, dergestalt heruntergekommen, daß sie jetzt in einer weit größern Schuldenlast sich befanden, als ihr ganzes, großes Vermögen vorher gewesen war. Um desto nöthiger war die Reise des Pizarro nach Europa, da er von Panama aus, schlechterdings keine Unterstützung mehr zu hoffen hatte. Er seegelte also im Jahr 1528 nach Spanien und kam glücklich zu Toledo an, wo Carl V. damals Hof hielt. Er legte dem Hofe alles vor, was er bei diesem Unternehmen auf Peru gethan und ausgestanden, und welche Vortheile man von der Eroberung dieses Landes zu hoffen hätte. Dabei bat er um das Gouvernement des Landes, das er entdeckt und zu erobern sich vorgenommen hätte. Die Gnade ward ihm verwilligt, und durch ein Patent bestätigt, worinnen ihm zugleich die Erlaubniß ertheilt ward, in allen Ländern, die der Krone Spanien gehörten, Soldaten und Matrosen zu seiner Unternehmung anwerben zu dürfen, die Kosten aber sollte er aus eigenen Mitteln bestreiten, zu deren Vergütung er einen verhältnißmäßigen Theil der zu hoffenden Schätze sich zueignen könne. — Mit diesem Bescheid entfernte er sich vom Hofe und gieng nach seinen Geburtsort Truxillo. Er fand seinen Vater schon seit langer Zeit verheirathet, und 3 Brüder, Ferdinand, Gon-

Gonzalez und Johann, wovon die beiden ersten in rechtmäßiger Ehe, der letzte aber außer derselben erzeugt waren. Es bedurfte von Seiten des Franz Pizarro wenig Ueberredung, seine Brüder in sein Interesse zu ziehen. Ein kurzes, unvollkommnes Gemählde der zu hoffenden Größe und Reichthümer in den zu erobernden Ländern, war hinreichend, sich mit ihrem Bruder, dem neuen Statthalter unbekannter Länder und Völker, zu verbinden und mit ihm das Aeußerste zu wagen. Alle Pizarro's rüsteten sich nun zur Abreise, wußten noch mehrere gierige Abentheurer an sich zu ziehen und nach etlichen Monaten schiffte sich der ganze, Gold, Ehre und Wollust suchende Haufe ein, und seegelte nach Panama.

Höchst sonderbar war es indessen, daß in dem Patent, das Franz Pizarro vom Hofe erhalten hatte, des Almagro mit keinem Worte gedacht war, ohngeachtet dieser Aufwand an Kosten und Mühe mit Pizarro getheilt, und folglich gleiche Ansprüche mit ihm hatte. Er ließ sich sein Befremden auch sehr deutlich merken, als Pizarro in Panama wieder erschien, und war äußerst unzufrieden, daß der Hof seine Verdienste um diese gewinnreiche Unternehmung so sehr habe verkennen und unbelohnt lassen können. Indessen beruhigte ihn der neue Gouverneur von Peru einigermaßen dadurch, daß er ihm, gleich nach vollendeter Eroberung des Landes, das Amt eines Adelantade übertragen, und nicht eher ruhen wolle, bis der Hof seine Einwilligung dazu gegeben hätte. Damit schien sich denn Almagro vor der Hand zu begnügen, und versprach, auch von seiner Seite es an Unterstützung des Pizarro nicht fehlen zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Hindernisse der Abfahrt nach Peru. — Verhalten des Almagro dabei. — Endliche Abreise des Pizarro. — Verhalten desselben bei den Gefährlichkeiten auf dem Wege. — Ankunft zu Coake und gemachte Beute. — Sieg über die Bewohner von Puna. — Ankunft der Spanier zu Tumbez und Besiegung der Eingebornen. — Gesandtschaft der beiden Brüder Ynca an den Pizarro. — Erwiederung derselben von Franz Pizarro. — Empfang und Unterredung der Spanischen Gesandten mit dem Ynca Atahualpa. — Versprechen des Letztern, selbst zum Gouverneur zu kommen. — Prachtvolle Erscheinung desselben. — Abgeschmackte Unterhandlungen des Pater Valverde mit den Ynca. — Unverschämtheit verschiedener Spanischer Soldaten. — Schreckliche Folgen derselben für die Peruaner. — Gefangennehmung des Atahualpa. — Ungeheure Erbietungen desselben zu seiner Befreiung. — Anstalten zur Herbeischaffung des Lösegeldes. — Unterredung der Spanischen Abgeordneten mit Huascar. — Tod des Huascar. — Vertheilung der gemachten Beute und der Ranzion unter die Spanischen Soldaten. — Ankunft des Almagro und seine Unzufriedenheit mit der Theilung. — Abreise des Ferdinand Pizarro nach Spanien. — Falsche Anklagen gegen den Ynca, seinen Tod zu beschleunigen. — Ursache des Hasses von Seiten des Gouverneurs gegen den Ynca. — Anklagepunkte gegen denselben. — Gefalltes Todesurtheil über ihn und dessen Milderung unter der Bedingung der Taufe. — Hinrichtung des Atahualpa. — Vergebliche Bemühungen seiner gerechten Freunde zu seiner Rettung.

Es fanden sich in Panama eine Menge unvermutheter Hindernisse, die es unmöglich machten, so schnell, wie es von Allen gewünscht ward, einige Schiffe zu dieser neuen und nachdrücklichen Unternehmung auf Peru, aus-

zurüsten, und nur erst im Anfange des Jahres 1531 war man im Stande, unter Seegel zu gehen. Pizarro hatte bei dieser Ausrüstung sich der Hülfe des Almagro gar nicht bedient, woraus dieser mit Recht den Schluß machte, daß man ihn an der Unternehmung und ihren Vortheilen ebenfalls keinen Antheil nehmen lassen wollte. Dies erweckte in seinem Herzen Unzufriedenheit und Eifersucht gegen den Pizarro, die er jedoch klug genug war, sich vor der Hand nicht merken zu lassen, sondern eine gelegnere Zeit zum Ausbruch seiner Rache abzuwarten. Er schiffte sich also nicht mit ein, hatte aber seine Vorsichtsanstalten so gut getroffen, daß er auf seine Rechnung ganz allein ein paar Schiffe heimlich in Bereitschaft hatte, die ihm auf den ersten Wink zu folgen fertig waren.

Die Absicht des Pizarro war, zu Tumbez anzulanden, wo er die deutlichsten Spuren der größten Reichthümer entdeckt hatte; widrige Winde, lange Windstillen und andre Unbequemlichkeiten nöthigten ihn aber, hundert Meilen näher ans Land zu gehen, und seine ganze Mannschaft zu Lande, längs der Küste, fortzuschaffen. Dieser Weg war wegen der breiten Flüsse, über welche Menschen und Pferde, mehrentheils schwimmend, setzen mußten, äußerst beschwerlich. Pizarro bewies bei dieser Gelegenheit die größte Fürsorge für seine Gefährten, und suchte ihnen alle Erleichterung, selbst mit eigner Gefahr des Lebens, zu verschaffen. Die, so nicht schwimmen konnten, trug er nicht selten selbst, schwimmend ans jenseitige Ufer, und an den gefährlichsten Stellen, wo der reißende Strom jedem den Untergang drohte, der sich hineinwagte, war er stets der erste, der sich hineinstürzte, und durch sein Beispiel Muth und Entschlossenheit in die Herzen der Verzagtesten goß. Seiner Aufmerksamkeit, seinen wirksamen Anstalten, so wie auch seiner Unerschrockenheit (wobei ihm seine feste Gesund-

sundheit und seine große Leibesstärke sehr gut zu Statten kam) hatte es daher die Armee zu verdanken, daß alle Hindernisse glücklich besiegt, und Alle, ohne den geringsten Verlust durch alle Widerwärtigkeiten hindurch zu ihrem Ziele gebracht wurden. — So kamen sie endlich nach Coake, einem, fast unter der Linie liegenden festen Indianischen Flecken. Hier trafen sie nicht nur Lebensmittel im Ueberfluß, sondern auch eine solche Menge von Kostbarkeiten an Gold und Silber an, die sie von den Einwohnern, in deren Augen dies Metall keinen großen Werth hatte, mit leichter Mühe bekamen — daß sie damit ein Schiff nach Panama, und eins nach Nicaragua befrachten konnten. Die gute Wirkung dieser reichen Ausbeute sahen sie bald. Denn noch ehe sie Coake verließen, erschien von Nicaragua aus ein Hauptmann, Belalcazar, mit seinem Lieutenant, Juan Forez, und führte ihnen eine ansehnliche Verstärkung an Mannschaft und Pferden zu.

Von Coake begaben sich die Spanier nach der Insel Puna, deren Einwohner stark und kriegerisch waren. Anfänglich schien es, als ob diese sie mit aller Freundschaft aufnehmen würden, und bald wäre es den Insulanern gelungen, die fremden Ankömmlinge unter dieser Larve zu täuschen. Der immer wachsame Pizarro entdeckte aber unter der Freundlichkeit dieser Inselbewohner eine Falle zu seinen und der Seinigen Verderben, — wenigstens gab ers dafür aus — und kam ihren Anschlägen zuvor, indem er sie unerwartet überfiel, eine große Menge niedermachte, und einen völligen Sieg über sie davon trug. Gleich darauf kam ein zweiter Hauptmann von Nicaragua, Fernandez de Soto, mit einer noch ansehnlichern Verstärkung von Kriegern an, und nun begab man sich nach Tumbez. Pizarro schmeichelte sich, eben so freundschaftlich, wie das erstemal, hier aufgenommen zu werden. Er irrte sich

aber

aber sehr. Die Feindseligkeiten auf der nahe an der Küste liegenden Insel Puna, wo mehr als 500 vornehme Einwohner von Tumbez, beiderlei Geschlechts, in Spanische Gefangenschaft gerathen waren, hatte sie zur Gnüge belehrt, daß diese Fremdlinge gewiß in keiner friedlichen Absicht zu ihnen kämen; sie hatten daher alle Anstalten getroffen, sich diese ungebetenen Gäste mit Gewalt vom Halse zu schaffen. Pizarro suchte zwar auf alle mögliche Weise das alte gute Vernehmen wieder herzustellen, schickte auch sogar die gemachten Gefangenen unter Begleitung von drei Spaniern zu den Ihrigen zurück: allein man war nun einmal — und das mit Recht — mißtrauisch, und die drei Spanier kamen nicht wieder. Nun glaubte auch Pizarro berechtigt zu seyn, die Maske der Freundschaft abzulegen, und alles mit Feuer und Schwerd zu verwüsten, was ihm vorkam, um die drei hingerichteten Schlachtopfer zu rächen. Er fand zwar vielen Widerstand; aber freilich mußte die Indianische Art, Krieg zu führen, der europäischen Kriegskunst endlich weichen, und nach vielen Treffen, die innerhalb 14 Tagen vorfielen, neigte sich der Sieg auf Spanische Seite. Der Cazike von Tumbez, durch den glücklichen Fortgang der Spanischen Waffen ganz bestürzt, schickte die reichsten Geschenke an Gold und Silber an seine Feinde und bat um Frieden. Pizarro gab Frieden, und zog sich mit dem größten Theile seiner Armee 30 Meilen weiter herunter an den Hafen Payta, den er zu einer Niederlassung sehr bequem fand, an welchem er auch gleich Anstalten zur Erbauung einer Stadt machte, die er St. Miguel nannte. *) Die Caziken

*) Es war die Gewohnheit der Spanier, den Oertern, die sie in fremden Ländern erbaueten, fast jederzeit den Namen irgend eines Heiligen beizulegen, in dessen Namen sie die Eingebornen umbrachten.

Cazifen in der Nähe des Hafens machten zwar auch Mine, die Fremdlinge von sich abzuhalten; einige kleine Scharmützel aber belehrten sie, daß sie es mit ihnen weder an Klugheit noch an Muth aufnehmen könnten. Sie sahen sich also genöthigt, sich ihnen zu unterwerfen und um Frieden zu bitten. — Um alle seine Leute hier beisammen zu haben, schickte Pizarro seinen Bruder Ferdinand nach Tumbez zurück, um die Wenigen, die er da zurückgelassen hatte, nachzuholen. Einige Zeit, nachdem der Grund zu jener Stadt gelegt war, die der Sammelplatz aller von Panama kommenden Spanier seyn sollte, erschienen Abgeordnete von 2 Brüdern aus dem Geschlechte der Ynca's, die mit einander wegen der Erbfolge im Kriege begriffen waren. Wir haben ihre Namen, den zwischen ihnen ausgebrochenen Krieg, nebst seinen Folgen und Wirkungen schon oben (s. 1ste Abth. S. 99 — 105.) ausführlich kennen gelernt; eine Wiederholung davon würde also überflüssig seyn. — Beide nahmen jetzt ihre Zuflucht zu den Spaniern und baten sie um Hülfe. Der General Pizarro ließ alle seine Offiziere zusammen kommen, und mit dem Vorsatze, die Lage der Umstände zu seinem Vortheile zu benutzen, entschloß er sich, auf die Seite dessen zu treten, dessen Macht die des andern übertreffen würde. Dazumal war Atahualpa Sieger, und das Kriegsglück hatte ihm sogar seinen Bruder Huascar gefangen in die Hände gegeben, den er in seinem Gefolge eine Zeitlang mit sich herum führte. Die unglückliche Schlacht, worin Huascar seine Freiheit verlor, war in der Nähe von Tumbez vorgefallen. Jetzt wollte der Sieger, Atahualpa, mit seiner Beute und seinen Gefangenen nach Cusco zurückkehren, und den Thron, den er seinem Bruder geraubt hatte, besteigen, als er von dem Aufenthalt der mächtigen Fremdlinge, zu Payta benachrichtigt ward. Er glaubte, ihre Hülfe zu seinem Vorhaben gut gebrau-

chen zu können, und schickte zu dem Ende eine Gesandtschaft an ihren Anführer. — Huascar, der das traurige Loos ahndete, daß ihm durch seinen Bruder bereitet wurde, und seine Freiheit nicht anders, als nur mit Hülfe der siegreichen Spanier wieder erlangen zu können glaubte, nahm gleichfalls durch eine Gesandtschaft seine Zuflucht zu ihnen, und bat um ihren Beistand zur Wiedereinsetzung in seine ihm geraubten Rechte. — Diese Gesandtschaften waren mit ansehnlichen Geschenken begleitet, und jeder der beiden Brüder bemühete sich, durch Hoffnungen auf noch größere Kostbarkeiten den Anführer der Fremdlinge auf seine Seite zu ziehen. Pizarro, der es, seinem Plane gemäß, mit dem Sieger hielt, ohne vorher Recht oder Unrecht zu untersuchen, machte, — wie Cortez in Mexico — den Anfang mit einer Gesandtschaft und bot dem Ynca die Freundschaft des Königs von Spanien an. Der Peruanische Monarch, durch diese Anträge geschmeichelt — vielleicht auch aus einer gewissen Furcht vor diesen Fremdlingen — gab seinen Unterthanen strengen Befehl, sie aller Orten, wo sie durchziehen würden, prächtig und ehrenvoll zu empfangen. Es bedurfte kaum dieses Befehls zum glänzenden Empfang ihrer nachherigen Unterdrücker, denn die Vorurtheile, welche die Peruaner von den Spaniern hatten, waren diesen überaus günstig. Die Prophezeihung des Viracocha hatte einen so starken Eindruck auf sie gemacht, daß sie beim ersten Anblick der bärtigen Spanier, und ihrer Pferde, sich einander zuriefen: „der Sohn „der Sonne ist gekommen." — Die Pferde sogar hielten sie für heilige Wesen, die nur zum Dienste der wahren Sonnensöhne sich bequemten, und als sie sahen, daß diese an ihrem Gebiß käueten, glaubten sie, daß dergleichen Metalle ihre Speise wären. Sie holeten eine Menge goldner und silberner Stangen, hielten sie den Pferden mit ehrerbietiger Geberde vor, und baten

baten sie, dieselben aufzuessen. Die Soldaten, die bei diesem Spiele nichts verloren, ließen die Peruaner in der Meinung, und ermunterten sie, noch öfterer dergleichen Futter herzubringen, weil das alte schon aufgezehrt sei.

Der Ynca, der sich in der Nähe von Caxamalca in einem seiner Palläste befand, ließ die Gesandten des Spanischen Generals (es waren Ferdinand Pizarro und Ferdinand von Soto) durch einen vornehmen Hofbedienten in Empfang nehmen und mit den sichtbarsten Kennzeichen der tiefsten Verehrung in seinen Pallast führen. Hier wurden sie durch die vielen Kostbarkeiten, die ihnen zu Gesicht kamen, ganz verblendet. Der Ynca saß auf einem goldenen Throne, erhob sich aber bei ihrem Eintritt, umarmte sie und rief: „Capac „Viracocha, seid willkommen in meinen Landen!" — Es wurden ihnen dann gleichfalls goldene Sessel gereichet, und der Ynca wandte sich zu denen, die neben ihm standen und sagte: „Hier sehet ihr das Bild und die „Kleidung der wahren Sonnensöhne, davon unser Vorfahr, Viracocha, geweissaget und die er in einer „Bildsäule darzustellen uns befohlen hat!" — Zwei königliche Prinzessinnen von ungemeiner Schönheit reichten ihnen darauf in goldenen Schalen Erfrischungen allerhand Art und wohlriechende Getränke.

Der erste dieser Gesandten, — Ferdinand Pizarro — stand auf, verneigte sich ehrerbietig, dankte für die ehrenvolle, freundschaftliche Aufnahme, und fieng eine lange Rede an, worinnen er von den zwei größten Europäischen Mächten, dem Pabste und dem Könige von Spanien handelte, die sich beide vereiniget hätten, die Peruaner aus der Sclaverei des Teufels zu befreien und ihnen eine bessere Religion zu lehren, als ihre bisherige. Er vergaß darinnen weder von der Bulle Alexanders VI,

welche die Rechte der Spanier bestätigte, noch von der berühmten Grenzlinie zu sprechen, die eben dieser Pabst, um alle Streitigkeiten der Portugiesen und Spanier über die noch zu entdeckenden Länder in Amerika, gezogen hatte*) und was dergleichen Unsinn mehr war, wovon Atahualpa auch nicht ein Wort verstand, zumal, da es ihm durch die Unwissenheit des Philippillo**) so äußerst absurd und unverständlich verdollmetschet wurde. Er antwortete auf diese Rede nur kurz, jedoch mit aller Höflichkeit, versprach den Gesandten, am folgenden Tage selbst zu ihrem Anführer zu kommen und entließ sie.

Als der Gouverneur, Franz Pizarro, bei Zurückkunft der Gesandten erfuhr, daß der Ynca zu ihm kommen wollte, traf er alle Anstalten, um demselben einen hohen, furchtbaren Begriff von seiner Uebermacht zu geben. Seine 60 Reuter, die er bei sich hatte, theilte er in 3 Compagnien, jede zu 20 Mann, und machte seinen Bruder Ferdinand, Soto und Belalcazar zu Anführern derselben. Er ließ sie hinter einer alten Mauer sich in Ordnung stellen, damit sie von den Ankommenden nicht sogleich gesehen werden, sondern durch ihr plötzliches Hervortreten sie desto eher bestürzt machen möchten. Er selbst stellte sich an die Spitze der Fußvölker, die in völliger Schlacht-

ordnung

*) S. 1sten Bandes 2te Abtheil. Seite 337.

**) Dieser Philippillo war ein junger Indianer von Puna, den man da zum Gefangenen gemacht, in der christlichen Religion, so wie im Spanischen unterrichtet und ihn bei der Taufe den Namen Philipp oder Philippillo gegeben hatte. Er war aus der geringsten Volksklasse, verstand also die eigentliche Hofsprache gar nicht, und wenn er daher die Reden des Ynca verdollmetschen sollte, setzte er gemeiniglich Dinge hinzu, die diesem niemals eingefallen waren. Seine Unwissenheit, so wie auch sein schlechter Charakter, gaben auch deshalb in der Folge oft zu vielen Verwirrungen und Unheil Anlaß, wie denn das im Gange der Geschichte vorkommen wird.

ordnung aufmarschiren mußten, und in dieser Stellung erwartete er die Ankunft des Ynca.

Mit Anbruch des Tages erschien ein neuer Abgesandter des Atahualpa, der dem Gouverneur reich besetzte Halbstiefeln und goldene Armbänder überbrachte, und ihn ersuchte, sich damit zu schmücken, damit der Ynca ihn daran erkennen könne. Dieser Gesandte war ein Bruder des Atahualpa und hieß Titu Autachi. Das Geschenk, das er zugleich mit überbrachte, bestand in Lebensmitteln, Korn, kostbaren Stoffen, schön gefiederten Vögeln und andern seltenen Thieren des Landes; ferner aus goldenen und silbernen Gefäßen, Schaalen und großen Becken, einer großen Menge von Türkissen und Smaragden; — kurz, es gab den Spaniern deutlich zu verstehen, daß der Herr, der solche Kostbarkeiten so freigebig und verschwenderisch austheilen könne, unendliche Reichthümer besitzen müsse.

Endlich erschien der Ynca selbst, getragen auf einem goldenen Sessel, zunächst begleitet von den Vornehmsten des Hofes und umgeben von einer Menge Kriegsvölker, die in 4 Haufen getheilt waren, deren jeder 4000 Mann enthielt. Einer dieser Haufen gieng voraus, zwei andere giengen ihm zur Seite, und der vierte machte den Beschluß. Der Zug selbst gieng äußerst langsam und feierlich und brachte auf eine Ecke von etwa einer Meile, volle 4 Stunden zu. Als sie dem Gouverneur nahe genug waren, machten sie Halt, der Ynca stieg von seinem Sessel herunter und näherte sich ganz allein. Als er die Spanier in Schlachtordnung sah, sagte er zu denen, die zunächst um ihn standen: „dies sind Gesandte der „Gottheit, hütet euch, sie zu beleidigen: gewinnet sie „nur durch Höflichkeit und Freundschaft!“

In diesem Augenblicke näherte sich ein Geistlicher, Namens Vincent de Valverde, um mit dem Ynca

zu sprechen. In der einen Hand hielt er das Crucifix, in der andern sein Gebetbuch. Seine, in Gestalt einer Krone verschnittenen Haare fielen dem Ynca sehr auf, und er erkundigte sich bei einigen seiner Leute, die schon vorher einigemal bei den Spaniern gewesen waren, was dies für ein Mann sei, damit er ihm die gebührende Ehre erzeigen könnte. Diese sagten ihm, daß es ein Abgesandter des Pachacamak sei. — Der Pater hielt sofort um die Erlaubniß an, reden zu dürfen, die ihm auch augenblicklich verstattet wurde. Und nun fieng er eine lange Predigt an, voll des schwülstigsten Unsinnes, worin er von Adams Falle, von Erlösung der Menschen, von der Macht des Pabstes, und von der Hoheit des Königs von Spanien, in einer so wunderlichen und abentheuerlichen Mischung handelte, daß selbst denen, die diese Sprache gewohnt waren, Zeit und Weile zu lange währte, und der Ynca (der nicht nur kein Wort davon verstand, sondern dem auch der religiöse Unsinn durch die Ungeschicklichkeit des Phillippillo obendrein noch sehr übel verdollmetschet ward) anfieng, sichtbare Zeichen des Verdrusses darüber blicken zu lassen. Nichts desto weniger fuhr der Redner in seinem heiligen Eifer fort, die geheimnißvollesten Lehren seiner Religion auszukramen, den Ynca zum unbedingten Bekenntnisse derselben aufzufordern, und ihn, im Falle der Weigerung, wie Moses den Pharao, mit Ankündigung der ärgsten Verwüstungen seiner Länder, und mit dem Umsturz seiner ganzen Herrschaft zu bedrohen.

So wenig der Ynca sich aus dem Gewäsch des Paters und aus der elenden Uebersetzung des Dollmetschers hatte verständigen können, so machte ihn dennoch die letzte Drohung, von Zerstörung seines Reichs, die er allein begriffen hatte, ziemlich stutzig. Er gab indessen eine sehr bescheidene Antwort, worin er erklärte, daß er von den vielen, ihm ganz unbekannten Dingen, die man ihm vorge-

vorgetragen, viel zu wenig begriffen habe, als daß er jetzt gleich im Stande seyn sollte, seine Meinung darüber an den Tag zu legen; er bäte daher um Zeit zum Nachdenken und um nähere Belehrung.

Unterdessen waren mehrere Spanische Soldaten — denen vermuthlich die Geduld bei Anhörung jener unsinnigen Rede des Paters vergangen seyn mochte — aus ihren Gliedern getreten, und hatten einen kleinen Thurm erstiegen, auf welchem sie einen mit Goldplatten behangenen Götzen gewahr geworden waren: diesen fiengen sie an zu plündern. Die zunächst stehenden Indianer, die diese Verwegenheit als eine Entheiligung ihrer Gottheit ansahen, geriethen in große Bewegung, murrten laut, und liefen den Räubern nach, um sie zurückzujagen. Allein der Ynca rief ihnen zu und verbot ihnen, die Fremdlinge zu mißhandeln. Der Pater, der über diesen Lärmen unruhig wurde, und gern sein Bekehrungsgeschäft noch fortgesetzt hätte, suchte dem Auflauf dadurch Einhalt zu thun, und die Ruhe wieder herzustellen, daß er seinen Platz verließ, und den Spaniern zurief, den Indianern kein Leid zu thun. In der einmal entstandenen Verwirrung aber verstand man seinen Zuruf ganz unrecht, und hielt ihn für eine Aufmunterung zu Feindseligkeiten. In dieser Meinung stürzten die Spanier auf die Indianer ein und fiengen ein ganz unnöthiges und unbarmherziges Gemetzel unter ihnen an. Der Ynca rief zwar seinen Leuten zu, sich zurückzuziehen und sich durchaus nicht zur Wehre zu setzen; allein eben dieser Befehl wurde durch die Ungeschicklichkeit oder Bosheit des Dollmetschers für eine Aufforderung zur Gegenwehr ausgegeben, und nun stieg die Verwirrung noch höher. Der Befehl des Ynca ward indessen so genau beobachtet, daß von den 160 Spaniern, die doch von wenigstens 16000 Indianern umringt waren, nicht einmal einer getödtet oder verwundet wurde. Die In-

dianer begnügten sich blos damit, sich zurückzuziehen, und den Tragsessel ihres Königs zu umgeben, damit diesem kein Leid geschähe. Ehe sie aber noch völlig dazu kommen konnten, drängte sich Franz Pizarro durch sie hin, bis zu dem Ynca, faßte ihn mit unglaublicher Frechheit am Arm, riß ihn vom Tragsessel herunter und führte ihn mit sich fort. — Kaum sahen die Indianer ihren König in den Händen seiner Feinde, so ergriffen sie eiligst die Flucht. Die Spanier setzten ihnen nach, und hieben unbarmherzig alles nieder, was ihnen vorkam, so daß an diesem Tage mehr als 4000 Indianer durch die Wuth der Spanier auf ihrer Flucht umkamen. Die Eile und das Aufdrängen der Fliehenden war so groß, daß sie eine hohe Mauer, die ihnen auf ihrer Flucht im Wege stand, einstürzten, wodurch denn auch eine beträchtliche Menge verwundet und zerschmettert wurde.

So war denn Atahualpa des Pizarro Gefangener, seine ganze Armee war in Unordnung gebracht, und jetzt schien das Schicksal von Peru entschieden zu seyn. Der Uebermuth der Spanier wuchs durch den geringen Widerstand, den sie erfahren hatten, dergestalt, daß sie am folgenden Tage ins Lager des Ynca zogen, es rein ausplünderten, und die Sonnenjungfrauen, die sie hin und wieder in den Städten, wo Sonnentempel waren, vorfanden, öffentlich schändeten. Kurz, sie zeigten sich als die wildesten Barbaren, als Räuber und Ungeheuer, denen auch nichts in der Welt mehr heilig war, sobald sie es ihrer unersättlichen Habsucht und Wollust zum Opfer bringen konnten.

Die einzige Bitte, die der gefangene Ynca an seinen Tyrannen that, war die, ihn menschlich und edel zu behandeln, und dem fernern, unnöthigen Blutvergießen Einhalt zu thun. Pizarro tröstete ihn und gab

gab ihm die lebhaftesten Freundschaftsversicherungen, die aber durch seine Thaten widerlegt wurden. — Inzwischen merkte der Ynca sehr bald, daß Durst nach Gold und Silber der Spanier herrschende Leidenschaft war. Er bot daher dem Pizarro eine Ranzion für sich an, die darin bestand, daß er versprach, den Saal, worin er gefangen saß (der 22 Fuß lang und 16 Fuß breit war) so hoch er mit der Hand reichen könne, mit goldenen und silbernen Gefäßen anzufüllen. Pizarro nahm diesen Antrag an und bezeichnete die Linie an den Wänden des Zimmers mit eigner Hand. Sogleich ergiengen Befehle von dem Ynca, alles Gold und Silber, so viel sich in der Geschwindigkeit anschaffen ließe, herzubringen, und kaum waren diese Befehle gegeben, als auch schon eine Menge von Indianern mit schweren Körben beladen, von allen Seiten herzuströmten, und ihre Schätze in den Saal ausschütteten. Weil aber das in der Nähe befindliche Gold und Silber noch lange nicht zureichte, den ganzen Raum bis an die bezeichnete Linie, auszufüllen; so ergiengen von dem Ynca neue Befehle, alle Kostbarkeiten von Cusco, Quito und andern Orten, die zur Auszierung der Tempel gesammelt waren, nach Caxamalca zu liefern. Eine Menge Lastträger machten sich sogleich auf den Weg, den Befehl ihres Königs zu erfüllen. Die Zeit ihrer Zurückkunft dauerte aber der Spanischen Ungeduld und Habsucht viel zu lange, und man vermuthete, daß dies nur eine List des Ynca sey, um Zeit zu seiner Befreiung zu gewinnen. Pizarro selbst ließ sich dies sehr deutlich gegen ihn merken, und ohngeachtet ihn der Ynca versicherte, daß die Städte Cusco und Quito über 200 Stunden von Caxamalca entfernt lägen, daß es also nicht möglich wäre, in so kurzer Zeit wieder zurückzukommen, zumal da die Lastträger über hohe und unwegsame Gebirge gehen müßten, konnte er dennoch seine Ungeduld, seine brennende Begierde,

und

und seinen Verdacht nicht unterdrücken, und fieng mit jedem Tage von neuem an, seine Bedenklichkeiten über diese Verzögerung zu äußern. „Gut — sagte endlich einst der Ynca zu ihm — willst du meinen Worten nicht „glauben, so schicke von den Deinigen etliche sichere „Leute ab, und laß zusehen, ob ich dich mit einer Un„wahrheit hintergangen und dir die Entfernung der „Oerter zu groß angegeben habe.“ — Als Pizarro auch hier Bedenklichkeiten fand, seine Landsleute den Gefahren einer so weiten Reise, unter fremden Völkern, bloszustellen, erwiederte der Ynca: „Was besorgst du „denn? Bin ich, nebst meinen Weibern, Kindern und „Brüdern, nicht in deinen Händen? — Sind wir alle „dir nicht Geisel genug?“ — — Diese Aeußerung bewog denn endlich 2 Spanier, Soto und Barco, sich zu dieser Reise freiwillig anzubieten. Damit ihnen auch unterwegens mit der größten Achtung begegnet werden möchte, bestand der Ynca darauf, sich einen seiner Tragsessel zu bedienen.

Einige Tagereisen von Caxamalca stießen sie auf einen Haufen von des Atahualpa Kriegern, die dessen Bruder, Huascar, gefangen bei sich führten. Als dieser erfuhr, wer diejenigen waren, die mit des Königs Tragsessel reisten, wünschte er mit ihnen zu sprechen. Man erfüllte sein Begehren; und als beide Spanier ihm erklärt hatten, daß es die Absicht ihres Generals sei, die strengste Gerechtigkeit im Lande zu handhaben; so unterrichtete sie der Ynca von der Gerechtigkeit seiner eignen Sache und fieng an, sich über den König, seinen Bruder, zu beschweren. Zugleich ersuchte er sie, wieder umzukehren, und den General zu bewegen, ihn gegen seinen Kronenräuber Atahualpa in Schutz zu nehmen. Er fügte die Versicherung hinzu, daß er, im Fall der Gewährung seiner Bitte, nicht nur dasjenige, was sein Bruder versprochen habe, erfüllen, sondern

noch

noch so viel Gold hinzufügen wolle, daß der Saal mit goldenen Gefäßen bis an die Decke angefüllt seyn sollte. — Ein Versprechen, welches das des Atahualpa wenigstens dreifach übertraf. — In der That war er auch mehr, als sein Bruder, im Stande, seine Zusage zu halten, denn er hatte alle Schätze seines Vaters in seinen Händen: sie waren aber so verborgen, daß Niemand, als er allein, ihren Aufenthalt wußte, denn alle, die davon Kenntniß gehabt hatten, waren aus dem Wege geräumt. — Die beiden Spanischen Hauptleute hatten aber ihre gemessenen Befehle, durften daher auf des Huascar Vorschläge nicht hören, sondern mußten ihre Reise fortsetzen. Die Krieger des Atahualpa, die dieses Versprechen ihres Gefangenen als gefährlich für ihren Gebieter erkannten, schickten sogleich einige ab, und gaben ihm von dieser Unterredung Nachricht. Atahualpa fand ihre Bedenklichkeiten gegründet, und sah ein, daß alsdann, wenn seines Bruders Erbietungen bei den Spaniern, deren Unersättlichkeit er nun kannte, Gehör finden sollten, er ohnfehlbar verloren seyn würde. Dies zu verhindern, beschloß er, den Tod seines Bruders zu beschleunigen, vorher jedoch auszuforschen, wie die Spanier denselben aufnehmen würden. Mit allen Zeichen der Betrübniß und unter einem Strom von Thränen entdeckte er dem Pizarro, daß sein Bruder durch einige seiner (des Atahualpa) Leute ums Leben gekommen sei. Pizarro ließ sich fangen, fieng an, ihn darüber zu trösten, und den Tod des Huascar sogar als vortheilhaft für ihn, zu schildern. Kaum merkte Atahualpa aus diesem Benehmen, daß Huascars Tod bei den Spaniern wenig Aufsehen machen würde, — weil sie von seinen hohen Erbietungen noch nicht unterrichtet waren — als er auch insgeheim einige seiner Leute abschickte, die das Urtheil des Todes an dem Huascar so schleunig vollzogen, daß man nicht mit

Gewiß-

Gewißheit sagen kann, ob jenes Spiel mit dem Pizarro dieser Unthat vorhergegangen, oder ihr gefolgt sei. Genug, Huascar mußte sterben, ehe er im Stande war, den Spaniern jene ungeheuren Schätze zu überliefern, deren Aufenthalt keinem, als ihm ganz allein bekannt war.

Während die beiden Spanier, Soto und Barco, ihren Weg nach Cusco fortsetzten, schickte der Gouverneur mehrere kleine Detaschements in die entferntern Provinzen des Königreichs, um Erkundigungen über das Land einzuziehen, und sich aller Kostbarkeiten zu bemächtigen, die man antreffen würde. Eins dieser Detaschements hatte den Bruder des Gouverneurs, Ferdinand, zum Anführer. Dieser kam nach Pachacama, wo er einen Tempel voller Reichthümer antraf, die er alle zu sich nahm. Ueberdies kamen täglich mehrere Peruaner mit Gold und Silber beladen, nach Caxamalca, um die Ranzion für ihren König voll zu machen. Alles Gold und Silber wurde geschmolzen und in Stangen gegossen, außer einige künstlich gearbeitete Stücke, die zu einem Geschenk für den Kaiser bestimmt wurden. Von dem übrigen ward ein Fünftel für die Krone zurückgelegt, eine Million und 528500 Piasters *) an Werth aber unter die Soldaten des Pizarro vertheilt. Jeder Reuter bekam zu seinem Antheil den Werth von 8000 Piaster, und jeder Infanterist den von 4000. Viele von diesen Soldaten, die in solcher Geschwindigkeit so reich geworden waren, und reicher, als sie je hatten hoffen können, wünschten ihren Reichthum in Ruhe zu genießen und verlangten ihren Abschied, um nach Spanien zurückkehren zu können. Pizarro gestattete dies sechzigen von ihnen, denn er wußte wohl, daß

*) Piaster war damals eine eben so große Summe, wie heut zu Tage ein Pfund Sterling.

daß durch diese eine ungleich größere Anzahl goldgieriger Leute gereizt werden würden, nach Peru zu kommen, und als Soldaten unter ihm zu dienen. — Dieser plötzliche und übermäßige Reichthum der Soldaten war übrigens die Ursache, daß Ueppigkeiten und Laster aller Art einrissen. Besonders fand die Spielsucht hier ihre rechte Befriedigung, und nie sahe man, selbst unter den gemeinsten Soldaten, so außerordentlich hohe Spiele. Viele setzten ihren ganzen Antheil an der gemachten Beute auf eine einzige Karte oder auf den Zufall der Würfel, und verspielten in einem Augenblick alles, was ihnen gehörte. Die große Menge des Goldes war außerdem noch der Grund, daß alles ganz übermäßig theuer wurde. Ein einziges Pferd verkaufte man zu vier bis fünftausend Ducaten, und so nach Verhältniß alles Uebrige. Kurz, dieser übergroße allgemeine Reichthum brachte bei den Spaniern, die seiner nicht gewohnt waren, und ihn nicht anzuwenden verstanden, mehr Unheil und Unordnung hervor, als es je die bitterste Armuth hätte thun können, und ihre unersättliche Begierde, des Goldes immer mehr zu bekommen, verleitete sie zu den größten Thorheiten und schrecklichsten Ungerechtigkeiten. Mit einem Worte: sie waren mitten im Besitz der größten Schätze nichts weniger, als glücklich.

Indessen hatte Diego Almagro schon längst Nachricht von dem glücklichen Fortgange der Waffen seines Bundesgenossen, und von den in Peru erbeuteten unermeßlichen Schätzen erhalten. Er war also von Panama aufgebrochen, theils um dem Gouverneur eine Verstärkung zuzuführen, theils auch um Antheil an der reichen Beute zu nehmen, die jener unterdessen gemacht hatte. Er kam gerade zu der Zeit mit seiner Mannschaft in Caxamalca an, als man mit Vertheilung der eroberten Schätze beschäftiget war. Er sahe die ungeheure Menge Goldes, und erwartete, als Bundesgenoß des

Pizarro, mit ihm zu gleichen Theilen zu gehen. Diese Hoffnung aber betrog ihn. Die Soldaten des Pizarro behaupteten sogar, daß es unbillig wäre, wenn man die Neuangekommenen an Belohnungen Antheil nehmen ließe, um die sie sich nicht die geringste Mühe gegeben hätten. Um jedoch den Almagro nicht ganz vor den Kopf zu stoßen, weil seine, und seiner Leute Ankunft für den Pizarro jetzt so erwünscht war, übergab man ihm an Gold etwa für 100000 Piasters an Werth, welches er unter seine Soldaten vertheilte. Diese Zurücksetzung verdroß aber den Almagro dergestalt, daß er sichs vornahm, bei erster schicklicher Gelegenheit, sich an den Pizarro, den er ohnehin im Herzen haßte, aufs empfindlichste zu rächen. Für jetzt hielt ers der Klugheit gemäß, zu schweigen, und den Heuchler gegen ihn zu spielen.

Endlich war beinahe so viel Gold zusammengebracht, als zur Ranzion des Königs erfordert wurde, und dieser hoffte nun, wiewohl vergebens, seine Freiheit wieder zu erhalten. Pizarro dachte vielmehr ins geheim darauf, ihn des Lebens zu berauben, denn die Bewachung dieses Gefangenen machte den Spaniern viele Mühe, und sie hielten es für unnütz, ihn länger am Leben zu lassen. Dazu kam noch der Umstand, daß die beiden Spanischen Hauptleute, die Pizarro nach Cusco geschickt hatte, wieder eintrafen, und eine solche Beschreibung von der unglaublichen Menge Goldes machten, das sie in den dortigen Tempeln und Pallästen angetroffen hatten, daß in den Gemüthern aller Spanier, besonders des Pizarro und Almagro, die brennendste Begierde entstand, sich dieser unermeßlichen Schätze zu bemächtigen. *) Dies alles

*) Und doch war dieser ganze, ungeheure Vorrath an Kostbarkeiten, weiter nichts, als ein Ueberbleibsel jener unermeßlichen Reichthümer, die, wie bereits ist erinnert worden, Huascar in Verwahrung gebracht, und Niemanden den Ort

alles konnte durch einen einzigen Befehl des Atahualpa in Sicherheit gebracht werden, und dies zu verhindern, gab Almagro den Rath, ohne auf die vollständige Ranzion des Königs zu warten, sich seiner sobald als möglich, zu entledigen, damit man von der Unruhe befreiet werden möchte, die sein längeres Leben etwa verursachen könnte. Man würde von Seiten des Gouverneurs sowohl, als des Almagro gewiß unverzüglich zur Ausführung dieses Vorsatzes geschritten sein, wenn nicht der unglückliche, beklagenswerthe König selbst unter den Spaniern noch einige Beschützer gehabt hätte, die ihm das Wort redeten, und seine Hinrichtung als unverantwortlich darstellten, und wenn nicht selbst Ferdinand, des Pizarro Bruder, sich zu seinem nachdrücklichsten Vertheidiger aufgeworfen hätte. So lange dieser in der Nähe blieb, war das Leben des Atahualpa in Sicherheit; aber leider nur zu bald kam der Zeitpunkt, wo dieser wirklich edeldenkende Mann sich aus dem Lande entfernen mußte. Der Gouverneur hatte ihn dazu ausersehen, nach Spanien zu reisen, dem Kaiser seinen Antheil an der gemachten Beute, nebst den übrigen kostbaren Geschenken zu übergeben, so wie auch die 60 Verabschiedeten in ihr Vaterland zurückzubringen, und ihm dagegen eine neue Verstärkung zuzuführen. Atahualpa erschrack, als er die Nachricht von der bevorstehenden Abreise seines Beschützers, Ferdinand, bekam, denn auf diesen setzte er sein ganzes Vertrauen. Und als derselbe zu ihm gieng, um Abschied von ihm zu nehmen, fiel er ihm weinend um den Hals und sagte: „du reisest weg, Hauptmann! und ich bin verloren. Zu-

„ver-

Ort ihres Aufenthalts entdeckt hatte. Es waren blos solche Geräthschaften, die entweder unmittelbar zu den Tempelgütern gehörten, oder die er nicht der Mühe werth geachtet hatte, in Sicherheit zu bringen.

„verlässig werden der Dickbauch und der Einäugige mich „in deiner Abwesenheit tödten.“ (Der Dickbauch war der kaiserliche Schatzmeister, Alfons de Requelme, und der Einäugige, Almagro, der bekanntlich in einem Scharmützel mit den Indianern ein Auge verloren hatte.) — Kaum war auch Ferdinand abgereist, als der Gouverneur die ernstlichsten Anstalten zur Hinrichtung seines Gefangenen machte, zu der man Gründe genug zu haben vorgab. Eigentlich aber waren es nur die übeln Nachreden des verrätherischen Philippillo, die ihn stürzten, und seinen Tod beschleunigten. Dieser Elende hatte sich in eine der Gemalinnen des Königs verliebt, und die Leichtigkeit, mit ihr zu reden, so wie die Achtung, die er vom Pizarro genoß, hatten ihm Eingang bei ihr verschaft. Atahualpa erfuhr die Kunstgriffe, die dieser Treulose angewandt hatte, seine Gemalin zu gewinnen, beschwerte sich deshalb bei dem Gouverneur sehr bitter über ihn, und verlangte Genugthuung für diese Beschimpfung, die nach den Landesgesetzen nicht anders als durch den Tod dieses Verräthers geleistet werden konnte. Pizarro, dem nichts heilig war, als sein eigner Nutzen, hörte kaum auf die Klage des beleidigten Ynca, und gab dem Philippillo blos Nachricht davon, anstatt daß er ihn hätte darüber verhören und nachdrücklich bestrafen sollen. Dieser dachte denn auch auf nichts als Rache und suchte alles hervor, sich seinen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, welches ihm um desto leichter gelingen mußte, da der Sinn des Gouverneurs auf nichts angelegentlicher, als auf den Tod des Ynca gerichtet war. Eine Ursache zur Anklage fand sich bald. Es wurde das Gerücht ausgesprengt, daß Atahualpa in den entferntern Provinzen des Reichs Truppen zusammen ziehen lasse, um damit die Spanier, ehe sie sichs versähen, zu überfallen und umzubringen. Dies Gerücht brachte Philippillo dem Gouverneur zu Ohren, und rieth

rieth ihm an, auf seiner Hut zu sein, ehe diese geheime Verschwörung des Ynca gegen sein und aller Spanier Leben, zum Ausbruch käme. — Mehr war nicht erforderlich, das Schicksal des unglücklichen Fürsten zu entscheiden, gegen den der Gouverneur ohnehin seit einiger Zeit den unversöhnlichsten Haß hegte, der folgende Ursache hatte. Atahualpa besaß ungemein viel natürlichen Verstand, dem nur jene feinere Europäische Politur fehlte, (die freilich besser als die des Pizarro und seiner nobeln Consorten hätte sein müssen) um unter den ersten Genies keinen unbedeutenden Rang einzunehmen. Er schloß sich daher auch am liebsten an diejenigen unter den Spaniern an, die vermöge ihrer bessern Erziehung mehr Kenntnisse und Feinheit der Sitten hatten, als Franz Pizarro und andere. Besonders lieb hatte er den Ferdinand Pizarro und Fernandez Soto, denn diese besaßen neben einem Vorrath nützlicher Kenntnisse, (die selbst dem ungeübten Blicke eines Peruanischen Fürsten nicht entgiengen) auch außerordentlich viel Feinheit der Sitten, und begegneten den Ynca stets mit dem ihm gebührenden Respekt; sobald aber Franz Pizarro erschien, dem die Unwissenheit und die groben Sitten seiner frühern Jugend noch im hohen Grade anhiengen, war er sogleich furchtsam und zurückhaltend, und endlich sahe er ihn sogar mit Verachtung an. Daß die Europäer lesen und schreiben konnten, gefiel ihm ganz außerordentlich, nur konnte er nicht begreifen, ob dies ein natürliches oder ein durch Fleiß und Erziehung erworbenes Talent sei. Eines Tages ließ er sich den Namen Gottes von einem Soldaten in Spanischer Sprache auf den Nagel seines Daumen schreiben, und alle, die zu ihm hereinkamen, fragte er, wie dies hieße. Alle sagten es ihm, und lasen das Wort auf einerlei Art. Endlich kam auch Franz Pizarro zu ihm, und nach einigen andern Unterredungen, hielt ihm

der König den Finger hin, und bat ihn, das Wort zu lesen, das auf seinem Nagel stände. Der Gouverneur aber, der nicht lesen konnte, war nicht vermögend zu antworten. Daraus machte denn Atahualpa den Schluß, daß diese Wissenschaft keine angeborne, sondern eine erworbene, und eine Frucht der Erziehung sein müsse. Ja er gieng in seinen Schlüssen noch weiter, und urtheilte, daß ein Mensch, dem dieses Talent mangele, von noch geringerer Geburt und Erziehung, als die gemeinsten Soldaten, sein müsse; und weil dies der Fall des Gouverneurs war, so entstand in dem Herzen des Ynca eine solche Verachtung gegen den Pizarro, die er in jeder Hinsicht zwar reichlich verdiente, die nur der König nicht vorsichtig genug verbarg. Der Stolz des erstern konnte diese Verachtung nicht verdauen, er fieng an, ihn aufs äußerste zu hassen, und so war auch dieser Umstand Schuld, daß mit dem Todesurtheil des unglücklichen Fürsten so sehr geeilet ward.

Um jedoch der Sache einen Anschein des Rechts zu geben, wurde ein ordentlicher Proceß gegen den Ynca eingeleitet, und Pizarro setzte eine Commission nieder, die seine Sache untersuchen, und ihn dann richten sollte. Die Anklagepunkte bestanden darin: 1) Daß er als ein Bastart den rechtmäßigen Thronerben verjagt, und die königliche Würde usurpiret hätte. 2) Daß er seinen Bruder, den rechtmäßigen Beherrscher des Landes, habe umbringen lassen. 3) Daß er ein Abgötter sei und Menschenopfer befohlen habe. 4) Daß er eine Menge Beischläferinnen halte. 5) Daß er seit seiner Gefangennehmung die Einkünfte des Königs von Spanien zu seinem Gebrauche verwendet hätte, die doch den Eroberern von Rechtswegen zugehörten. Und 6) daß er seine Unterthanen aufgewiegelt hätte, die Waffen gegen die Spanier zu ergreifen.

Man weiß fast nicht, was man zu einer so dreisten Unverschämtheit, einem Monarchen, über den man in keinem Betracht einige Gerichtsbarkeit haben konnte, solche zum Theil unwahren, zum Theil aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtete Beschuldigungen, zur Last zu legen, denken oder sagen soll. Doch genug; — Atahualpa wurde von seinen Richtern für schuldig erklärt, und verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Der Pater Valverde unterschrieb dies Todesurtheil und nahm es auf sich, ihm dasselbe anzukündigen. Atahualpa nahm seine Zuflucht zu Thränen, Bitten und Versprechungen, und begehrte, daß man ihn nach Spanien schicken und dem Kaiser die Entscheidung seines Schicksals überlassen sollte; allein Pizarro kannte kein Mitleiden, sondern befahl, das Urtheil ohne Aufschub zu vollziehen. Valverde erschien nun noch einmal, um den Verurtheilten zu trösten und zu bekehren, versprach ihm auch Linderung des Urtheils, wenn er die christliche Religion annehmen und sich taufen lassen wollte. Die Todesfurcht ließ dem Unglücklichen keine Wahl; er fügte sich in des Paters Willen, empfing die Taufe, und wurde, Statt des Feuers, mit den Strange hingerichtet.

Zur Ehre der Spanischen Nation muß man indessen gestehen, daß selbst viele von ihnen gegen dies ungerechte und harte Urtheil mit allem Ernst protestirten, und alle nur möglichen Gründe hervorsuchten, dasselbe rückgängig zu machen. Diejenigen aber, die alle Gewalt in den Händen hatten, fanden Mittel, sie zu übertäuben. Sie droheten ihnen, sie bei Hofe als Verräther anzuklagen, die sich dem Wachsthum der Hoheit des Kaisers und der Vergrößerung seines Reichs widersetzen wollten. Sie behaupteten, daß sie durch den Tod des Atahualpa sich seines Reichs und ihres Lebens versicherten, da sie

im Gegentheil beides verlieren könnten, wenn sie ihn am Leben ließen. Sie versicherten, daß sie beflissen sein würden, dem Kaiser von ihrer, seinem Vortheile so nachtheiligen Widersetzlichkeit Nachricht zu geben, damit er seine ihm ergebenen Diener von Verräthern unterscheiden, und jedem seinen verdienten Lohn geben könne. Durch diese und mehrere eben so seichte Gründe, wurden jene besser denkenden zum Schweigen gebracht, und die Tyrannei behielt auch hier, der Gerechtigkeit zum Trotze, die Oberhand.

Eilftes Kapitel.

Nächste Folgen der Anarchie in Peru. — Ruminagui und Quisquiz. — Ihre Anstalten, die Herrschaft an sich zu reißen. — Des Benalcazar Plan auf Quito. — Gleiche Absichten des Pedro Alvarado. — Entstandenes und glücklich gehobenes Misverständniß zwischen ihm und Almagro. — Sieg über den Quisquiz. — Verhalten des Pizarro gegen den Alvarado. — Wirkungen der Reise des Ferdinand Pizarro nach Spanien. — Daraus entstandene Mishelligkeiten zwischen Franz Pizarro und Almagro. — Endliche Stillung derselben. — Gründung und Erbauung der Stadt Lima. — Almagros Anstalten zur Eroberung von Chili. — Neue Unruhen, durch den Ynca Manco Capac veranlaßt. — Belagerung der Hauptstadt Cusco. — Ankunft des Almagro vor Cusco. — Eroberung der Stadt und Gefangennehmung der Pizarros. — Alvarado's Niederlage. — Ankunft des Franz Pizarro. — Hitziges Gefecht zwischen Pizarro und Almagro, Niederlage und Gefangennehmung des Letztern. — Hinrichtung des Almagro. — Folgen derselben. — Anstalten des Franz Pizarro zur Vergrößerung seines Gebiets. — Unglückliche Reise des Gonzalez Pizarro. — Treulosigkeit des Orellana. — Verschwörung des jungen Almagro und seiner Freunde gegen des Marquis Leben. — Gewaltsame Ermordung des Letztern. — Folgen derselben. — Ankunft des Vacca de Castro in Peru. —

Der Tod der beiden Brüder Yncas, beraubte die Indianer ihrer bisherigen glücklichen und weisen Regierungsverfassung und ließ sie ohne alle Stütze. Zu ihrem eignen Unglück hatte jene Weissagung des Viracocha einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihre Gemüther gemacht, daß sie ihre Unterdrücker, die Spanier, trotz aller Tyranneien, die sie verübten, und trotz aller Unregelmäßigkeiten, deren sie sich schuldig machten, dennoch

noch als rechtmäßige Söhne der Sonne betrachteten, denen sie nicht genug Unterwürfigkeit und Gehorsam zu leisten, sich verbunden fühlten. Die unausgesetzte Ehrerbietung, mit der das Volk die Feinde und Zerstörer seines Landes und seiner ganzen bürgerlichen Glückseligkeit begegnete, glich daher noch immer einer wahren Anbetung. Nur wenige befanden sich unter ihnen, die heller dachten, die die Spanier für das, was sie wirklich waren, ansahen, und List oder Gewalt anzuwenden beschlossen, die Macht dieser Tyrannen zu schwächen. Vielleicht suchte auch einer oder andere bei dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen, und in diesem Zustande der allgemeinen Anarchie einen höhern Grad von Macht und Ansehen an sich zu reißen, als ihm in der alten Ordnung der Dinge nach den Gesetzen gebührte. Dies war besonders der Fall mit den zwei vornehmsten Feldherrn des Atahualpa, dem Ruminagui und Quisquiz. Der erstere hatte schon zu der Zeit, als Atahualpa zu Caxamalca gefangen saß, mit einer ansehnlichen Armee sich nach Quito begeben, und sich mit Gewalt von der Stadt Meister gemacht, in welcher noch verschiedene Kinder des Atahualpa sich befanden. Kurz zuvor, ehe Pizarro diesen den Proceß machte, schickte er seinen Bruder Yllescas dahin, die Kinder abzuholen. Ruminagui aber behielt demohngeachtet nicht nur die Kinder des gefangenen Ynca in seiner Gewalt, sondern bemächtigte sich auch des Yllescas, und nahm ihm in der Folge das Leben. Dasselbe that er mit einigen Hauptleuten, die den Leichnam des erdrosselten Königs nach Quito brachten. Kurz vor seinem Tode hatte der unglückliche Monarch sichs von seinen Henkern, den Spaniern ausgebeten, daß sein Leichnam gleich nach seiner Hinrichtung einigen seiner treusten Hauptleute überliefert, und nach Quito ins Begräbniß seines Vaters gebracht werden möchte. Gegen dies letzte Verlangen des Ata-

hualpa konnten die Spanier um so viel weniger etwas einzuwenden haben, da ihnen daraus nicht der geringste Nachtheil erwuchs. Gleich nach vollzogener Hinrichtung nahmen also etliche der getreusten Feldobersten des Ermordeten, den entseelten Körper ihres Gebieters und brachten ihn nach Quito. Ruminagui empfieng sie mit großer Ehrerbietung, ließ dem Leichnam des Königs ein prächtiges Leichenbegängniß halten, beschloß dasselbe auch, den Landesgebräuchen gemäß, mit einem großen Gastmale, wobei er aber die Hauptleute berauschen, und im Rausche, ehe sie sichs versahen, umbringen ließ. Durch diese an sich sehr gewaltthätige und unedle Handlung, suchte er sich nicht blos in dem jetzt herrscherlosen Reiche eine immer größere Macht zu erwerben, sondern auch durch seine Festsetzung in Quito dem Vordringen der Spanier wirksamen Einhalt zu thun.

Mit Planen derselben Art, beschäftigte sich Quisquiz, der andere Feldherr des Atahualpa. Auch dieser hatte eine ansehnliche Macht zusammengezogen, um damit theils die Spanier anzugreifen, theils sich das Ansehen eines Beherrschers von Peru zu geben. Er zog sich mit seinen Leuten in das südlicher liegende Gebirgsthal Xauxa, und erwartete in einer für ihn sehr vortheilhaft gewählten Stellung die Feinde, die, wie er wußte, ihn anzugreifen beschlossen hatten. Pizarro folgte ihm mit dem größten Theile seiner Mannschaft, doch schickte er den Fernandez Soto mit einem Detaschement zu Pferde voraus, und wollte durch diesen den ersten Angriff machen lassen. Allein ehe Soto sichs versahe, ward er von der sämmtlichen Macht des Quisquiz so herzhaft angegriffen, daß er ohnstreitig, samt den Seinigen verloren gewesen sein würde, wenn nicht Almagro, den ihm Pizarro noch eben zur rechten Zeit zu Hülfe schickte, angekommen wäre. Dieser machte dem beinahe in die Enge getriebenen Soto Luft,

und

und hielt der überlegenen Macht des Peruaners doch wenigstens so lange das Gegengewicht, daß Pizarro Zeit gewann, mit dem Kern der Armee, trotz der beständigen Beunruhigungen, die sie unterwegens von den Indianern in den Gebirgen ausstehen mußte, nachzukommen, und den Peruanern den Sieg zu entreißen. Nach einem hartnäckigen, dreistündigen Gefecht, zog sich Quisquiz zurück und überließ den ihm in der Kriegskunst überlegenen Spaniern den Wahlplatz. Trotz dieses erlittenen Verlusts aber, ließ er dennoch sein ander Vorhaben, sich zum Beherrscher von Peru aufzuwerfen, nicht fahren. Um dies desto sicherer durchsetzen zu können, übergab er dem Paullu, einem Bruder des Huascar, die Hauptbinde, das Zeichen der königlichen Würde, und glaubte, ihn dadurch so sehr gegen sich verbindlich zu machen, daß er ihm den größten Theil der Regierungsgeschäfte übertragen würde, und er desto ungehinderter im Namen eines Königs, der es durch ihn geworden war, seine Macht ausdehnen könne. Doch auch dieser Plan mißlang. Denn Paullu, der es zu gut wußte, daß nicht ihm, sondern seinem ältern Bruder, Manco Capac, die Thronfolge gebühre, lehnte eine Ehre, von welcher er keinen Gebrauch machen konnte, und deren Absicht er deutlich einsah, geradezu von sich ab, und beschloß, sich unter den Schutz der Spanier zu begeben, die durch ihre, in Peru bisher unerhörte Tapferkeit sich allgemein gefürchtet gemacht hatten. Um die Freundschaft dieser mächtigen Fremdlinge zu erhalten, begab sich Paullu zu dem Gouverneur, bat ihn um Frieden, und erklärte ihm, daß in der Hauptstadt Cusco eine große Anzahl Krieger sich befänden, die nur seine Ankunft erwarteten, um unter seinen Befehlen dienen zu können. Diese Nachricht war für den Pizarro viel zu erwünscht, als daß er nicht sogleich davon hätte Gebrauch machen sollen. Er brach mit seinen Leuten auf,

rückte

rückte auf Cusco los, und fand bei seiner Ankunft alles, wie es ihm gesagt ward. Man empfieng ihn mit Freuden, alle Einwohner unterwarfen sich freiwillig, und die dort vorhandenen Kriegsvölker schätzten sichs sogar zur Ehre, unter seinen Befehlen zu stehen. So ward Pizarro, ohne den mindesten Widerstand erfahren zu haben, Herr von Cusco, und konnte von da aus desto ungehinderter seine weitaussehenden Eroberungspläne verfolgen.

Kaum waren die Spanier drei Wochen im Besitz dieses wichtigen Postens gewesen, als die Nachricht erscholl, daß Quisquiz — der die Spanier für das ansah, was sie wirklich waren, und ihnen als Feinden allen möglichen Abbruch zu thun, entschlossen war, — die benachbarte Landschaft Condesujos verheerte, aus welcher die Spanier den größten Theil ihrer Lebensmittel erhielten. Diesem Uebel abzuhelfen, detaschirte der Gouverneur den Soto mit 50 Reutern, die den Quisquiz auffsuchen und verjagen sollten. Dieser aber erhielt noch früh genug Nachricht von ihrer Ankunft, und um theils nicht von ihnen angegriffen zu werden, theils seinen Plan, den Feinden des Landes allen ersinnlichen Schaden zu thun, zu verfolgen, nahm er seinen Weg nach dem Thale Xauxa, wo, wie er wohl wußte, ein großer Theil der Bagage und der erbeuteten Schätze unter einer kleinen Bedeckung zurückgeblieben war. Dies alles zu vernichten, war sein Vorsatz, den er jedoch abermals nicht ausführen konnte, weil Pizarro, der davon Nachricht erhielt, einen seiner Brüder, mit einer ansehnlichen Verstärkung dahin schickte; die, in Vereinigung mit den 50 Reutern des Soto, die Angriffe des Quisquiz vereiteln sollte. Als Quisquiz sahe, daß sein Unternehmen auch hier von keinem Erfolg seyn würde, zog er sich unverrichteter Sachen nach Quito zurück, und die Spanier, die ihm eine ganze Strecke nachsetzten,

setzten, ohne ihn anzutreffen, begaben sich, da sie keine Gefahr mehr vor sich sahen, wieder nach Cusco, um sich da in die ungeheure Beute zu theilen, die sie vorgefunden hatten, und die jene, zu Caxamalca bei weitem übertraf.

Unterdessen saß Benalcazar, den der Gouverneur mit einer kleinen Anzahl Reuter nach St. Miguel geschickt hatte, ebenfalls nicht müssig. Eine Menge goldgieriger Abentheurer, die der Ruf von den ungeheuren Schätzen in Peru, aus Panama und Nicaragua gelockt hatte, befanden sich zu St. Miguel und wünschten unter der Fahne eines Anführers, der eben so dachte, wie sie, ihr Glück zu machen. Dem Benalcazar kamen diese Leute sehr erwünscht, denn schon lange hatte er auf Gelegenheit gehofft, seine Absichten auf die Eroberung von Quito durchsetzen zu können. Bisher fehlte es ihm dazu blos an hinlänglicher Mannschaft, die ihm nun durch die Ankunft so vieler gieriger Wagehälse, zu Gebote stand. Unter der Menge dieser Ankömmlinge suchte er sich etwa 200 zu Fuße und 80 zu Pferde aus, und gieng mit ihnen gerade auf Quito los. Der Peruanische Feldherr, Ruminagui, beunruhigte sie unterweges zwar ohne Unterlaß; dennoch aber wurden alle Hindernisse glücklich besiegt, die Spanier erreichten Quito und rückten siegreich ein. Jedoch verfehlten sie schlechterdings ihre Absicht, große Beute zu macheu. Die hier noch vorhandenen Schätze des Atahualpa, so wie die vorzüglichsten Kostbarkeiten in den Tempeln und andern öffentlichen Häusern, wurden von den Einwohnern — die die Spanische Gierigkeit und Raubsucht bereits aus Erfahrung zur Genüge kennen gelernt hatten — in ein leeres Gebäude gebracht und durchs Feuer zerstört.

Fast zu gleicher Zeit hatte Pedro Alvarado (einer von Cortez Gehülfen bei der Eroberung von Mexico

rico und nunmehriger Gouverneur von Guatimala) den Einfall, Quito zu erobern. Zu dem Ende schickte er einen seiner Offiziere mit zwei Schiffen an die Küsten von Peru, um Erkundigungen einzuziehen. Die Nachrichten, die dieser mit zurückbrachte, waren für den Alvarado so anlockend, daß er sogleich beschloß, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. In dem Hafen zu Nicaragua lagen zwei Schiffe bereit, die man für Peru ausgerüstet hatte. Er fand Gelegenheit, sich derselben zu bemächtigen, und die Schiffsmannschaft, die aus 500 Mann, von denen über 200 mit Pferden versehen waren, bestand, unter den glänzendsten Versprechungen auf seine Seite zu ziehen. Mit dieser kleinen Flotte kam er in den Hafen Puerto Viejo an; weil ihm aber der bequemste Weg nach Quito unbekannt war, so folgte er mit seinen Leuten dem Laufe des Flusses Guajakil, und gieng über einen Theil der Cordilleras. Der Weg über diese Gebirge war aber so unbequem und beschwerlich, und die Luft so durchdringend kalt und rauh, daß er beinahe den fünften Theil seiner Leute und die Hälfte seiner Pferde einbüßte. Dennoch kam er, ohngeachtet aller Schwierigkeiten, in den Ebenen von Quito an. Franz Pizarro erhielt von seiner Ankunft Nachricht, und weil er dabei Absichten vermuthete, die seinen Plänen zuwider liefen; so schickte er den Almagro mit einem ansehnlichen Detaschement eben dahin, unter der Ordre, sich mit dem Benalcazar zu vereinigen, und den Alvarado abzuhalten, weiter vorzudringen. Beide Feldherrn rückten dem neuen Eroberer entgegen, und trafen ihn sehr bald, bemerkten aber zu ihrer nicht geringen Bestürzung, daß er ihnen an Macht sehr überlegen sei. Sie wußten nicht, ob es rathsamer sei, ihn anzugreifen, oder mit ihm zu unterhandeln, zumal da Alvarado die Großmuth gehabt hatte, einige Kundschafter des Almagro, die in seine Gewalt gerathen waren,

ohne alle Strafe zu den Ihrigen wieder zurückzuschicken. Diese Großmuth machte sie ganz verwirrt, so daß sie nicht wußten, ob sie ihren Nebenbuhler als Freund oder Feind ansehen sollten. Diese zweifelhafte Ungewißheit wurde durch die Dazwischenkunft des verrätherischen Philippillo noch länger unterhalten und stärker vermehrt, als ohne dies geschehen seyn würde. Dieser heimtückische Dollmetscher hatte kaum erfahren, daß ein neuer Eroberer angekommen sei, als er sich sogleich, mit einigen Curacas, die er zu gewinnen Gelegenheit gefunden hatte, aufmachte, und dem Alvarado seine Dienste zur Eroberung von Quito anbot. Zu diesem Schritt, die Parthei des Almagro zu verlassen, bewog ihn unstreitig nichts anders, als das Bewußtsein, daß seine Verläumdungen und Ungerechtigkeiten, deren er sich gegen den unglücklichen Atahualpa schuldig gemacht hatte, einmal ans Licht kommen, und nach Verdienst bestraft werden dürften. Er glaubte daher sicher zu seyn, wenn er sich auf die Seite desjenigen schlüge, der von seinen Betrügereien keine Kenntniß hatte. Er gieng zum Alvarado und sagte: „Es kömmt blos auf dich an, dich „des Almagro zu bemächtigen, und alle seine Mannschaft gefangen zu nehmen. Die Indianer, die ihm „ergeben zu seyn scheinen, haben blos auf eine Gelegenheit, wie diese ist, die du ihnen giebst, gewartet, ihn „zu verlassen, und sich mit dir, zu seinem Untergange „zu verbinden.“ —

Alvarado war indessen keinesweges nach Peru gekommen, den Bundesgenossen hinderlich zu seyn; vielmehr war es seine Absicht gewesen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und ihnen in der Eroberung der südlichern Provinzen von Quito behülflich zu seyn; wobei er freilich die Absicht hatte, sich Reichthum und Macht zu erwerben. Dennoch aber wies er das Anerbieten des Dollmetschers nicht geradezu ab, sondern beschloß, sich

desselben

desselben wenigstens auf dem Fall zu bedienen, wenn es zwischen ihm und Almagro nicht ohne Feindseligkeiten abgehen würde. Und dazu wäre es auch wirklich beinahe gekommen. Denn Almagro, der in dem Alvarado nicht einen Helfer, sondern einen neuen, unberufenen Eroberer erblickte, schickte sich bei der Annäherung desselben zur ernstlichsten Gegenwehr an. Beide trafen sich in dem Thale Riobamba, wo es auch gewiß zu blutigen Auftritten gekommen seyn würde, wenn nicht der vernünftigere Vorschlag einiger Offiziere in des Almagro Armee, vorher mit einander zu unterhandeln, glücklicherweise Gehör gefunden hätte. Ein Waffenstillstand von 24 Stunden gab sodann Gelegenheit zu einer Unterhandlung, worin der Vertrag geschlossen ward: „daß Alvarado, nachdem ihm von der bisher gemachten Beute 100000 Piaster in feinem Golde ausgezahlet „worden, in sein Gouvernement nach Guatimala zurückkehren, oder auch, wenn er wollte, mit seiner „Flotte neue Entdeckungen an der Küste machen könne, „dabei aber sich verbindlich machen solle, so lange Pizarro und Almagro am Leben seyn würden, keine „Eroberungen für sich in Peru zu machen." — Dieser Vertrag ward von beiden Seiten genehmiget und bestätiget, und friedlich nahmen jetzt beide Feldherrn ihren Weg nach Cusco, um die dem Alvarado versprochenen 100000 Piaster in Empfang zu nehmen. Unterwegens stießen sie auf das Heer der Quisquiz, der zwar mit den Pizarro jetzt in Friedensunterhandlungen stand, und zur Vermittelung des Friedens alle von ihm zu Gefangenen gemachten Spanier zurückgeschickt hatte, wovon aber beide nichts wußten. Sie sahen dies Zusammentreffen mit dem Indianischen Heerführer als eine erwünschte Gelegenheit an, den Ruhm der Spanischen Waffen in Peru noch mehr zu verbreiten, und beschlossen, ihn anzugreifen. Quisquiz that zwar alles mögliche, einem Treffen auszuwei-

zuwei-

zuweichen, das, wie er mit Grunde befürchtete, die angefangenen Friedensunterhandlungen sehr leicht stören könnte: die Spanier aber ließen ihm, seines friedlichen Rückzuges ohngeachtet, keine Ruhe, sondern griffen ihn zu drei verschiedenenmalen so erbittert an, daß er endlich Halt machen, und sich zur Wehre setzen mußte. In diesem Treffen, das eins der hitzigsten war, verloren eine große Menge Indianer das Leben; auch selbst auf Seiten der Spanier war der Verlust nicht unbeträchtlich, indem über 50 derselben gefährlich verwundet und 15 getödtet wurden, Alvarado selbst einen Pfeilschuß in die Hüfte erhielt, und 34 Pferde verloren giengen. Dem ohngeachtet behielt auch diesmal, wie immer, die Europäische Kriegskunst den Preis. Die Indianer mußten weichen, und Quisquiz überließ den Siegern, mit mehr als 50000 Stück Vieh, und 4000 Männern und Weibern, die sich gutwillig ergaben, den Wahlplatz.

Pizarro erhielt Nachricht von diesem Treffen und gieng beiden Feldherrn entgegen. Als er die Uebereinkunft vernahm, die sie unter sich geschlossen hatten, hielt er es nicht für vortheilhaft für sich, daß Alvarado die Gegend um Cusco näher kennen lernte, noch weniger alle die Reichthümer sähe, die in der Stadt selbst vorhanden waren, weil alsdann zu befürchten stand, daß er seine Forderungen noch höher treiben, und zu gleichen Theilen zu gehen wünschen werde. Pizarro begegnete ihm daher zwar mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietung, wie sie dem Ueberwinder eines der gefährlichsten Peruanischen Generals gebührte, gab ihm auch außer dem stipulirten 100000 Piasters noch eben so viel an Gold und Edelsteinen; wußte es aber zugleich durch allerhand Vorspiegelungen und Erdichtungen dahin zu bringen, daß Alvarado sich entschließen mußte, in sein Gouvernement nach Guatimala zurückzukehren. Die meisten Soldaten

desselben

desselben blieben aber im Lande und vermehrten des Pizarro Parthei.

Unterdessen war Ferdinand Pizarro in Spanien angekommen. Der Kaiser empfieng einen Mann, der ihm größere Schätze zum Geschenk mitbrachte, als man je geglaubt hatte, daß America liefern könnte, sehr gnädig, bestätigte seinen Bruder in allen seinen Würden, gab ihm sogar eine noch größere Gewalt, ernannte ihn zum Marquis, und räumte ihm überdies noch 70 Meilen Landes an der Küste gegen Mittag zu, zu seinem Eigenthume ein. Almagro erhielt den Titel eines Atelantado oder Gouverneurs, dessen Gerichtsbarkeit sich über 200 Meilen Landes jenseits der südlichen Grenze, der dem Franz Pizarro zugestandenen Provinz, erstrecken sollte. Ferdinand Pizarro erhielt als Edelmann den St. Jacobsorden und kehrte so mit einer größern Anzahl von Völkern und jungen Edelleuten nach Peru zurück, als bis dahin noch nie hier angekommen waren. Noch ehe Ferdinand in Peru erschien, waren schon die Nachrichten, die er mitbrachte, dahin gekommen und gaben zu vielen Unruhen Veranlassung. Almagro befand sich nebst den beiden Brüdern des Pizarro, Johann und Gonzalez, damals gerade in Cusco, und kaum hatten sich die ihm mitgetheilten Nachrichten von seiner Erhebung zum Atelantado durch die Ankunft des Ferdinand bestätiget, als er sogleich von seiner Gouverneurstelle Besitz nahm, wobei er behauptete, daß die Stadt Cusco noch mit zu seinem Gouvernement gehöre, weil sie außerhalb des Districtes liege, den der Hof dem Marquis zuerkannt hatte. Es fehlte ihm nicht an Schmeichlern, die seine Behauptung unterstützten, und es würde, da die beiden Pizarros das Gegentheil behaupteten, gewiß zu den härtesten Feindseligkeiten gekommen seyn, wenn nicht Franz Pizarro, der sich damals zu Truxillo (einer von ihm neu angelegten, und nach seinem

Geburts-

Geburtsorte in Spanien benannten Stadt) befand, früh genug Nachricht von den in Cusco entstandenen Mißhelligkeiten erhalten, und sich sogleich auf den Weg gemacht hätte, die Ruhe wieder herzustellen. Er kam gerade in der Hauptstadt an, als die Mishelligkeiten schon zum Ausbruch gekommen waren, und bereits einiges Blut gekostet hatten. Es ward ihm nicht schwer, wenigstens dem Schein nach, die Uneinigkeiten zu heben, und den Almagro zufrieden zu stellen. Dies bewirkte er am meisten dadurch, daß er dem Almagro nicht nur die Eroberung von Chili, als einem, dem Gerücht nach sehr reichen und fruchtbaren Lande, überließ, und ihm dabei alle Unterstützung versprach; sondern ihm auch überdies noch die Versicherung gab, daß, wenn er hier kein ihm anständiges Etablissement finden würde, er ihn durch die Abtretung eines Theils von Peru schadlos halten wollte. Dieser Tractat ward am 12ten Jun. 1534 mit aller Solennität geschlossen und in der Folge doch nicht gehalten.

Als der Marquis die Ruhe in Cusco (wenigstens vor der Hand) wieder hergestellt hatte, und keinen Feind mehr vor sich sahe, kehrte er gegen die Küste zurück, und bemühte sich, in seinen weitläuftigen Provinzen Ordnung und gute Verfassung einzuführen. Er theilte das Land in mehrere Districte, setzte in jedem Obrigkeiten und Beamte an, bestimmte, wie die Gerechtigkeitspflege verwaltet, die königlichen Einkünfte erhoben, die Minen bearbeitet, und die Indianer behandelt werden sollten. Noch war er unschlüssig, wo er seinen Sitz nehmen wollte. Die Stadt Cusco lag ihm zu tief im Lande, mehr denn 400 Meilen vom Meere, und noch weiter von der Provinz Quito entfernt, aus deren Nachbarschaft er doch ungern weichen wollte. Bei seinen mannichfaltigen Durchzügen durch das Land, hatte ihm die Gegend in dem Thale von Rimac vorzüglich gefallen, weil dies nicht

weil

weit vom Meere, und in der Nachbarschaft von Quito lag. Hier, am Ufer eines kleinen Flusses, der sich, einige Meilen weiter ins stille Meer ergoß, und einen bequemen Hafen bildete, legte er zu Anfange des Jahres 1535 die Stadt Ciudad de los Reyes*) an, die nachher unter dem Namen Lima berühmt geworden ist. Das Werk gieng hurtig von Statten, und die Stadt bekam, da er für sich einen prächtigen Pallast, und für seine Officiere sehr schöne Wohnungen bauen ließ, sehr bald ein glänzendes Ansehen.

Almagro war nun ernstlich darauf bedacht, die Eroberung von Chili anzufangen. Es hatte sich eine Anzahl von 570 Abentheurern zu ihm geschlagen, und mit diesen, so wie mit einer Verstärkung von 15000 Indianern, trat er im Februar 1535 seinen Marsch dahin an. Es giengen zwei Wege nach diesem Lande; der eine führte an der Küste hin durch eine sandigte Ebene, und dies war der längste; der andere, über die Gebirge, war der kürzeste, aber auch der beschwerlichste. Jedermann rieth ihm, den Weg durch die Ebene zu wählen: die Eile aber, womit er zu Werke gieng, bestimmte ihn, den kürzesten Weg über die Gebirge einzuschlagen. Sein Eigensinn kam ihm aber theuer zu stehen. Denn mehr als 10000 Indianer und 150 Spanier verloren durch die heftige Kälte das Leben, den meisten der übrigen erfroren Hände und Füße. Ein großer Theil des Gepäckes, das durch Indianer getragen werden mußte, blieb liegen, und so ansehnlich geschwächt kam Almagro endlich mit dem Reste seiner Armee in den fruchtbaren Ebenen von Chili an. Hier erwarteten ihn neue Gefahren. Die Bewohner dieser Ebenen waren stark, unerschrocken, zu Krieg und Strapazen abgehärtete, unabhängige Völker, die zwar anfänglich über die Spa-

*) Der Grund zu dieser Stadt war am heil. Dreikönigsfeste gelegt; daher ihr Name: Königsstadt.

Spanische Reuterei und das Schießgewehr, als über unsgewöhnliche Erscheinungen, etwas stutzten, doch aber sehr bald von ihrer Bestürzung zurückkamen, und die Fremdlinge mit der größten Unerschrockenheit angriffen. Dies kostete den Almagro eine ansehnliche Menge seiner Leute, bis endlich auch hier wieder die Europäische Kriegskunst die Oberhand behielt. Nach vielen blutigen Gefechten drangen die Spanier immer weiter vor, eroberten und plünderten, was ihnen vorkam, und machten eine unsäglich reiche Beute. Länger noch würde Almagro in Chili geblieben seyn, und seine angefangenen Eroberungen weiter verfolgt haben, wenn nicht die zerstörenden Unruhen, die unterdessen in Peru ausgebrochen waren, ihn wieder zurückgerufen hätten.

Der Marquis hatte, um die Menge von Müssiggängern, die fast täglich aus allen Spanischen Colonieen bei ihm eintrafen und nur nach Gold begierig waren, nützlich zu beschäftigen, mehrere kleinere Partheien derselben in die entfernteren Provinzen geschickt, damit sie da ihr Glück versuchen möchten, und nur eine kleine Anzahl derselben war unter den Befehlen der übrigen drei Brüder des Pizarro in Cusco zurückgeblieben. Diesen Umstand glaubte der Ynca, Manco Capac (der sich ebenfalls in Cusco befand) benutzen zu müssen, in seine alten Rechte wieder einzutreten, das Spanische Joch wieder abzuschütteln, und den Schimpf, der auf seinem Vaterlande ruhte, an seinen Unterdrückern zu rächen. Die Veranstaltungen dazu hatte er in der größten Stille gemacht, und die Einwohner waren um so viel bereitwilliger, ihm dazu hülfreiche Hand zu leisten, je mehr sie es anfiengen, einzusehen, daß an eine Räumung des Landes von den Spaniern durchaus nicht zu denken war. Vielmehr belehrte sie die täglich sich vermehrende Menge derselben, daß nur mit vereinten Kräften etwas gegen sie ausgerichtet werden könne. Doch dies alles

war, wie gesagt, so geheim betrieben worden, daß auch nicht die leiseste Ahndung und nicht der entfernteste Verdacht von einem zu besorgenden Aufstande der Peruaner in die Seele der Pizarros gekommen war. Der Ynca hatte Gelegenheit gefunden, sich ganz in die Gunst des Ferdinand Pizarro zu setzen, und dieser verstattete ihm alles, was er verlangte. Er sandte Läufer ab und erhielt wieder von andern Gegenden her dergleichen, ohne daß man fragte, was dieses zu bedeuten haben möchte. Endlich, da alles in der tiefsten Stille in Ordnung gebracht war, und es nur noch einzig an dem Ynca fehlte, bat dieser seinen Freund Ferdinand um Erlaubniß, einem Feste beiwohnen zu dürfen, das seine Nation in einer kleinen Entfernung von der Stadt zu feiern gesonnen sei. Sehr leicht ward ihm dies verstattet; mit ihm erschienen die Großen des Reichs an dem bestimmten Orte, und in diesem Augenblicke griff alles, von den Grenzen von Quito bis an Chili, zu den Waffen. Viele Spanier, die in ihren Colonieen ruhig lebten, wurden überfallen und umgebracht; viele kleine Detaschements derselben wurden unterwegens unversehens angegriffen und niedergehauen. Der Ynca selbst zeigte sich an der Spitze von 200000 Kriegern vor Cusco, das die drei Brüder Pizarros nur mit 170 Mann Garnison vertheidigen sollten; ein ander beträchtliches Corps hielt die Stadt Lima eingeschlossen, und schnitt alle Communication mit der Hauptstadt gänzlich ab, so daß keine von beiden Städten das Schicksal der andern erfahren konnte; jede glaubte allein noch übrig geblieben zu seyn. Die Belagerung von Cusco wurde 9 Monate lang mit vieler Hitze unermüdet fortgesetzt, und um desto gefährlicher, da die Peruaner gelernt hatten, sich der Spanischen Waffen und Kriegslisten zu bedienen. Zwar widersetzten sich die Spanier mit rasender Verzweiflung; dennoch aber konnten sie es nicht verhindern, daß die

Armee des Ynca sich von der Hälfte der Stadt Meister machte. Die besten Offiziere der Spanier, und auch Johann Pizarro, verloren in dieser Belagerung das Leben; die übrigen alle aber waren durch Anstrengung und Hunger so sehr erschöpft, daß man in der Verzweifelung beschloß, die Stadt gänzlich zu verlassen und sich mit dem kleinen Rest der Soldaten aufs Meer zu retten. Schon war man mit Ausführung dieses Anschlags beschäftigt, als unvermuthet Almagro in der Nachbarschaft von Cusco erschien und der Sache eine andre Wendung gab. Er hatte Nachricht von dem allgemeinen Aufstande der Peruaner erhalten, und Chili sogleich verlassen, um seinen Landsleuten zu Hülfe zu kommen. Sein eignes Interesse trieb ihn; denn als Gouverneur von Chili, worüber er das Patent in Händen hatte, behauptete er (wiewohl ohne Grund) daß Cusco noch mit in die Grenzen seines Gouvernements gehöre: es war ihm also eben so viel daran gelegen, zu verhindern, daß die Stadt den Peruanern nicht wieder in die Hände fiel, als es ihm daran lag, sie auch den Händen der Pizarro's zu entreißen. Sein Marsch aus Chili war so eilfertig, daß er einen neuen Weg an der Küste hin, durch lauter Sandwüsten nahm, wo er von der unerträglichen Hitze fast noch mehr Ungemach, als in den Andischen Gebirgen von der Kälte erdulden mußte.

Die Pizarro's und der Ynca wußten beide nicht recht, wie sie mit ihm daran waren. Der Letztere, der wohl wußte, daß er mit seinen Landsleuten unzufrieden war, (wovon er freilich den Grund oder Ungrund nicht hatte erforschen können) schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihn auf seine Seite zu ziehen: jene aber säumten eben so wenig, und ließen kein Mittel unversucht, ihn für sich zu gewinnen. Je näher indessen Almagro mit seinem Korps heranrückte, desto mißtrauischer wurde der Ynca. Um der Sache einen entscheidenden Ausschlag

schlag zu geben, wagte er es endlich, ihn zu überfallen. Der Kriegserfahrne und immer wachsame Almagro aber stellte sich ihm sogleich in Schlachtordnung entgegen, und griff ihn mit solcher Entschlossenheit an, daß er, ohngeachtet der weit überlegenen Macht, dennoch weichen, und dem Spanier den Wahlplatz überlassen mußte. Jetzt rückte Almagro vor die Thore von Cusco, und nun fieng man an, an einem Vergleiche zu arbeiten, wobei jeder Theil den andern zu hintergehen suchte. Durch geheime Correspondenzen mit einigen Offizieren, die von jeher mit dem Stolze der Pizarro's unzufrieden waren, wußte es Almagro endlich dahin zu bringen, daß ihm die Stadtthore geöffnet wurden. Mitten in der Nacht rückte er nun hinein, umringte die Wohnung der Pizarro's, die nach einem hartnäckigen Widerstande sich zuletzt ergaben.

Noch während Almagro auf dem Marsch aus Chili nach Peru begriffen war, hatte Franz Pizarro durch die von Nicaragua und Panama erhaltene Verstärkung, die Peruaner genöthiget, die Belagerung von Lima aufzuheben, und schickte unverzüglich den Gomez Alvarado (einen Vetter des oben genannten Pedro) mit 500 Mann nach Cusco, seinen Brüdern zu Hülfe, falls diese dem Schwerdte der Peruaner noch entronnen wären. Unterwegens stieß er auf die Truppen des Almagro, der sich alle ersinnliche Mühe gab, den Alvarado durch Geschenke und Versprechungen auf seine Seite zu ziehen, oder wenigstens ihn von allem weitern Vorrücken gegen Cusco abzuhalten. Als aber dieser gegen alle Vorstellungen des Almagro taub blieb, und durch keine Anerbietungen gewonnen werden konnte, überfiel Almagro in der Nacht des 12ten Jul. 1537 unvermuthet dessen Lager, richtete eine große Niederlage unter seinem Korps an, und machte ihn, nebst den vornehmsten seiner Offiziere zu Gefangenen. Doch aber hatte er

noch

noch so viel Menschlichkeit, ihres Lebens zu schonen, und sie blos als Kriegsgefangene mit sich nach Cusco zu führen.

Franz Pizarro erfuhr nun mit einemmale die Rückkunft des Almagro, den Verlust von Cusco, den Tod eines seiner Brüder, die Gefangenschaft der beiden übrigen und Alvarado's Niederlage: er würde bei so vielem Unglück auf einmal mit allem seinem Muthe unterlegen seyn, wenn nicht die Begierde, sich zu rächen, und die Nothwendigkeit, für seine eigene Sicherheit zu sorgen, ihm die Ergreifung anderer Maasregeln geboten hätte. Zum Glück war er jetzt Meister von der Küste und erwartete von Panama aus noch mehr Verstärkungen. Er suchte also nur erst Zeit zu gewinnen, und den Almagro mit Unterhandlungen aufzuhalten. Die List glückte; Almagro, der keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er weiter vordringen und sich seinen einzigen noch übrigen Nebenbuhler vom Halse schaffen wollte, ließ sich aufhalten und gab dadurch seinem Gegner gewonnen Spiel. — Die Verstärkung, die der Marquis erwartet hatte, kam endlich von allen Seiten an, und nun war ihm vor der Hand an nichts mehr gelegen, als seine Brüder und den Alvarado erst in Freiheit zu sehen. Alle Versuche dazu wurden gemacht; allein alle Vorschläge und Erbietungen wurden von dem Almagro verworfen, und die Foderungen noch ungleich höher gespannt, als vorhin. Diese übertriebenen Foderungen konnten nicht bewilliget werden; Almagro rückte also ins Feld und nahm den Ferdinand als Gefangenen mit sich. Gonzalez und Alvarado waren glücklicher; denn sie fanden Gelegenheit, nebst noch etwa 60 andern aus der Gefangenschaft zu entwischeen und nach Lima zu entkommen. Des Marquis Bestreben gieng nun dahin, seinen andern Bruder, Ferdinand, auch erst in Freiheit zu wissen, ehe er etwas weiteres unternahm. Er ließ daher den Almagro den Vorschlag zu einer güt-

gütlichen Unterhandlung thun, deren einer Punct darin bestand: daß Ferdinand nebst ein paar der vertrauten Offiziere nach Spanien geschickt und da den Urtheilsspruch des Kaisers erwarten solle, unterdessen aber solle ein Jeder im ruhigen Besitz dessen bleiben, was er bis jetzt innen hätte. — Almagro, der die Absicht des Franz Pizarro hierunter doch sehr leicht hätte erkennen können, ließ sich fangen, willigte ein, und setzte Ferdinand in Freiheit. Kaum war dies geschehen, als auch Franz Pizarro mit seinen eigentlichen Absichten nicht weiter zurückhielt, sondern frei und offen erklärte: daß hier nicht Unterhandlungen, sondern Waffen entscheiden müßten, wer Meister von Peru bleiben solle. Er ließ auch sogleich ein Korps von 700 Mann unter den Befehlen seiner zwei Brüder gerade auf Cusco losrücken, und dem Almagro andeuten, die Stadt und Gegend ungesäumt zu verlassen und sich nach seinen in Chili eroberten Provinzen zu begeben. Almagro weigerte sich dessen, und rückte mit seinem Korps von etwa 500 Mann, meist Reuterei, hinaus auf die Ebene vor Cusco, seinen Feinden entgegen, statt daß er, wie ihm doch von mehreren seiner einsichtsvollesten Offiziere gerathen ward, die engen Pässe, die nach der Stadt führten, hätte besetzen sollen.

Spanier standen jetzt gegen Spanier auf der Ebene vor Cusco, und die umliegenden Berge und Hügel wimmelten von Indianern, die bei diesem Gefechte Zuschauer abgeben wollten, und fest entschlossen waren, den Theil, der Meister des Schlachtfeldes bleiben würde, anzugreifen. — Die Erbitterung zwischen den Streitenden war viel zu groß, als daß man an einen Vergleich hätte denken können. Alter und Krankheit nöthigten den Almagro, das Kommando seiner Truppen dem Orgognez zu übertragen, der zwar viel Verdienste, aber doch bei weitem nicht die Erfahrung und das Ansehen des Almagro bei den Soldaten besaß. Am 26ten April

1538,

1538, kam es zur Schlacht und man focht muthig auf beiden Seiten. Nach langem, hartnäckigen Kampfe lenkte sich der Sieg auf die Seite der Pizarros; Orgognez erhielt eine gefährliche Wunde, und blieb, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere, und wenigstens 150 gemeinen Soldaten, auf dem Platz. Almagro, der kein Pferd mehr besteigen konnte, ließ sich in einer Sänfte auf eine Anhöhe bringen, und sahe von da der Niederlage der Seinigen mit der Wuth eines alten Kriegers zu; er wollte sich retten, fiel aber seinen Feinden in die Hände und wurde genau bewacht. Die Indianer zogen sich, ohne etwas zu wagen, zurück, so erwünscht auch die Gelegenheit, sich ihre Feinde vom Halse zu schaffen, gewesen wäre. So groß war ihre Furchtsamkeit und das Gefühl des Uebergewichts, das die Spanier bereits über sie gewonnen hatten.

Nun wurde Cusco geplündert und reiche Beute gemacht. Dennoch aber waren die Soldaten unzufrieden und murreten laut gegen ihren Anführer, so daß Pizarro, um nicht weiter von ihnen belästigt zu werden, das gewöhnliche Mittel ergreifen mußte, ihnen anderswo zu thun zu geben. Er verschickte sie in verschiedene noch nicht eroberte Provinzen, und viele Soldaten von der überwundenen Armee des Almagro schlugen sich zu ihnen. Erst da diese weg waren, wurde Almagro, der viele Monate, seines Schicksals ungewiß, gefangen gesessen hatte, vorgenommen und das Todesurtheil über ihn gesprochen. Er war darüber so betreten, daß er sich zu den demüthigsten Bitten und Vorstellungen herabließ, und alle Bewegungsgründe zum Mitleiden, seinen Diensteifer, seine Freundschaft für die Pizarro's, sein Alter u. s. w. hervorsuchte, sich zu retten; aber alles vergebens. Die Pizarro's achteten nicht seiner Thränen, nicht seiner Bitten, nicht seiner Aufopferungen; kaltblütig verdammten sie ihn, als ihren Nebenbuhler,

buhler, zum Tode, und dies harte Urtheil ward auch wirklich in seinem 75sten Jahre dadurch an ihm vollzogen, daß er im Gefängnisse erst erdrosselt und sodann öffentlich enthauptet wurde. Er hinterließ einen Sohn, den er mit einer Indianerin aus Panama erzeugt hatte, (verheirathet war er nie gewesen) den er zum Erben seines Vermögens einsetzte, und dem er das ihm vom Kaiser zugestandene Gouvernement übertrug.

Nach der Hinrichtung des Almagro versuchten die Pizarro's alles Mögliche, die Anhänger und Freunde desselben auf ihre Seite zu ziehen, das ihnen aber nicht recht gelingen wollte. Der allerunerbittlichste von allen war ein gewisser Diego de Alvarado, der fest entschlossen war, nach Spanien zu gehen und seine Beschwerden gegen die Pizarro's dem Kaiser selbst vorzutragen. Er nahm noch mehrere von Almagro's Freunden mit sich, und bewirkte durch die mannichfaltigen, zum Theil gegründeten, zum Theil erdichteten Beschuldigungen eine solche nachtheilige Stimmung des Hofes gegen die Pizarros, daß, als Ferdinand Pizarro (der ihm bald nachgereiset war, das Gegentheil zu beweisen, und alle Schuld auf den Almagro zu schieben) in Spanien ankam, er sogleich in Verhaft genommen ward, und 20 Jahre lang im Gefängnisse schmachten mußte.

Franz Pizarro betrachtete sich nach dem Tode des Almagro als dem einzigen Herrn und Besitzer von Peru, und fieng als solcher an, die Länder unter seine Miteroberer zu vertheilen, aber so partheilsch, daß seine Brüder und Günstlinge die besten Gegenden, Almagros Anhänger aber gar nichts bekamen. Dies verursachte wieder viel Murren und Unzufriedenheit. Indessen ward Peter de Valdivia abgeschickt, die weitere Eroberung von Chili zu versuchen, und das fortzusetzen, was einst Almagro angefangen hatte. Es

glückte ihm auch in so weit, daß er im Stande war, in diesem weitläuftigen Reiche den Grund zur Stadt St. Jago zu legen, die in der Folge berühmt geworden ist. Seinem Bruder Gonzalez (dem er das, dem Benalcazar abgenommene Gouvernement von Quito übertragen hatte) gab Franz Pizarro den Auftrag, die, dem Andischen Gebirge gegen Morgen liegende Gegenden genauer zu untersuchen, ob sie zum Anbau ausländischer, besonders ostindischer Gewächse tauglich wären. Gonzalez gieng mit 340 Spaniern und etwa 4000 Indianern, die Lebensmittel trugen, von Quito ab. Auf den Gebirgen, über welche ihr Weg sie führte, tödteten Kälte und Ermattung den größten Theil dieser Leute, und als sie die Ebenen erreichten, war ihr Loos noch schlimmer. Zwei Monate lang hatten sie unaufhörlichen Regen, dazu war das Land wüste und öde und brachte keine Lebensmittel hervor; dennoch aber hielten sie aus, in der Hoffnung, fruchtbarere Gegenden zu erreichen. Endlich gelangten sie ans Ufer des Flusses Coca oder Napo, der sich in den Maranhon (Amazonenstrom; s. 1ster B. S. 141. die 2te Anmerkung) ergießt. Hier erbauten sie mit vieler Mühe ein kleines Schiff, um über den Fluß setzen und sich Lebensmittel verschaffen zu können. Orellana nebst 50 Mann bestieg dasselbe, und hatte den Auftrag, so lange zu segeln, bis er in fruchtbare Gegenden käme, dann aber umzukehren, und seine Gefährten am Zusammenfluß beider Ströme zu erwarten.

Orellana war ein junger Wagehals. Kaum hatte er auf dem schnellfließenden Napo dem Blicke seiner Gefährten, (die ihm in langsamen Tagereisen mühsam längs dem Ufer folgten) sich entzogen, als er seine Unabhängigkeit fühlte, und den Entschluß faßte, bis an die Mündung des Maranhon zu fahren und da neue Entdeckungen zu machen. Dies war zugleich verwegen und treulos gehandelt. Verwegen, — denn er legte so

über 200 Meilen durch unbekannte Länder, auf einem elenden Schiffe, ohne Vorrath, und mit Leuten, die kein Schiff zu regieren verstanden, zurück. Treulos aber, — denn er täuschte seinen Oberbefehlshaber und seine übrigen Kameraden, die von ihm Hülfe erwarteten, und sie sonst nirgendsher haben konnten. — Er kam inzwischen glücklich aus dem Napo in den Maranhon, hielt sich immer am Ufer, stieg öfterer ans Land und verschafte sich bald mit Gewalt, bald mit guten Worten, was er zur Fortsetzung seiner Reise bedurfte. In einer Zeit von 6 — 7 Monaten hatte er diesen Weg zurückgelegt und war bis an das große Weltmeer gekommen. Hier fand und überwand er neue Gefahren, bis er endlich auf der Insel Cuba anlandete, und von da mit einem andern Schiffe nach Spanien gieng. Er begab sich sogleich nach Hofe und verlangte das Gouvernement über die weitläuftigen Länder und Reiche, die er auf seiner Reise entdeckt hatte, bei welchem Gesuch ihm die Kostbarkeiten an Gold, Silber und Smaragden, die dem Gonzalez Pizarro gehörten und auf der Brigantine waren, die er anfänglich bestiegen hatte, trefflich zu Statten kamen. Er erhielt, was er suchte; doch half es ihm nichts, denn er starb während der Rückreise auf dem Schiffe, ohne die Mündung des Maranhon wieder gesehen zu haben. Er hinterließ indessen eine ausführliche, aber äußerst romanhafte Beschreibung seiner Reise. Denn er wollte Völker gesehen haben, deren Tempel mit goldenen Blechen bedeckt waren, so wie auch eine ganze Republick kriegerischer Weiber. Er nannte das von ihm gesehene goldreiche Land, Eldorado, und die kriegerischen Weiber, Amazonen, an die man in der Folge lange Zeit geglaubt hat, bis man durch neuere und der Wahrheit angemessenere Erzählungen von diesem Glauben zurückgekommen ist.

Da, wo der Napo sich in den Maranhon ergießt, sollte Orellana den Gonzalez mit seinen Leuten erwarten; — man denke sich daher die Bestürzung, als diese ihn nicht mehr antrafen. Sie konnten nicht glauben, daß dies Vorsatz sei, sondern schrieben es einem Zufall zu. Ueber 50 Meilen weit zogen sie noch an dem Ufer des Maranhon hin, in Hoffnung ihn zu finden, bis sie endlich einen Officier antrafen, den Orellana in einer wüsten Gegend zurückgelassen hatte, weil derselbe dreist genug gewesen war, ihm seine Treulosigkeit vorzuhalten. Seine Nachrichten machten auch den Muthigsten verzagt, und alle verlangten, daß man auf der Stelle wieder umkehren sollte. Gonzalez widersetzte sich nicht, denn er sahe die Nothwendigkeit davon ein, wenn sie in diesen unangebauten, öden Erdstrichen anders nicht ein gewisses Opfer des langsamen Hungertodes werden wollten. Sie traten den weiten Rückweg nach Quito an, wovon sie sich schon beinahe 1200 Meilen entfernt hatten, mußten aber, weil alle mitgebrachten Lebensmittel schon aufgezehrt waren, von Wurzeln, Beeren, Hunden, Pferden, und sogar von ekelhaften kriechenden Thieren, leben, und endlich, da auch diese nicht mehr angeschaft werden konnten, sogar das Leder von ihren Satteln und Wehrgehängen aufzehren. Hiedurch, so wie durch andere Unglücksfälle, die sich dazu gesellten, kamen auf dieser unglücklichen Expedition mehr denn 4000 Indianer und 210 Spanier elendiglich ums Leben; und da Orellana 50 davon mit sich weggeführt hatte, so kamen mit Gonzalez nur 80 Personen nach Quito wieder mit zurück.

Gonzalez glaubte nun endlich die Ruhe gefunden zu haben, deren er so sehr benöthigt war; allein es standen ihm andere, noch größere Unruhen bevor, denn während seiner Abwesenheit hatten sich schreckliche Auftritte ereignet. Kaum hatte sein Bruder, der Marquis Franz

Pizarro,

Pizarro, die eroberten Ländereien so äußerst partheilisch vertheilt, als Almagro's Anhänger alle Hoffnung aufgaben, ihre Lage je verbessern zu können. Die meisten derselben waren nach Lima, zum jungen Almagro gegangen, der sie wohl empfangen, und das Wenige, das er selbst besaß, redlich mit ihnen getheilt hatte. Dieser junge Mann hatte in allem Betracht sehr viel empfehlende Eigenschaften, und wußte sich bei den um ihm versammelten Freunden seines unglücklichen Vaters so beliebt zu machen, daß sie ihn einstimmig zu ihrem Anführer erwählten. Alle wünschten sehnlichst, sich an dem tyrannischen Franz Pizarro aufs nachdrücklichste rächen zu können, und vereinigten sich zu seinem Untergange. Der Marquis erfuhr die Verschwörung, die gegen ihn im Werke war, verachtete sie aber, und sagte zu allen, die ihn warnten: „so lange man in Peru wissen wird, daß ich den, der mir nach dem Leben steht, „mit dem Tode bestrafen kann, ist mein Kopf in Sicherheit." — Durch diese gleichgültige Verachtung aller Gefahr gewannen jene Verschwornen Zeit, ihr Vorhaben zur Reife zu bringen und den Streich zu vollführen, den sie den Marquis zugedacht hatten.

An einem Sonntage, den 26. Junius 1541 gegen Mittag, wo alles seine Sieste hielt, gieng Herrada, (ehemaliger Hofmeister des jungen Almagro und ein verdienstvoller Officier) an der Spitze von 18 der entschlossensten Krieger, geharnischt und mit bloßem Degen aus seinem Hause auf den Pallast des Gouverneurs zu. Auf das Losungswort: der König lebe, der Tyrann sterbe! das sie als Signal zum Angriff verabredet hatten, stürzten die übrigen Mitverschwornen aus ihren Häusern und besetzten verschiedene Posten. Die Bedienten des Pizarro, die er gewöhnlich in Menge um sich hatte, waren, nach eben aufgehobener Tafel hinaus

aus in ihre Zimmer gegangen, und so konnten die Verschwornen ohne bemerkt zu werden, durch die zwei ersten Vorhöfe kommen. Als sie unten an die Treppe kamen, entdeckte sie ein Page, und lief hinauf, es seinem Herrn zu melden, der noch im Saale war, und sich mit einigen seiner heutigen Gäste unterredete. Pizarro sprang bei dieser Nachricht auf, griff nach seinem Schießgewehr und befahl dem Franz de Chares (einem seiner Officiere, der ebenfalls bei ihm zu Gaste gewesen war) sich sogleich der Thür zu versichern und sie fest zu verrammeln. Dieser aber hatte nicht genug Gegenwart des Geistes, und statt die Thür zu verschließen, öffnete er sie, trat oben an die Treppe und fragte die Heraufkommenden, was sie wollten? — In diesem Augenblicke ward er aber durch einen Stich in die Brust zu Boden gestreckt, und nun drangen sie in den Saal. Einige von denen, die drinnen waren, sprangen, anstatt ihren Freund zu beschützen, zum Fenster hinaus oder verbargen sich sonst in Schlupfwinkel, die sie in der Eile finden konnten. Nur einige wenige griffen zum Degen und zogen sich mit dem Gouverneur in ein benachbartes Zimmer zurück. Pizarro selbst besetzte den Eingang dazu, und wehrte sich mit aller Unerschrockenheit und muthig wie ein junger Krieger. „Herzhaft, meine Freunde! — schrie er — „unsrer sind genug, um diese Verräther ihre Verwegenheit gereuen zu machen.“ — Allein die Verschwornen drangen immer stürmischer auf, schlugen erst seinen Oheim, Alcantara, zu Boden, und verwundeten mehrere der übrigen tödlich. Ein Stoß, den Pizarro endlich durch den Hals empfing, streckte ihn zur Erde. In diesem Augenblick verlangte er nach seinem Beichtvater; da dieser aber nicht so geschwind herbeigerufen werden konnte, und durch die heftige Ergießung des Bluts seine Kräfte mit jedem Augenblick abnahmen, so machte er mit seinen Fingern ein Creuz, das er küssete, und sogleich seinen

seinen Geist aufgab. Er starb gerade in seinem 70sten Jahre.

Nun liefen die Meuchelmörder durch die Straßen, schwangen die Degen und schrieen: „der Tyrann ist tod!“ — Sogleich ward der junge Almagro für den rechtmäßigen Nachfolger in seines Vaters Stelle anerkannt, Pizarro's Pallast und die Häuser seiner Freunde wurden geplündert, und alle, die mit dem Pizarro unzufrieden gewesen waren, schlugen sich auf des Almagro Seite, der durch seine Popularität sie zu gewinnen wußte. — Ein alter Bedienter des Marquis eilte indessen, ihn ohne Aufsehen und Lerm zu beerdigen, und seine Kinder (die er mit verschiedenen Beischläferinnen erzeugt hatte, denn verheirathet war er nie gewesen) der Wuth der Parthei von Chili — so nannte man Almagro's Anhang — zu entziehen. Die übrigen heimlichen Freunde des Pizarro, die sich dem Mordgewehr der Verschwornen zu entziehen gewußt hatten, versammelten sich nach und nach in sichern Gegenden, die außer dem Bezirk der Gegenparthei lagen, wählten einen der tapfersten Officiere des Pizarro, Peter Alvarez Holguin, zu ihrem Anführer, und waren fest entschlossen, die Ermordung ihres Gebieters bei erster Gelegenheit an seinen Mördern zu rächen.

Während dieser Vorfälle kam Vacca de Castro*) dem der Hof zu Madrid auf die erhaltene Nachricht von Alma-

*) Er war ein Edelmann, aus Majorca gebürtig, und der Kaiser hatte ihn zur Würde eines Ministers und zu dem Ritterorden St. Jacob erhoben. Ein Mann von vielen Kenntnissen, großer Entschlossenheit und bewährter Redlichkeit. Er entschied alle Sachen ganz unpartheiisch, und weder der Name eines Spaniers, noch der eines Indianers gab seiner Wage den Ausschlag. Mit denen, die sich dem Kaiser unterwarfen, gieng er um, wie ein Vater; wider die Rebellen handelte er nach den Gesetzen, und bei der bescheidenen

Almagro's Hinrichtung, nach Peru hingeschickt hatte, alles mit eigenen Augen zu sehen, und wie es zum Besten der Krone am zuträglichsten sei, anzuordnen. Er hatte den Auftrag, in des Marquis Franz Pizarro Gouvernement keine wesentlichen Veränderungen zu machen, und nur im Fall derselbe unterdessen mit Tode abgegangen sein sollte, von der Würde eines Gouverneurs Besitz zu nehmen. — In diesen Umständen befand er sich nun gerade bei seiner Ankunft, die sich kurz nach des Marquis Ermordung ereignete. Er ward sogleich als Gouverneur von allen getreuen Unterthanen des Kaisers angesehen, alle Hauptleute und Freunde des Pizarro begaben sich unter seine Fahne, und selbst einige von des Almagro Parthei unterwarfen sich seinen Befehlen.

denen Lebensart eines bloßen Privatmannes, wußte er, wenn es die Umstände erforderten, alle Würde eines Mannes von Ansehen zu behaupten.

Zwölftes Kapitel.

Benehmen des jungen Almagro gegen den Castro. — Sieg des letztern über jenen und dessen Enthauptung. — Ankunft des Gonzalez. — Sein Streit mit dem Unterkönige. — Unzufriedenheit der Einwohner mit der Regierung und daraus entstandener Vortheil für den Pizarro. — Einnahme von Lima und Verweisung des Vicekönigs. — Zurückkunft des Letztern und erneuerter Krieg zwischen ihm und Pizarro. — Völlige Besiegung und Tod des Vicekönigs. — Alleinherrschaft des Pizarro. — Ankunft des Piedro de Gasca aus Spanien. — Kluges Benehmen desselben. — Entwürfe und Vorkehrungen des Pizarro zu jenes Untergange. — Zurüstung zum Kriege von beiden Seiten. — Unglückliche Schlacht bei Cusco. — Pizarros Niederlage und Tod. — Weises Verhalten des Gasca zum Vortheile des Landes. — Seine Rückkehr nach Spanien. — Gerechte Belohnungen seiner Verdienste. — Festsetzung der Spanischen Regierung in Peru.

Kaum war Vacca de Castro in Peru angekommen, so schickte der junge Almagro, der sich der Statthalterschaft bemächtiget hatte, Abgeordnete an ihn ab, seine Aufführung zu rechtfertigen und ihm einen Vergleich anzubieten. Castro ließ ihm sagen: „er wäre im Namen des Kaisers hergekommen, und würde ihm, wie „jedem andern, die strengste Gerechtigkeit wiederfahren „lassen. Er solle keine Ursache haben, sich zu beklagen, „wenn er seine Pflicht, als ein treuer Unterthan in Acht „nähme; wenn er aber davon abwiche, so würde er auch „alle Strenge des Gesetzes zu erwarten haben." — Diese Sprache schien Leuten, die fast nicht mehr wußten,

daß sie einen Oberherrn hatten, ganz fremd, und Almagro nahm sich vor, es auf das Schicksal der Waffen ankommen zu lassen. Eben dies war auch der Wunsch des Castro. Schon gleich bei seiner Ankunft hatten sich aus allen Provinzen die Soldaten, die mit Almagro's Regierung unzufrieden waren, Schaarenweis zu ihm versammelt und seine Armee verstärkt. Mit dieser ansehnlichen Macht sahe er sich im Stande, den Feinden die Spitze zu bieten und ihren Stolz zu demüthigen. Voll Erbitterung rückten beide Armeen gegen einander ins Feld, und es kam am 16. Sept. 1542 zu einem hitzigen Treffen. Beide Partheien fochten lange mit aller Wuth, bis endlich der Sieg sich auf die Seite des Castro neigte, und Almagro's Armee, trotz der tapfern Gegenwehr, gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Verschiedene Officiere des Almagro, in Hoffnung, Verzeihung zu erhalten, verließen ihn mitten in der Schlacht, und giengen zu Castro über; dieser aber, der ihre Verrätherei ihnen nicht als ein Verdienst anrechnen konnte, ließ sie insgesamt hinrichten. Ihr Anführer selbst, Almagro, gerieth durch sie unglücklicherweise in feindliche Hände, und ward nach Cusco gebracht, wo ein Gericht niedergesetzt wurde, das ihm den Proceß machte. Man verurtheilte ihn, den Kopf zu verlieren, und durch diese Hinrichtung würde Castro die Empörung bis in ihren Wurzeln vertilgt haben, wenn unterdessen Gonzalez Pizarro nicht wieder in Peru angekommen und darauf bedacht gewesen wäre, das Gouvernement seines Bruders zu behaupten. Gleich bei seiner Zurückkunft erhielt er Nachricht von der Ermordung seines Bruders, von der Anwesenheit eines neuen Statthalters, von der gänzlichen Niederlage des Almagro und der Vernichtung der Parthei von Chili. Sein Nebenbuhler war nicht mehr, einen Feind hatte er also weniger; mit dem Castro glaubte er auch bald fertig werden zu können, um

seine

seine Rechte auf die von seinem Bruder geführte Statthalterschaft geltend zu machen. Dazu kam noch der für ihn günstige Umstand, daß von Spanien aus noch ein Unterkönig dem Statthalter an die Seite gesetzt wurde, weil dieser versäumt hatte, durch Geschenke sich der Gunst des Hofes zu versichern. Bei der Verwirrung, die durch die Ankunft dieses Unterkönigs in Ansehung der Grenzen seiner und des Statthalters Gerichtsbarkeit entstand, ward es dem Gonzalez nicht schwer, sich eine Parthei zu erwerben, und sich an deren Spitze zur Behauptung seiner von seinem Bruder ihm aufgeerbten Rechte zu stellen. Die Bedrückungen, die der neue Unterkönig Nugnez Vela an seinen Unterthanen, besonders an der Parthei des Castro verübte, erregten allgemeinen Unwillen, und alle Mißvergnügten richteten dabei ihre Augen auf den Gonzalez Pizarro. — Von allen Orten her bekam er Bittschriften, daß er den Bedrängten beistehen möchte, wobei ihm Habe und Güter zur Bestreitung der Kosten angeboten wurden. — Gonzalez war zwar das nicht, was seine Brüder gewesen waren; doch aber besaß er Ehrgeitz und Muth genug, um nicht zu vergessen, daß sein Bruder Ferdinand in Madrid gefangen sitze, daß des Franz Pizarro Kinder in des Vicekönigs Händen, und von diesem auf einem Schiffe in Verwahrung gehalten würden, und daß er selbst durch die vom Hofe aus getroffenen Anstalten zu einem gemeinen Privatmanne heruntergesetzt sey. Er dachte also auf Rache für sich und seine Familie, wozu ihm jene Gewaltthätigkeiten des Vicekönigs, das allgemeine Schreien seiner Landsleute, und die Ueberzeugung, daß auch er selbst nächstens das Opfer der Grausamkeit werden dürfte, Aufforderung genug waren.

Beseelt von diesen Gedanken der Rache brach er auf und zog nach Cusco. Alle Einwohner kamen ihm entge-

gen und empfiengen ihn als ihren Befreier mit den größten Freudensbezeugungen. Sie ernannten ihn zum Generalprocurator der Spanischen Nation in Peru, und autorisirten ihn, ihre Vorstellungen und Beschwerden der königlichen Audienz zu Lima (die gleich bei der Ankunft des Vacca de Castro daselbst errichtet war) vorzutragen. Auf seinem Marsch nach Lima, den er, ohne sich sehr lange in Cusco zu verweilen, antrat, schlugen sich noch mehr Mißvergnügte zu ihm, und unter andern sogar ein ansehnliches Korps, das der Vicekönig gegen ihn angeworben hatte. Noch ehe er dort ankam, hatte sich der Vicekönig mit der königlichen Audienz entzweiet, die seine tyrannische Strenge mißbilligte, und sich ihm in allen Dingen widersetzte. Sie öffnete sogar die Gefängnisse, und setzte die durch ihn Eingekerkerten in Freiheit, ihn selbst aber nahm sie, da ihn seine eigne Garde verlassen hatte, gefangen und schickte ihn auf eine öde Insel an der Küste.

Die Richter der Audienz ließen darauf den Pizarro ersuchen, daß er seine Truppen verabschieden und allein nach Lima kommen möchte. Carvajal, Pizarro's Vertrauter, rieth ihm aber, geradezu die Würde eines Gouverneurs und Generalprocurators der Provinz zu begehren und sein Verlangen mit den 1200 Mann, mit denen er unter den Thoren von Lima stand, zu unterstützen. Da die Richter aber Bedenklichkeiten fanden, in dies Begehren zu willigen, drang Carvajal bei der Nacht in die Stadt und ließ eine Anzahl von denen, die sich widersetzt hatten, ohne alle Formalität aufknüpfen. Am folgenden Morgen willigte die Audienz in Pizarro's Begehren, und er hielt mit vielem Pomp seinen Einzug in Lima. — Als Vacca de Castro sahe, daß alles dem Gonzalez zufiel, und daß er vor der Hand unter diesen verwirrten Umständen nichts

würde

würde ausrichten können, gab er der Uebermacht nach, zog sich in aller Stille nach Panama zurück, und überließ dem Pizarro die Oberherrschaft von Peru.

Johann Alvarez, ein Mitglied der Audienz, der den Vicekönig von seiner Insel nach Spanien bringen sollte, setzte ihn in Freiheit, sobald er das Meer erreicht hatte, und unterwarf sich ihm. Dieser verlangte nach Tumbez zurückgebracht zu werden, und kaum war er da wieder angelangt, als er sogleich von neuem von seiner Würde als Vicekönig Besitz nahm, und viele angesehene Personen, die an allem, was bisher zu Cusco und Lima vorgefallen war, keinen Antheil genommen hatten, schlugen sich auf seine Seite. Pizarro's Strenge gegen alle, die ihm verdächtig waren, gewann ihm noch mehrere Anhänger, und unter andern einen der ersten Offiziere des Pizarro, mit Namen Centeno, der seinem Gebieter schon öfterer böse Streiche gespielt hatte, und die jetzigen Umstände als eine bequeme Gelegenheit ansah, sich von ihm zu trennen und sich zur Gegenparthei zu schlagen.

Pizarro gieng gerade auf den Vicekönig los, und dieser sah sich genöthigt, sich nach Quito zurückzuziehen; jener aber zog ihm durch die öden, gebirgigten Gegenden mit vieler Mühe nach. Kaum hatte sich dieser nach Quito retirirt, als auch schon Carvajal mit Pizarro's Avantgarde vor der Stadt erschien, ihn nöthigte, die Stadt zu verlassen und sich in die Provinz Popayan zurückzuziehen. Viele seiner Offiziere riethen ihm, mit dem Pizarro einen Vergleich zu schließen; doch davon wollte er durchaus nichts hören und sagte stets: „mit „Rebellen müsse man nur mit dem Degen in der Hand „reden." — Er kehrte hierauf nach Quito zurück, Pizarro stieß auf ihn, und so kams am 18ten Januar

1546 zu einem hitzigen Treffen, worin Pizarro die Feinde zum Weichen brachte. Der Vicekönig selbst blieb, nach vielen empfangenen Wunden, auf dem Platze; man hieb ihm den Kopf ab und steckte ihn öffentlich auf. Die Verwirrung ward allgemein, und auch Centeno's Truppen wurden dergestalt geschlagen und zerstreut, daß er selbst mit einigen wenigen, die ihm übrig geblieben waren, mehrere Monate lang in einer Höhle sich versteckt halten mußte. Alle Einwohner in Peru, von Popayan bis an die Grenzen von Chili, ergaben sich an den Pizarro. Sein Admiral, Hinojosa, machte sich nicht nur vom Südmeere, sondern auch von Panama Meister, legte in Nombre de Dios auf der andern Seite der Landenge von Darien eine starke Garnison, und schnitt damit alle Gemeinschaft zwischen Spanien und Peru gänzlich ab.

Pizarro blieb nun eine Zeitlang zu Quito, und die Einwohner, die ihn als ihren Beschützer verehrten, überließen sich der ausgelassensten Freude über seine Anwesenheit; er selbst aber berathschlagte sich ernstlich, was nun zu thun sei, sich recht fest zu setzen, und die Grenzen seines Gouvernements immer mehr zu erweitern. Sein Hauptrathgeber war der ihm ganz ergebene, beinahe 80 jährige Carvajal. Und dieser war der Meinung: „entweder alles, oder nichts! Wer in einem Lande, einer kaiserlichen Commission ohngeachtet, einmal die „höchste unumschränkte Macht sich angemaßt, dem Vicekönig eine Schlacht geliefert und ihm sogar den Kopf „genommen hat, der muß an keine Aussöhnung mit seinem Souverain weiter denken; er muß selbst Souverain „des Landes sein, das er und seine Anverwandten entdeckt und erobert haben. Von ihm allein muß es abhängen, Ländereien auszutheilen, Orden zu stiften, „und sich dadurch den er will, verbindlich zu machen.

„Er

„Er muß ferner eine Coya (Sonnentochter) heirathen, „um auch die Eingebornen des Landes zu gewinnen, und „so sein Ansehen zu behaupten wissen, — und was wird „Spanien gegen einen solchen ausrichten können?“ — — Dieser Meinung des Carvajal traten die übrigen Rathgeber bei, und unterstützten dieselbe noch durch die Behauptung: daß auf ähnliche Weise alle großen Reiche und Monarchieen entstanden seien.

Dem Ehrgeitze des Pizarro schmeichelten diese glänzenden Aussichten; doch aber fühlte er sich nicht stark genug, allen diesen Forderungen ein vollkommenes Genüge leisten zu können: vielmehr war er schon damit zufrieden, wenn er nur vom Spanischen Hofe die Bestätigung seiner jetzigen Würden erhalten könnte. In dieser Absicht schickte er einen Gesandten nach Spanien, der seine Verdienste herausstreichen, die Lage der Sachen gehörig darstellen, und den Kaiser und seine Minister dadurch bereden sollte, ihn in seinem Posten zu bestätigen. Unterdessen aber hatte der Hof die Niederlage und den Tod des Vicekönigs vernommen. Kaiser Karl war in Deutschland; sein Sohn Philipp und ein Staatsrath besorgten daher die Spanischen Angelegenheiten. Die meisten Mitglieder dieses Staatsraths fanden Pizarro's Benehmen strafbar, aber nicht die Mittel, ihn zu bestrafen. Man hatte keine Truppen im Lande übrig, und wenn das auch der Fall gewesen wäre, so wußte man doch nicht, wie man sie sicher nach Peru bringen könne, denn Pizarro hatte alle Landungsplätze und alle Straßen, die ins Land führten, stark besetzt, und wo es nicht besetzt war, war der Unweg zu weit, zu gefährlich und unbekannt. Es blieb also der Regierung nichts anders übrig, als den Weg der Güte einzuschlagen, zumal, da Pizarro doch noch Unterwürfigkeit gegen seinen rechtmäßigen Herrn, den Kaiser, geäußert hatte. Zu dem Ende

wurde Piedro de la Gasca, ein Priester und Inquisitionsrath, der schon mehrere wichtige Angelegenheiten mit vielem Verstande glücklich ausgeführt, und dessen persönlicher Charakter sehr viel Empfehlendes hatte, ernannt, und, da der Kaiser die auf diesen Mann gefallene Wahl im höchsten Grade billigte, mit dem Titel eines Präsidenten der Audienz von Lima, nach Peru abgeschickt. Der alte uneigennützige Mann nahm diesen Ruf, seines Alters und seiner schwächlichen Gesundheit ohngeachtet an, und verlangte keine andre Belohnung, als daß man die Versorgung seiner Familie in seiner Abwesenheit übernehmen sollte; dabei aber forderte er uneingeschränkte Vollmacht zu handeln, wie ers den Umständen nach für gut finden würde, weil er wegen Entfernung der Regierung nicht immer neue Verhaltungsregeln einholen könnte. Die Minister machten gegen diese Forderung anfänglich Schwierigkeiten; der Kaiser aber, der ein unbeschränktes Zutrauen in ihn setzte, bewilligte ihm alles; Strafen, Belohnungen, Güte oder Gewalt — alles nach den Umständen und nach seinem Gutbefinden.

Gasca machte sich auf den Weg und kam glücklich auf der Landenge von Darien an. Zu Nombre de Dios fand er den Hernandez Mexia mit einer starken Garnison, der ihn, da er mit so viel Simplicität und ohne alle Arroganz sich ankündigte, mit großer Achtung aufnahm; von da gieng er nach Panama, wo er von dem Hinojosa eben so ehrenvoll empfangen ward. „Ich bin ein Bote des Friedens, — sagte er aller Orten — und nicht ein Diener der Rache. Ich komme her, unnöthige Gesetze aufzuheben, Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen, das Vergangene zu vergeben, und für die Zukunft zu sorgen.“ — — Alles war geneigt, ihm beizufallen, alles freute sich über seine Ankunft;

kunft; nur Pizarro war gegen ihn aufgebracht und faßte den Entschluß, sich seinem weitern Vordringen zu widersetzen, weil er den Verlust seines Gouvernements voraus sah.

Dies zu verhindern, schickte er eine neue Deputation nach Spanien, um theils sein bisheriges Verhalten zu rechtfertigen, theils im Namen des ganzen Reichs Peru die Bestätigung seiner Würde auf Lebenslang, als das einzige Mittel, die Ruhe wieder herzustellen, zu suchen. Die Deputirten eröffneten dies zuerst dem Präsidenten und baten ihn zu gleicher Zeit, Panama zu verlassen und nach Spanien zurückzukehren. Hinojosa sollte ihm auf diese Bedingung 50000 Piaster zur Schadloshaltung für seine Reisekosten auszahlen, im Weigerungsfall aber ihn heimlich mit Gift aus dem Wege räumen. Hinojosa aber that von dem allen gerade das Gegentheil. Er erkannte sogar den Gasca öffentlich für seinen rechtmäßigen Oberherrn, seine Leute thaten ein Gleiches, die Deputirten des Pizarro folgten seinem Beispiel, und so sahe sich Gasca als Meister von der Flotte, über welche Hinojosa gesetzt war, von Panama und von allen dortigen Truppen.

Nun war Pizarro aufs äußerste aufgebracht, und ließ dem Gasca zum Schein den Proceß machen, daß er sich seiner Schiffe bemeistert, seine Officiere verführt, und seine Deputirten verhindert hätte, nach Spanien zu gehen. Er trug sogar kein Bedenken dem Gasca im Namen des Kaisers den Kopf abzusprechen und an der Spitze von 1000 Mann, die dem Pizarro wider einen vermeintlichen Verräther zu dienen, von allen Orten her sich eingefunden hatten, zog er nun gegen Gasca zu Felde.

Als Gasca sahe, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben werden müsse, brachte er von Nicaraqua, von Carthagena

thagena und aus andern Colonien Truppen zusammen und schickte sie im April 1547 nach Peru. Ueber diese Erscheinung verbreitete sich ein allgemeines Schrecken. Allein, da die Truppen nirgends einen Einfall thaten, sondern sich blos begnügten, den Willen des Spanischen Hofes bekannt zu machen, nach welchem allgemeine Verzeihung für jedermann, und die Widerrufung der letztern Edicte notificirt wurde; so fiel alles, was über den Pizarro mißvergnügt und dem Spanischen Hofe noch einigermaßen zugethan war, dem Gasca zu: selbst Centeno schlich sich aus seiner Höle heraus, rückte mit etwa 50 seiner alten Anhänger in der Nacht vor Cusco und nahm es, trotz der darin befindlichen 500 Mann starken Garnison, weg. Bald brachte er auch noch ein anderes, weit beträchtlicheres Corps zusammen, und rückte damit gegen den Pizarro ins Feld.

Nun sahe Pizarro einen Feind vom Lande und einen andern vom Meere her auf sich anrücken, dennoch aber verlor er den Muth nicht. Dem Centeno gieng er, weil daher die Noth am dringendsten war, zuerst entgegen. Während der Nacht aber verließen ihn eine Menge der Seinigen und giengen zum Feinde über, und da er bei dem See Titicaca den Feind vor sich sahe, waren ihm kaum noch 400 Mann übrig, auf die er mit Sicherheit rechnen konnte; Centeno war wenigstens noch einmal so stark. Am 20. October kamen beide Armeen an einander, und Pizarro's Muth, durch Carvajals militärische Talente unterstützt, verschaffte ihm endlich, nach langem, hartnäckigem Kampfe den vollständigsten Sieg und eine unermeßliche Beute, die sich auf eine Million und 400000 Piaster soll belaufen haben. Dem Ueberwundenen ward aufs grausamste begegnet und alles fiel dem Pizarro wieder zu.

An

An andern Orten gieng es so glücklich nicht. Denn kaum hatte sich Pizarro von Lima entfernt, als die Einwohner, seiner Bedrückungen müde, die königliche Fahne aufsteckten, und sich dem Admiral der königlichen Flotte ergaben. — Um eben diese Zeit hatte Gasca zu Tumbez gelandet und alle Colonieen auf der Ebene fielen ihm zu, so daß Cusco und die angrenzenden Provinzen, dem Pizarro, alles übrige aber, von Quito bis gegen Süden hin, dem Gasca zugehörte. Dieser drang nun ins Innere des Landes ein, zeigte aller Orten gleiche Sanftmuth und Friedfertigkeit, warf niemanden das Vergangene vor, suchte die Einwohner mehr zu gewinnen, als zu bestrafen, und handelte durchgängig wie ein Vater mit seinen Kindern. Bei dem allem aber vergaß er auch nicht, sich zum Streit zu rüsten, und im Thale Xauxa, auf dem Wege von Quito nach Cusco, war der Sammelplatz seiner Truppen. Hier campirte er einige Monate, theils um einen Vergleich mit dem Pizarro zu versuchen, theils seine Truppen gehörig zu üben. Allein alle Versuche zu einem Vergleiche mit dem Pizarro waren vergeblich, so sehr ihn auch selbst Carvajal dazu rieth; und Gasca sahe sich genöthigt, mit 1600 Mann gegen Cusco anzurücken.

Pizarro ließ den Feind über die Flüsse zwischen Guamanga und Cusco bis auf 4 Meilen gegen die Stadt, ruhig vorrücken, in der Hoffnung, ihm nachher den Rückzug abzuschneiden, wenn er ihn geschlagen haben würde, und so dem Kriege mit einemmale ein Ende zu machen. Carvajal wählte seine Stellung, wie es von einem alten erfahrnen Krieger zu erwarten war. Es war ein ganz besonderer Anblick, beide Heere gegen einander über zu sehen. Pizarro's Soldaten, Pferde, Waffen und Fahnen, alles glänzte von Gold, Silber, und künstlichen Stickereien; — Gasca hingegen gieng

mit dem Erzbischof von Lima, mit den Bischöfen von Quito und Cusco und einem Haufen anderer Geistlichen, durch die Reihen und Glieder, theilte den Seegen aus, und ermahnte seine Leute, ihre Schuldigkeit zu thun.

Das Treffen nahm seinen Anfang; allein zu Pizarro's Erstaunen gaben seine vornehmsten Officiere, auf die er sich so gänzlich verlassen hatte, ihren Pferden die Sporen, und jagten zum feindlichen Heer. Pizarro's Armee gerieth in Bestürzung über diese Verrätherei, — Mißtrauen und Verwirrung verbreiteten sich von Glied zu Glied; einige stahlen sich heimlich fort, andere warfen das Gewehr weg und giengen zum Gasca über. Pizarro, Carvajal und andre, brauchten Autorität, Bitten, Drohungen, die Ausreißer zum Stillstehen zu bringen, — alles umsonst! in weniger als einer Stunde war das ganze Heer zerstreut. Gasca wußte die Verwirrung in der sich Pizarro befand, geschwind zu benutzen, drang mit aller Gewalt in den noch fechtenden Ueberrest ein, und bekam beide, sowohl den Pizarro als den Carvajal gefangen. Nun war der Krieg zu Ende und das Schicksal von Peru entschieden. Am folgenden Tage ward Pizarro öffentlich enthauptet, und Carvajal aufgeknüpft. Dies war das Ende der ersten Entdecker und Eroberer von Peru.

Nach Pizarro's Tode hatte jedermann die Waffen niederlegt und die allgemeine Ruhe schien wieder hergestellt zu sein. Noch zwei Dinge blieben für Gasca zu thun übrig. Arbeit und Beschäftigung für so viel unruhige Köpfe ausfindig zu machen, und deren Treue und Tapferkeit zu belohnen, denen er den glücklichen Fortgang seiner Sachen zu verdanken hatte. Für die ersten sorgte er dadurch, daß er dem Valdivia auftrug, die Eroberung von Chili zu vollenden, und dem Centeno die Vollmacht ertheilte, die Entdeckung der am Flusse

la Plata liegenden weitläuftigen Länder, zu verfolgen. Eine Menge Soldaten und andre Abentheurer, die allenthalben und nirgends zu Hause waren, fanden sich an, um unter diesen beiden Anführern ihr ferneres Glück zu versuchen, und dadurch wurde das Land von vielen Müssiggängern, die sonst vielleicht noch immer aufgelegt gewesen wären, neue Unruhen anzuzetteln, glücklich befreiet. — Unter die andern, verdienstvolleren theilte er sodann mit großer Unpartheilichkeit und eben so großer Uneigennützigkeit die eroberten Ländereien aus, ohne auf das Geschrei derer zu achten, die sich als Verdienstvolle ankündigten und es im Grunde doch nicht waren. Er setzte aber auch für die Zukunft die Verwaltung der Gerechtigkeit auf einen bessern Fuß, versahe die Obrigkeiten mit der ihnen nöthigen Gewalt, und sorgte dafür, daß die öffentlichen Abgaben auf die simpelste Art erhoben werden konnten. Endlich gab er auch Gesetze, wie die Indianer in Zukunft behandelt, und der Religionsunterricht eingerichtet werden sollte, ohne daß darüber die nöthige Arbeit versäumt würde.

Und nun legte Gasca sein Gouvernement vor der königlichen Audienz nieder, kehrte in den Privatstand, und am 1. Februar 1550 nach Spanien zurück. Er nahm etliche Millionen Piasters mit sich, die er durch seine kluge Haushaltung der Regierung gewonnen hatte, und ward bei seiner Zurückkunft, wie es seine Talente und seltenen Tugenden verdienten, empfangen. Sich selbst hatte er, bei der schönen Gelegenheit, reich zu werden, ganz vergessen, denn er kehrte eben so arm nach Spanien zurück, als er von da ausgereiset war. Der Kaiser Carl gab ihm nach seiner Zurückkunft das Bisthum von Palencia, wo er die übrigen Tage seines Lebens in Ruhe und Einsamkeit beschloß. Arm blieb er aber bis ans Ende, so daß er einst eine Bittschrift eingeben muß-

te, einige kleine Schulden zu bezahlen, die er während seiner Dienstzeit gemacht hatte.

Die Spanier, ohngeachtet der öftern Veränderung ihrer Statthalter in Peru, waren nicht weniger begierig, ihre Eroberungen zu vergrößern, als geschickt, ihre Herrschaft zu befestigen. Sie erhielten von Zeit zu Zeit neuen Beistand aus Europa, und in Kurzen sahen sie sich als unumschränkte Herrn von diesem schönen und reichen Lande. Es entstand darin sehr bald eine völlig Spanische Regierung. Die größern Provinzen bekamen Statthalter, es wurden königliche Audienzias errichtet, die Erzbischöfe, Bischöfe, und die Inquisitionsgerichte verrichteten ihr Amt, wie in Madrid.

Berichtigungen im ersten Bande.

Seite	Zeile	
3.	18.	statt Helenen lies Pelasger.
8.	12. u. 13.	st. Touxan l. Toupan.
8.	28.	st. Fablem l. Emblem.
9.	5.	st. ihn l. ihr.
11.	3.	von unten st. Orten l. Orden.
29.	5.	v. u. st. Qualen l. Qualm.
30.	27.	st. einen l. einem.
35.	1.	st. möge l. möchte.
39.	18.	st. stimmen l. stimmten.
40.	16.	st. ihn l. ihm.
44.	12.	st. ihn l. ihm.
53.	16.	st. Beschwerungsscene l. Beschwörungsscene.
68.	4.	st. Metempsyhose l. Metempsychose.
74.	13.	st. wovon l. woran.
75.	6.	v. u. fehlt nach dem Worte sollte, das Wort: die.
82.	8.	v. u. fehlt nach dem Worte sie, das Wort: nicht.
85.	9.	v. u. muß das zweitemal selbst wegfallen.
91.	1.	v. u. st. dem letztern: worden l. werden.
108.	4.	st. auch l. auf.
109.	15.	st. es l. haben.
110.	3.	st. noch l. oder.
112.	2.	st. seiner l. feiner.
115.	22.	st. ihrer l. ihre.
117.	1.	st. welchem l. welchen.
117.	25.	st. sollten l. sollte.
118.	22.	st. zugethan l. zugehören.
119.	5.	v. u. st. Lüsten l. Listen.
121.	4.	st. Porzellanscheuren l. Porzellanschnuren.
133.	17.	ist das Wort: wird wegzustreichen.
139.	5.	st. werden l. wird.
139.	7.	fehlen hinter dem Worte Pallisaden die Worte: zu wehren.
140.	5.	st. ausdehnen. l. ausnehmen.
143.	11.	st. länglich, rund, l. länglichrund.
152.	17.	st. daran l. davon.
152.	9.	v. u. st. daß l. das.
174.	11.	st. daß l. das.
177.	19.	st. es, l. dies alles.
182.	13.	st. Familien l. Familie.
183.	7.	v. u. st. Streifzüge zur Unzeit l. unzeitige Streifzüge.
207.	8.	v. u. st. Muskoten l. Muskiten.
239.	7.	v. u. in der Note, st. Nohakierland l. Mohakierland.
262.	2.	v. u. st. im l. vom.
263.	9.	st. angemacht l. angemahlt.
315.	3.	v. u. st. Tockedo l. Toledo.
317.	1.	st. 1592. l. 1492.

Seite

Seite	Zeile	
339.	3.	st. Gomora l. Gomera.
374.	12.	st. uns l. nur.
376.	12.	st. verhandelte l. erhandelte.
396.	17.	st. ansehnlichsten l. angesehensten.
397.	5.	st. ersetzen l. versetzen.
416.	11.	st. gehaspelt l. geraspelt.
424.	4.	im 2ten Kap. st. festgesetzten l. fortgesetzten.
440.	3.	st. verstoßen l. zerstoßen.
468.	16.	st. Moralität l. Mortalität.
482.	3.	st. dieser l. der.
508.	11.	st. eingebildeten l. vergeblichen.
528.	2.	st. der größte l. Einer der größten.

Berichtigungen im zweiten Bande.

Seite	Zeile	
5.	6.	ſtatt Jahren lies Tagen.
11.	1.	fehlt nach dem Worte in, das Wort: die.
21.	17.	ſt. daß l. das.
29.	23.	ſt. Vorbeugungen l. Verbeugungen.
36.	15.	ſt. ihn l. ihnen.
48.	19.	ſt. der l. des.
67.	10.	ſt. ſie l. ihn.
74.	4.	ſt. Geſchenk l. Geſchmack.
75.	10.	ſt. Piroquen l. Piroguen.
75.	9.	v. u. ſt. denjenigen l. diejenigen.
99.	8.	v. u. ſt. erſuchte l. verſuchte.
123.	13.	v. u. ſt. angehörigen l. Angehörigen.
124.	15.	ſt. bedächten l. bedachten.
153.	10.	ſt. Stropfen l. Strophen.
155.	17.	ſt. dem erſten die l. und der.
165.	4.	v. u. ſt. er l. es.
169.	5.	in der Ueberſchrift ſt. kräftige l. künftige.
171.	15.	v. u. ſt. ſetzten l. ſalzten.
172.	6.	v. u. ſt. Geſetze l. Gefolge.
173.	9.	ſt. Moaca l. Manca.
177.	11.	ſt. lebte l. lebt.
182.	11.	fehlt nach dem Worte und das Wort aus.
182.	8.	v. u. ſt. worden l. werden.
186.	2.	in der Ueberſchrift ſt. Hatunoaci l. Hatuncaci.
193.	1.	in der Note ſt. feindlichen l. friedlichen.
203.	3.	in der Ueberſchrift ſt. Yucatom l. Yucatan.
205.	8.	ſt. wurde l. würde.
219.	6.	fehlt nach dem Worte als, das Wort er.
219.	16.	ſt. dem l. den.
243.	5.	v. u. ſt. zugleich l. ſogleich.
244.	9.	ſt. alſo l. ſie.
—	—	fehlt nach dem Worte jetzt das Wort durch.
—	17.	fehlt nach dem Worte Nation, das Wort und.
248.	8.	ſt. der l. den.
254.	3.	fehlt nach dem Worte bediente, das Wort ſich.
266.	17.	ſt. Navathaca l. Navatlaca.
280.	11.	v. u. ſt. einer l. meiner.
404.	8.	ſt. ſie l. ſo.
330.	14.	v. u. ſt. zeugte l. zeigte.

(Seite 64, in der Note, muß die Zahl nicht 216, ſondern 292 heißen.
„ 70, „ „ „ „ „ „ „ 176, „ 237 „)

